

The book cover is dark with a decorative border. In the center, a figure with horns and a beard holds a cube. The background is filled with various occult symbols, including triangles, circles, and a large star. The title is written in a large, white, gothic-style font.

Das Buch ohne Gnade

Anonymus



ANONYMUS

Das Buch ohne Gnade

ROMAN

(Schätzen wir)

Übersetzung aus dem
Englischen von
Michael Kubiak

IMPRESSUM

Lübbe Digital

Vollständige E-Book Ausgabe

des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch bei Lübbe Audio lieferbar

Titel der englischen Originalausgabe:

»The Devil's Graveyard«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2010 by The Bourbon Kid

Published by arrangement with Michael O'Mara books Limited, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Textredaktion: Gerhard Arth, Molzhain

Umschlaggestaltung: © Patrick Knowles

Umschlagmotiv: © Patrick Knowles Design

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-8387-0438-8

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

*Lieber Leser,
es ist niemals ungefährlich, sich auf Annahmen zu verlassen.
Insbesondere ist es niemals ungefährlich, sich auf Annahmen bei Dingen zu
verlassen, die ungefährlich erscheinen oder auch nicht.
So gut wie sicher sind sie es nicht.*

Anonymus

EINS ♦

Scheiiiiße! Es stimmte schon, es ging nichts über einen anständigen Hubraum. Die Maschine in diesem Schlitten hatte wirklich Power ...

Für Johnny Parks ging endlich ein lebenslanger Traum in Erfüllung. Am frühen Morgen mit über hundertsechzig Sachen einen verlassenen Highway hinunterzurasen war aufregend. Dass er in einem Streifenwagen saß und einen berüchtigten Serienmörder in einem schwarzen Pontiac Firebird verfolgte, gab dem Ganzen einen zusätzlichen Kick.

Das Funkgerät erwachte knisternd und die Stimme des Chiefs erklang zum dritten Mal laut und deutlich während der letzten zwei Minuten.

»Ich wiederhole, alle Einheiten bleiben zurück. Der Flüchtige wird *nicht* bis auf den Devil's Graveyard verfolgt! Ich erwarte Bestätigung – das ist ein verdammt Befehl!«

Johnnys Partner auf dem Beifahrersitz, Neil Silverman, griff nach unten und drehte am Lautstärkeknopf des Funkgeräts, bis nacheinander die Stimmen der anderen Beamten, die den Empfang der Meldung bestätigten, verstummten. Die beiden Cops grinnten und nickten.

Währenddessen jagten sie an der riesigen Tafel am Straßenrand vorbei. Dort war zu lesen:

Willkommen auf Devil's Graveyard

Johnny beobachtete im Rückspiegel, wie die Kette der anderen sieben Streifenwagen hinter ihm stoppte, kehrte um und sich entfernte. *Feige Bande*. Das war seine Stunde – *nun ja, seine und Neils*, dachte er. Normalerweise wäre keiner von ihnen beiden an einer solchen hochkarätigen Verfolgungsjagd beteiligt gewesen, aber an diesem Morgen waren so viele Beamte getötet worden, dass sie den Einsatzbefehl erhielten. Beide Männer waren Anfang zwanzig und hatten erst vor einem halben Jahr die Polizeiakademie absolviert. Neil war der beste Pistolenschütze seines Jahrgangs und hatte eine glänzende Karriere in der Truppe vor sich. Was Johnny betraf, so fand er es einfach nur aufregend, den Meisterschützen über den Highway zu fahren. Wenn überhaupt jemand den Fahrer des Firebird zur Strecke bringen würde, dann war es sein Kumpel Neil – was der Grund dafür war, dass Johnny so erpicht darauf war, die Jagd noch ein wenig fortzusetzen, obgleich es bedeutete, den Befehl des Chiefs zu missachten.

Während ihn die Wüstensonne mit ihrem grellen Licht blendete, bemühte sich Johnny, den Wagen unter Kontrolle zu behalten, während sie allmählich zu dem Firebird aufholten. Über den Highway mit seinen Sandverwehungen und Geröllpassagen zu navigieren, während er gleichzeitig versuchte, einen Wahnsinnigen aufzuhalten, der mindestens drei andere Fahrzeuge von der Straße gerammt hatte, erforderte sein ganzes Können.

Wenn Neil der beste Schütze in der Truppe war, dann betrachtete Johnny sich als den besten Fahrer. Als Teenager war er ein fanatischer Stockcar-Fahrer gewesen, hatte stundenlang auf einer eigens dafür angelegten Sandpiste auf der Farm seines Vaters trainiert und zahlreiche Rennen auf dem örtlichen Rundkurs gewonnen. Es waren seine Fahrkünste, die ihn bei seiner Verlobten Carrie-Anne, der Anführerin der Cheerleader-Truppe an seiner Highschool, hatten landen lassen. Sie erwarteten jeden Tag die Geburt ihres ersten Kindes. Wenn Johnny den Ruhm und die Vorteile einheimste, die ihm zuteilwürden, weil er Teil des Duos war, das den Bourbon Kid zur Strecke brachte, hätte sein zukünftiges Kind einen Vater, auf den es stolz sein konnte.

»Komm schon, Johnny! Ich kann von hier keinen genauen Schuss anbringen!«, brüllte Neil und zielte mit dem Revolver aus dem offenen Fenster. »Bring uns näher ran!«

Johnny rammte den Fuß aufs Gaspedal und versuchte, die Front ihres Streifenwagens auf gleiche Höhe mit dem Heck des Firebird zu bringen.

»Zielst du auf die Reifen?«, rief er über den Lärm des Motors und des Windes, der durch die

offenen Fenster piff.

»Nee. Auf den Fahrer.«

»Solltest du nicht die Reifen aufs Korn nehmen?«

Neil löste den Blick von dem schwarzen Wagen vor ihnen und schaute kurz zu Johnny.

»Hör mal, wenn ich diesen Kerl erledige, dann sind wir verdammte Helden, Johnny. Stell dir doch nur mal vor – irgendwann kannst du deinem Jungen erzählen, dass du den schlimmsten Massenmörder der Geschichte zur Strecke gebracht hast!«

Während er mit einem Auge auf die Straße achtete, erwiderte Johnny das Grinsen seines Partners.

»Yeah. Das wäre obercool.«

»Ich kann's mir richtig vorstellen. Wir eröffnen Supermärkte, machen Werbung für Aftershave, das volle Programm.«

»Ich könnte ein neues Aftershave brauchen.«

»Nun, sieh du nur zu, dass du den Wagen ruhig hältst, dann Sorge ich schon dafür.«

»Kannst du ihn nicht nur verwunden? Ginge das? Hä?«

Neil schüttelte ungehalten den Kopf. »So'n Scheiß, was erwartest du von mir? Soll ich ihm die Scheißnase wegblasen? Ich bin gut, aber so gut bin ich auch nicht. Das ist niemand.« Er lehnte sich weiter aus dem Fenster und fügte hinzu: »Vergiss nicht, dass diese Sau heute Morgen mindestens zehn von unseren Leuten gekillt hat. Gute Männer. Männer mit Familien. *Fröhliches Halloween, der Boogeyman ist in der Stadt!*«

Dass Halloween war, hatte Johnny nicht vergessen. Die Bewohner – das heißt, die wenigen, die es noch gab – setzten niemals einen Fuß auf Devil's Graveyard, erst recht nicht an Halloween. In den Bars und Imbissrestaurants wurde ständig über das gemunkelt, was da draußen an jedem einunddreißigsten Oktober geschah. Es hieß, dass ganze Busladungen unschuldiger Trottel jedes Jahr reingefahren und nie wieder gesehen wurden. Die meisten Leute glaubten das. Das war das schmutzige kleine Geheimnis der Stadt. Johnny hatte bereits das Schild passiert, das anzeigte, dass sie sich auf tödlichem Territorium befanden. Es war schon dämlich genug, mit einem Streifenwagen hinter dem Serienmörder, den alle nur als Bourbon Kid kannten, herzurasen, aber diese Jagd bis auf Devil's Graveyard fortzusetzen und das an Halloween ... nun, das war in etwa genauso Idiotisch wie ein Bungeesprung ohne Seil.

»Okay, Neil, hab schon verstanden. Beeil dich nur, diesen Hurensohn zu erwischen. Und dann lass uns verdammt noch mal schnellstens von hier verschwinden.«

»Du sagst es, Kumpel.«

Die Straße dehnte sich vor ihnen endlos bis zum Horizont und schimmerte in der frühmorgendlichen Sonnenhitze wie eine Fata Morgana. So weit das Auge reichte, gab es keine Gebäude, keinen weiteren Verkehr. Abermals lehnte Neil sich aus seinem Fenster und zielte mit der Pistole auf das dunkel getönte Heckfenster des Firebird. Der Fahrtwind ließ sein normalerweise adrett gekämmtes blondes Haar wild um seinen Kopf flattern.

»Komm zu Daddy, du Schweinebacke«, flüsterte er.

Eine Millisekunde, bevor Neil feuerte, trat der Fahrer des Firebird auf die Bremse und brachte beide Wagen auf gleiche Höhe. Neil hatte bereits abgedrückt. Die Kugel verfehlte ihr Ziel und sirrte an der Front des anderen Wagens vorbei. Johnny bremste ebenfalls scharf, aber ehe er begriff, was geschah, senkte sich das Seitenfenster auf der Fahrerseite des Firebird. Die Zwillingsmündung einer Schrotflinte mit abgesägten Läufen erschien in der Öffnung. Sie zielten auf sie. Johnny riss den Mund auf, um Neil zuzurufen, er solle sich ducken, aber –
BOOM!

Es geschah so schnell, dass Johnny kaum Zeit hatte zu blinzeln, geschweige ein Wort über die Lippen zu bringen, um seinen Partner zu warnen. Die massive Schrotladung blies den größten Teil von Neils Kopf weg und spritzte ihn auf Johnnys Gesichtshälfte. Blut, Haare und

Gehirnfetzen flogen ihm in den offenen Mund, und er quiekte ein gequältes »Oh, Scheiße!«. Der Schock ließ ihn die Kontrolle über den Wagen verlieren. Der Firebird schwenkte zu ihm herüber, und sein vorderer Kotflügel erwischte den Streifenwagen bei vollem Tempo. Johnny trat abermals auf die Bremse, aber es war viel zu spät. Seinen Händen war das Lenkrad bereits entglitten und drehte sich wild. Aus dem Augenwinkel sah er, wie der Firebird drei- oder viermal hin und her schlingerte, während sein Fahrer darum kämpfte, das Schleudern in den Griff zu kriegen, sich fing und den Highway hinunterraste. Mit kreischenden Reifen schlitterte der Streifenwagen von der Straße und auf das mit Steinen übersäte Wüstengelände daneben. Er prallte auf einen großen Felsklotz, drehte sich in der Luft und schleuderte dabei Neils leblosen Körper aus seinem Sitz.

Johnny fand sich kopfüber mitten in der Luft. Instinktiv krümmte er sich zur Seite und griff nach der Basis seines Sitzes und zog sich mit aller Kraft nach unten. Ihm war beigebracht worden, dass dies das Erste sei, das er tun solle, wenn sich sein Wagen während eines Rennens überschlug. Wenn das Dach des Wagens auf dem Boden aufschlug, müsste Johnny sich vor dem Aufprall schützen, indem er sich mit aller Kraft, komme was wolle, an seinem Sitz festhielt. Er hörte das Dach knirschen und knacken, als es auf dem Wüstenboden landete. Die Beulen im Blech verfehlten seinen Kopf nur um Zentimeter. Drei weitere Male drehte der Wagen sich um seine Längsachse und raubte Johnny jegliche Orientierung. Schließlich landete er auf der Seite, sodass Johnny gegen das Seitenfenster gepresst wurde und auf den sandigen Boden starrte. Der Wagen schaukelte noch ein paar Mal, ehe er endlich zur Ruhe kam.

Was von Neil übrig war, kippte auf ihn. Das verbliebene Auge seines toten Freundes starrte ihn leer an, und Blut tropfte auf ihn herab wie die Vorboten eines Regenschauers. Er hörte das Ticken des abkühlenden Metalls und nahm den beißenden Geruch ausströmenden Benzins wahr. Eine Sekunde, ehe er das Bewusstsein verlor, nahm Johnny sich vor, den Polizeidienst zu quittieren.

ZWEI ♦

Der Halloweenmorgen verlief auf Devil's Graveyard völlig anders als jeder andere Morgen. Wie jeden Tag öffnete Joe die Tankstelle um Punkt acht Uhr, aber alles andere an diesem Tag unterschied sich vom gewöhnlichen Ablauf. Er brauchte weniger als zehn Minuten in der frischen, kühlen Luft, um die Vorhängeschlösser an den beiden Tanksäulen zu entfernen und die Pumpen einzuschalten. Nicht einmal die Eidechsen, Schlangen und das diverse Ungeziefer, das ständig in der staubigen Einöde umherglitt und krabbelte, waren zu sehen. Falls das Getier einen Ort kannte, wo es für ein oder zwei Tage Winterschlaf ungestört war, konnte man darauf wetten, dass es sich dorthin zurückgezogen hatte.

Sleepy Joe's Diner war die einzige Raststätte an dem verlassenen Highway, der zum Hotel Pasadena führte. Sie diente auch als Tankstelle, und da es im Umkreis von hundertfünfzig Kilometern keine weiteren Tankstellen gab, hielten die meisten Leute, die zum Hotel wollten, dort zum Auftanken an. Und an den Tagen kurz vor Halloween liefen die Geschäfte immer am besten.

Joe freute sich auf das Festival fast genauso wie ihm davor graute. Alle möglichen seltsamen Typen kamen vorbei, um ihre Benzintanks und Mägen zu füllen. Neunzig Prozent von ihnen waren totale Spinner; die anderen zehn Prozent konnte man, höflich ausgedrückt, als unbedarf bezeichnet. Bisher hatte in den zwölf Jahren, die er die Tankstelle und das Imbissrestaurant besaß, Halloween immer das gebracht, was er erwartet hatte. Dass es dieses Jahr anders wäre, war unwahrscheinlich.

Nachdem er sich vergewissert hatte, dass die Zapfsäulen einwandfrei funktionierten und betriebsbereit waren, kehrte er in den sicheren Schutz des Restaurants zurück. Er wusste nur zu gut, dass der Frieden und die Stille draußen lediglich die Ruhe vor dem Sturm waren. Er wusste aus Erfahrung, was auf ihn zukam, und war dankbar, dass, wenn die Dinge später am Tag eine grässliche Wendung nahmen – wie es sicher geschehen würde –, er über einen tornadosicheren Keller verfügte, in dem er sich verkriechen konnte.

In der Küche im hinteren Teil des Restaurants setzte er eine Kanne Kaffee für Jackos alljährlichen Besuch auf. Dann erledigte er seine morgendlichen Hausarbeiten, während das Wasser durchs Kaffeemehl und in die Kanne tropfte.

Gegen halb neun hielt draußen, wie jeden Morgen, ein Lieferwagen mit den Zeitungen. An den meisten Tagen tauschte Joe mit Pete, dem Fahrer, Nettigkeiten aus und schwatzte mit ihm über die örtlichen Neuigkeiten. An diesem Morgen jedoch stieg Pete nicht mal aus dem Lieferwagen aus. Er drehte lediglich das Fenster auf der Fahrerseite herunter und warf einen Stapel Zeitungen, die durch eine Schnur zusammengehalten wurden, auf den Vorplatz. Das Paket landete vor Joes Füßen und wirbelte eine kleine Wolke Sand und Staub hoch.

»'n Morgen, Pete«, sagte Joe und tippte gegen seinen Mützenschirm.

»Hey, Joe. Bin heute Morgen spät dran. Muss gleich weiter.«

»Kann ich dich mit einer Tasse Kaffee locken? Ich habe gerade eine Kanne aufgesetzt.«

»Nein, trotzdem vielen Dank. Hab heute noch eine Menge zu erledigen.«

»Nun, ich sollte eigentlich mal bei dir bezahlen. Ich schätze, ich bin eine Woche im Rückstand.«

Pete begann das Fenster wieder hochzukurbeln. Es war nicht schwer zu erkennen, dass er an diesem Morgen nicht die Absicht hatte, länger zu bleiben.

»Ist schon okay, Joe, ich weiß, dass du mich nicht bescheißt. Du kannst morgen bezahlen. Oder später in der Woche, ist nicht so schlimm.«

»Bist du ganz sicher? Ich kann das Geld aus der Kasse holen.« Aber das hätte er sich sparen

können.

Das Fahrerfenster schloss sich und Pete lenkte den Wagen auf die Straße, wobei er Joe kurz zuwinkte. Bald war er nicht mehr zu sehen und unterwegs zum Hotel Pasadena.

An den meisten Tagen dauerte das Schwätzchen der beiden Männer an die fünf Minuten. Pete war normalerweise immer freundlich und dankbar für ein zwangloses Gespräch, aber an Halloween hatte er es immer eilig mit seinen Lieferungen. Auf dem Devil's Graveyard gab es nur zwei Lieferadressen – Sleepy Joe's Diner und das Hotel Pasadena –, daher nahm Joe es Pete nicht übel, dass er an diesem Morgen gleich weiterfuhr, auch wenn er ein wenig enttäuscht war.

Um Viertel vor neun hatte er den Imbiss offen und angeheizt und war bereit für die ersten Gäste. Entspannt und gelassen dem Tag ins Auge schauend, schenkte er sich den ersten Becher Kaffee ein und setzte sich an einen der runden Tische, um einen Blick in die Zeitungen zu werfen. In dem Imbiss standen nur acht Tische, jeder mit einer identischen rot-weiß karierten Tischdecke ausgestattet. Für einen neuen Gast, der zum ersten Mal hereinkam, wäre es niemals offensichtlich gewesen, dass Joe der Inhaber war. Er trug jeden Tag dieselbe blaue Jeanslatzhose, die er nur einmal in der Woche wusch. Sein schütteres graues Haar versteckte sich jeden Tag unter einer fünfzehn Jahre alten roten Baseballmütze, bis auf ein paar Büschel, die an den Ohren drunter hervorschauten. Silbergraue Bartstoppeln glänzten wie winzige Stacheln in seinem schlaffen alten Gesicht, und er setzte immer eine Miene wie drei Tage Regenwetter auf, ganz gleich in welcher Stimmung er sich befand. Sogar als er noch ein junger Mann war, machte der Witz die Runde, dass er aussehe, als hätte ihn der Blitz getroffen, während er gerade an einem Wettkampf im Fratzenschneiden teilnahm.

Die Schlagzeile der ersten Zeitung, die er zu sich heranzog, lautete: »Gesucht: tot oder lebendig – Belohnung \$100 000.« Unter der klotzigen Überschrift befand sich ein körniges Foto von einem Videoband irgendeiner örtlichen Überwachungskamera, das einen ganz in Schwarz gekleideten Mann mit fettigem schulterlangem Haar und einer dunklen Sonnenbrille zeigte. Laut dem Artikel, der zu der Schlagzeile gehörte, hatte der Mann eine Reihe bewaffneter Raubüberfälle in einer Kleinstadt in der Nähe verübt. Dabei hatte er einige örtliche Polizeibeamte sowie ein paar unschuldige Mitbürger getötet. Die Anzahl der Toten betrug mehr als dreißig, aber die Polizei erwartete, während der nächsten Tage weitere Leichen zu finden. Der Artikel wagte sogar anzudeuten, dass der Täter der legendäre Bourbon Kid sein könnte. Jeder wusste über den Bourbon Kid Bescheid. Aber sie neigten auch dazu, ihn mit Bigfoot und dem Ungeheuer von Loch Ness in eine Schublade zu stecken.

Joe las stillvergnügt die Zeitung und stellte sich dabei vor, wie es wohl wäre, wenn er die Belohnung für die Ergreifung des Bourbon Kid einheimsen würde. Würde er sich von dem Geld einen neuen Wagen kaufen? Oder vielleicht eine Urlaubsreise machen? Oder sogar in eine bessere Stadt umziehen? Die Antwort war ein entschiedenes *Nein*. Aber wie wäre es damit, ihn in den Rücken zu schießen, wenn sich die Gelegenheit ergab? Ja, das hatte was. Klar, es wäre feige, aber es geschähe im Interesse der Öffentlichkeit. Und die Öffentlichkeit wäre ihm auf ewig dankbar. Allein aus diesem Grund würde er, wenn er das Geld bekam, niemals in eine andere Stadt ziehen. Es wäre völliger Blödsinn, ein lokaler Held zu sein und nicht mitzukriegen, wie man gefeiert wurde.

Er trank einen Schluck schwarzen Kaffees aus seinem angeschlagenen weißen Lieblingsbecher, als, genau aufs Stichwort, Jacko, sein alljährlicher Besucher, eintraf. Während er jeden Gedanken daran, ein lokaler Held zu werden, in den hintersten Winkel seines Bewusstseins verdrängte, machte Joe sich klar, dass der Besuch Jackos ungefähr das Aufregendste war, das in seinem Leben je geschah.

Als der Neuankömmling hereinkam, klingelte die Glocke über der Tür leise und verkündete sein Eintreffen. Er war ein Schwarzer, Mitte bis Ende zwanzig. Und jedes Jahr kam er in den Imbiss,

verkleidet als Michael Jackson wie damals in dem *Thriller*-Video. Bekleidet war er mit einer roten Lederjacke, einer dazu passenden roten Lederhose und einem blauen T-Shirt. Sein schwarzes Haar trug er kurz geschnitten und in einer betonfesten Dauerwelle.

Jedes Jahr verbrachte Jacko den ganzen Tag im Imbiss, schwatzte mit Joe, trank Kaffee in rauen Mengen und hoffte, dass jemand ihn mit seinem Wagen zum

Back-From-The-Dead-Gesangswettbewerb im Hotel Pasadena mitnahm. Jedes Jahr wartete er vergeblich. Aber es schien ihm nichts auszumachen, denn, so sicher wie das Amen in der Kirche, kehrte er jedes Mal zu Halloween zurück, um sein Glück erneut zu versuchen.

Joe sah ihn hereinkommen und sich umschauen. Ihre Blicke trafen sich und beide Männer lächelten einander an. Jacko redete als Erster.

»Immer noch hier, Joe?«

»Immer noch. Willst du das Übliche?«

»Klar, Mister.« Er hielt inne und trat verlegen von einem Fuß auf den anderen, ehe er hinzufügte:

»Du weißt, dass ich kein Geld habe, nicht wahr?«

»Ich weiß.«

Joes wackliger Holzstuhl knarrte laut, als er aufstand und zur Theke im hinteren Teil des Imbisses ging. An der Wand dahinter befand sich knapp unter Augenhöhe ein Regalbrett. Darauf stand eine Reihe weißer Porzellanbecher wie der, aus dem Joe getrunken hatte. Er nahm einen aus der Mitte der Reihe und stellte ihn auf die Theke. Dann griff er nach der Kaffeekanne auf einer Anrichte neben dem Durchgang zur Küche und begann, den Becher zu füllen. Als der Becher voll war, hatte Jacko sich auf Joes Stuhl niedergelassen. Und er las Joes Zeitung. Der ältere Mann verzog unwillkürlich das Gesicht zu einem ironischen Grinsen. *Dieselbe Prozedur wie jedes Jahr.*

»Wie läuft das Geschäft?«, rief Jacko, ohne von der Zeitung hochzuschauen.

»So wie immer.«

»Freut mich zu hören.«

Joe kam zum Tisch und stellte Jacko den Kaffeebecher neben die Zeitung. Er blieb hinter ihm stehen und sah zu, wie er die erste Seite las.

»Was glaubst du, wie dieses Jahr deine Chancen stehen?«, fragte er.

»Dieses Jahr habe ich ein *richtig* gutes Gefühl.«

»Tatsächlich? Nun, ich setze fünf Bucks, dass du auch diesmal keinen findest, der dich mitnimmt.«

Jacko sah schließlich hoch und zeigte ein perfektes Lächeln, ein Lächeln voller Optimismus und strahlend weißer Zähne, ein Lächeln, auf das ein junger Michael Jackson mit Recht stolz gewesen wäre.

»Du hast so wenig Vertrauen, Joe. Gott wird mir dieses Jahr jemanden schicken. Ich fühle es.«

Joe schüttelte den Kopf. »Wenn Gott irgendetwas hierherschicken sollte, dann ist es Verdruss, mein Freund. Wenn du hier in dieser Gegend zu jemandem in den Wagen steigst, dann bin ich ziemlich sicher, dass ich dich nächstes Jahr nicht wieder sehe.«

Jacko lachte. »Ich hab's letzte Nacht geträumt. Ich hatte eine Vorahnung, dass Gott einen Mann schickt, der mich sicher durch diese Gegend bringt. Dies ist mein Schicksalstag.«

Joe seufzte. Jacko laberte eine solche Scheiße. Und er redete in einer Sprache, die man in dieser Gegend von niemandem hörte. Doch das machte ihn irgendwie liebenswert.

»Irgendeine Idee, wer dieser Typ ist, den Gott dir schickt?«

»Noch nicht.«

»Hast du irgendeinen Hinweis, wie er aussieht?«

»Nee. Nicht den geringsten.«

Joe streckte eine Hand aus und fuhr damit durch Jackos Dauerwelle. Dann lächelte er. »Na gut.

Frühstück in fünf Minuten.«

»Vielen Dank, Sir«, sagte Jacko in einem Ton, der viel zu höflich war für ein Etablissement wie Sleepy Joe's Diner, das für den Begriff »Scheißladen« hätte Pate stehen können.

Sein Inhaber verzog sich in die Küche und begann, Jackos Frühstück zuzubereiten. Er kannte es auswendig. Zwei Streifen Speck, zwei Würstchen, zwei Hash Browns und ein auf beiden Seiten gebratenes Spiegelei. Vier Scheiben Weizentoast waren bereits mit Butter bestrichen und servierfertig.

Nachdem er die Zutaten aus einem ramponierten alten Kühlschrank geholt hatte, stellte er eine Bratpfanne auf den Herd und warf einen Klumpen Bratfett hinein, gefolgt von den Speckstreifen und zwei fetten Würstchen. Nach einer Weile angelte er einen rostigen Metallpfannenwender aus einer Schublade unter der Spüle und begann, die Würstchen zu wenden. Das kalte Fleisch zischte, als es im heißen Fett landete, und der Bratenduft stieg Joe in die Nase. Als er ihn einatmete, wusste er, dass der Tag endgültig begonnen hatte. In gespannter Erwartung dessen, was kommen würde, rief er in den Gastraum: »Hierher sind jede Menge Fremde unterwegs, weißt du. Und wie in der Zeitung steht, könnte einer von ihnen der Serienmörder sein. Hast du schon mal was von diesem Bourbon Kid gehört? Sollte er hier reinschneien, empfehle ich dir, lieber nicht in seinen Wagen zu steigen.«

Jacko antwortete aus dem Imbiss. »Ich fahre mit jedem Wagen mit. Ich bin nicht pingelig.«

»Der Typ ist ein Killer, Jacko. Ich habe meine Zweifel, dass er von Gott gesandt ist.«

»Die Männer Gottes kommen in vielen verschiedenen Verkleidungen.«

»Etwa auch mit genügend Munition, um Mexiko in Schutt und Asche zu legen?«

»Schon möglich.«

»Na ja, dann ist er vielleicht dein Mann.«

Eine kurze Pause entstand, bis Jacko sich wieder zu Wort meldete. »Der Kaffee ist gut, Joe.«

»Ja. Ich weiß.«

Die beiden schwatzten gut eine Stunde lang, in der Jacko sein Gratisfrühstück verzehrte und dann die Zeitungslektüre fortsetzte, während Joe auf seinem Hocker hinter der Theke saß. Er hatte sich gerade seinen dritten Becher Kaffee eingeschenkt, als draußen ein Wagen vorfuhr. Joe hatte ihn vorher schon mit hohem Tempo vorbeifahren sehen. An einer Kreuzung knapp einen Kilometer die Straße hinunter stand ein Wegweiser, der auf das Hotel Pasadena hinwies, aber jedes Jahr zu Halloween verschwand das Schild und jeder Fahrer, der am Imbiss vorbeikam, kehrte ein paar Minuten später zurück, um nach dem Weg zu fragen.

Joe kannte das Spiel. Er musste den Ahnungslosen mimen, falls jemand hereinkam und sich nach dem Weg zum Hotel Pasadena erkundigte. Dadurch konnte Jacko seine Dienste als Führer anbieten, wenn der Betreffende ihn als Gegenleistung in seinem Wagen mitnahm.

Der Wagen war ein schnittiger schwarzer Schlitten mit langer Motorhaube. Aufgrund der Ausmaße der Haube konnte man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass sich ein extrem starker Motor darunter befand. Der Motor war auch im Leerlauf ganz schön laut. Tatsächlich rührte er auf eine Weise, die verriet, dass der Fahrer die Leerlaufdrehzahl absichtlich hoch hielt, damit niemand auf die Idee kam, der Wagen brauche einen Tankstellenservice. Es war ein starker Wagen, und zweifellos wollte der Fahrer, dass alle Leute das auch bemerkten. Nach einer vermutlich langen Fahrt durch die Wüste war der Wagen mit Sand und Staub bedeckt. Da Joe ein zynischer alter Knochen war, verriet er durch nichts, dass der Wagen irgendeinen Eindruck auf ihn machte. Er besaß einen armseligen alten Pick-up und verabscheute jeden, der etwas Besseres fuhr. In Wahrheit hätte er dem schwarzen Wagen nach Möglichkeit überhaupt keine Beachtung geschenkt, aber zu seinem Pech wollte Jacko einiges darüber wissen.

»Was für ein Wagentyp ist das eigentlich?«, fragte Jacko ihn. Joe, der so tat, als hätte er den Wagen noch gar nicht bemerkt, blickte übertrieben angestrengt durch das schmutzige Fenster.

Er erkannte das Modell sofort.

»Ein Pontiac Firebird«, knurrte er.

»Ein was?«

»Ein Pontiac Firebird.« Diesmal dehnte er jede Silbe: »Pontii-ack Fey-er-börd.«

»Was ist ein Pontiac Firebird? Von dem habe ich noch nie etwas gehört.«

»Ein Schlitten für ganz üble Typen.«

»Was meinst du mit ...?« Jacko verschluckte den Rest seiner Frage, als die Türglocke erklang und verkündete, dass der Fahrer des Wagens den Imbiss betreten hatte.

Joe wusste auf Anhieb, dass seine Voraussage zutraf. Das war wirklich ein übler Typ. Das spürte man schon an der Aura, die ihn umgab. Der Mann hatte eine mächtige Ausstrahlung. Jeder hätte das schon von Weitem wahrgenommen. Außer Jacko wahrscheinlich.

Der Fremde trug eine schwarze Kampfhose über abgetragenen schwarzen Stiefeln, dazu eine schwere schwarze Lederjacke mit einer völlig unpassenden schwarzen Kapuze. Unter der Jacke spannte sich ein enges schwarzes T-Shirt. Die Augen waren hinter einer dunklen verspiegelten Sonnenbrille mit Stahlgestell verborgen und sein Haar war kräftig, dunkel und strähnig – eigentlich eher fettig. Es hing ihm bis auf die Schultern, war aber völlig ungekämmt. Der Kerl sah absolut cool aus, als schliefe er in seinen Klamotten und kümmerte sich einen Dreck darum. Während er zur Theke schlenderte, höchstwahrscheinlich um Joe nach dem Weg zu fragen, schaute er zu Jacko und nickte ihm zu. Es bestand kein Zweifel: Dies war der Typ auf dem Foto auf der ersten Zeitungsseite. Joe spürte, wie seine Handflächen feucht wurden. *War dies ein Zeichen?* Kurz vorher hatte er noch darüber nachgedacht, was er tun würde, wenn er jemals mit dem Serienkiller aus dem Zeitungsbericht zusammentreffen sollte. Und nun, als wollte er ihn testen, hatte Gott ihm ausgerechnet diesen Kerl geschickt. Joe dachte an die einhunderttausend Dollar Belohnung. Hätte er den Mut, seinen Plan auszuführen und diesen gesuchten Mörder niederzuschießen, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu bot? Zweifellos war dies die einzige Gelegenheit in seinem Leben, an richtig viel Geld zu kommen. Während er noch die Risiken abwog, irgendetwas zu unternehmen, um in den Besitz dieser Geldsumme zu gelangen, begann der Mann zu reden. Seine Stimme war rau und hatte einen unangenehmen, ja bedrohlichen Unterton.

»Habt ihr in dieser Gegend noch nie etwas von Wegweisern gehört?«, fragte er.

Joe zuckte entschuldigend die Achseln. »Hier verkehren nur Einheimische, Mister. Die brauchen keine Wegweiser.«

»Sehe ich aus wie ein Einheimischer?«

»Nein, Sir.«

Wie aufs Stichwort nutzte Jacko, der links von dem Mann an seinem Tisch saß, die Gelegenheit, um sich einzumischen. »Ich kann dir den Weg zeigen, Mister.«

Der Mann wandte sich um, hob einen Finger, um seine Sonnenbrille ein wenig nach unten zu schieben, und musterte Jacko über ihren Rand hinweg von Kopf bis Fuß.

»Du siehst aber nicht so aus, als kämst du von hier.«

»Komme ich auch nicht. Aber ich war schon mal hier.«

»Und du weißt, wohin ich will?« Die Stimme knirschte wie kleine Kieselsteine, die von der Strömung in einem Flussbett herumgeschoben wurden.

Jacko grinste. »Zum Hotel Pasadena, denke ich. Wenn du mich mitnehmen würdest, könnte ich dir den Weg erklären.«

»Warum erklärst du ihn mir nicht jetzt gleich?«

Joe wurde wegen Jacko unruhig. Hatte er nicht erkannt, dass dieser Typ der Serienmörder war – und daher nicht unbedingt jemand, zu dem man freiwillig in den Wagen steigt?

»Na ja, ich will selbst zum Pasadena«, erklärte Jacko aufgeräumt. »Also, als Belohnung, dass ich

dir den Weg erkläre, könntest du mich wirklich mitnehmen.«

»Erklär mir einfach, wie ich fahren muss.«

»Na ja, ich bin mir eigentlich nie ganz sicher, bis ich die entsprechende Straße vor mir sehe. Und ich möchte dich doch nicht in die falsche Richtung schicken.«

»Nein. Das willst du ganz gewiss nicht.«

»Und? Nimmst du mich mit?«

Der Mann schob seine Sonnenbrille ein Stück nach oben, sodass seine Augen wieder dahinter verschwanden. Er schien lange und intensiv in Jackos Augen zu starren. Währenddessen traf Joe eine Entscheidung.

Eine Belohnung von einhundert Riesen war einfach zu verlockend, um sie sich durch die Lappen gehen zu lassen.

Langsam, ohne eine sichtbare Bewegung, streckte er die Hand nach einer kleinen Schublade in Hüfthöhe unter der Theke aus. Er bewahrte dort einen kleinen vernickelten Revolver auf für den Fall, dass es Ärger gab. Er brauchte nichts anderes zu tun, als ihn herauszuholen und diesem neuen Gast damit in den Rücken zu schießen, während Jacko ihn ablenkte. *Einhundert Riesen im Sack.* Gute Arbeit. Vielen Dank. Mit einer für sein vorgerücktes Alter erstaunlich ruhigen Hand zog er die Schublade millimeterweise auf und griff hinein. Seine Finger berührten den kalten Stahl des Revolvers. Sein Herz hämmerte, als wollte es jeden Moment aus seiner Brust springen, aber *er hatte Zeit*. Der Typ an der Theke blickte immer noch in die andere Richtung und ließ sich offensichtlich Jackos Bitte, mitgenommen zu werden, durch den Kopf gehen. Schließlich, gerade als Joe den Griff der Pistole fest in der Hand hatte, reagierte der Fremde auf Jackos Vorschlag.

»Okay, ich nehme dich mit. Aber hol mir vorher noch zwei Flaschen Bourbon von der Theke.«

Joe sah, wie Jacko das Gesicht verzog, während er sich von seinem Stuhl erhob. »Äh, ich, na ja, ich habe kein Geld.«

Der Mann seufzte, dann griff er mit der rechten Hand in die linke Innentasche seiner Lederjacke. Er zog eine schwere graue Pistole heraus. Während er sich zur Theke umwandte, streckte er den Arm aus und richtete die Pistole auf Joes Hals. Joes Augen quollen hervor, aber er riss seine eigene Waffe so schnell er konnte aus der Schublade und zielte damit auf den Mann in Schwarz. Was folgte, war ein lauter Knall, der bestimmt kilometerweit im Umkreis zu hören war. Die weißen Porzellanbecher auf dem Regalbrett hinter Joes Kopf waren plötzlich mit dem Blut bespritzt, das aus einem klaffenden Loch in seinem Nacken sprudelte.

Die Mordserie des Tages hatte begonnen.

DREI ♦

Sanchez hasste Fahrten mit dem Autobus. Um ganz ehrlich zu sein, er hatte für jede Art Reise so gut wie nichts übrig, aber eine allem Anschein nach niemals endende Busfahrt ohne offenkundiges Ziel stand auf der Liste der Dinge, die er niemals unternehmen wollte, fast an erster Stelle. Nur seine eigene Pisse zu trinken rangierte noch darüber. Diese spezielle Busfahrt hatte sich einem Drei-Stunden-Flug angeschlossen. Er war auch nicht gerade begeistert vom Fliegen. Tatsache war, dass er niemals in dem Bus gesessen hätte, wenn er nicht Gewinner eines zweiwöchigen Überraschungsurlaubs inklusive aller Nebenkosten gewesen wäre.

Sanchez war in seiner Heimatstadt Santa Mondegga als Geizhals bekannt, daher hatte es niemanden verwundert, dass er den Vorteil des kostenlosen Erste-Klasse-Flugs und die Unterbringung in irgendeinem geheimnisvollen Fünfsternehotel irgendwo in Nordamerika genutzt hatte. Er konnte durchaus nach Detroit unterwegs sein oder zu irgendeinem anderen schrecklichen Ort, aber das war ihm egal. Es war einfach befreiend, dass die Reise ihn an Halloween aus Santa Mondegga herausgeführt hatte, an einem Tag, an dem es in dem Ort noch schlimmer zugeht als üblich. Und das wollte etwas heißen.

Es war dazu gekommen, weil er eine Weile zuvor eine Umfrage für einen Internet Dating Service ausgefüllt hatte, der den Urlaub als Preis für den interessantesten Single in jeder Stadt seiner Region verschenkt hatte. Doch zu Sanchez' großer Enttäuschung hatte es bei der Auswahl des interessantesten Singles in Santa Mondegga ein Unentschieden gegeben. Ärgerlicherweise war der andere Gewinner im Flugzeug direkt neben ihm gesetzt worden und saß auch jetzt im Bus neben ihm. Und es war jemand, der ihm unendlich auf die Nerven ging.

Annabel de Frugyn, oder die »Mystische Lady«, wie sie sich lieber nennen ließ, war die örtliche Spinnerin. Sie war Wahrsagerin von Beruf, und eine miserable dazu – zumindest nach Sanchez' Meinung. Bereits eine Minute nach dem Start prophezeite sie, dass sie gegen einen Berg rasen würden. Dann identifizierte sie zwei Fluggäste einige Reihen weiter vorne als potenzielle Terroristen. Sie hatten gehört, was sie gesagt hatte, und von diesem Augenblick an war Sanchez überzeugt, dass sie es auf ihn abgesehen hatten, nur weil er neben ihr saß. Das Einzige, was sie richtig vorausgesagt hatte, war, dass sie sowohl im Flugzeug wie auch im Bus nebeneinandersitzen würden. Und nun prophezeite sie etwas, das Sanchez noch beängstigender fand.

»Die Geister sagen mir, dass Sie und ich während der nächsten Tage sehr viel Zeit miteinander verbringen werden«, sagte sie heiter. Sie schenkte ihm ihr scheußliches Zahnlückengrinsen und ein nervtötendes Augenzwinkern.

Verdammte Scheiße, dachte Sanchez. *Die ist mindestens sechzig. Und die reinste Schreckschraube.* Sie war tatsächlich sechzig und damit genau doppelt so alt wie er. Also ganz und gar nicht die Art weiblicher Gesellschaft, die er sich für diesen Gratisurlaub erhofft hatte. Es gab keinen freien Sitzplatz im Bus, und es war offensichtlich, dass es auch keine Paare gab. Jeder an Bord schien sein oder ihr Ticket durch die Teilnahme an der gleichen Umfrage gewonnen zu haben, an der auch Sanchez sich beteiligt hatte. So quetschten sich nun fünfundfünfzig alleinstehende Personen, von denen keine unter fünfundzwanzig Jahre alt war, in die Sitze. Die älteste und hässlichste war jedoch zweifellos die Mystische Lady, die neben Sanchez saß.

Ich muss sie so früh wie möglich loswerden, dachte er. Wenn er sich nicht in Acht nahm, kamen die Leute glatt auf die Idee, dass er sie mochte, und das könnte möglicherweise seine Chancen bei jeder der anderen Frauen im Bus ruinieren, die er als Kandidatinnen für seinen

unwiderstehlichen Charme betrachtete. Vor allem war da eine attraktive portugiesische Frau zwei Reihen vor ihm auf der anderen Seite des Mittelgangs. Entweder hatte sie ihn schon während des größten Teils der Reise auf dem Kieker oder sie schielte oder war kurzsichtig. Egal was, es störte ihn nicht. Sie war definitiv eine bessere Partie als die alte Vogelscheuche neben ihm.

Es wurde Zeit, jegliche Missverständnisse von Anfang an auszuräumen, fand Sanchez und wandte sich mit dieser Absicht zu seiner Reisegefährtin um. »Ich schätze, Sie wissen, wie diese Überraschungsreisen verlaufen, Annabel«, sagte er, und seine Stimme troff geradezu vor Unaufrichtigkeit. »Wir werden wahrscheinlich schon früh getrennt und sehen uns erst wieder bei der Heimreise. Wenn überhaupt noch einmal.«

»Unsinn«, erwiderte Annabel lachend und schlug ihm mit der flachen Hand auf den Oberschenkel. »Da wir niemand anderen kennen, müssen wir zusehen, dass wir zusammenbleiben. Es ist doch viel netter, jemanden zu kennen, wenn man sich an einem fremden Ort aufhält, nicht wahr?« Ihre Hand blieb auf seinem Oberschenkel liegen. Er trug braune knielange Shorts aus einem der billigeren Synthetikstoffe, und sie war ihm während des Fluges am Hintern hochgerutscht, sodass Annabels Hand gefährlich nahe davor war, nacktes Fleisch zu berühren.

In dem Brief, der sein gewonnenes Flugticket enthielt, war ihm empfohlen worden, Kleidung für warmes Wetter einzupacken, daher trug Sanchez zu der Hose ein rotes kurzärmeliges Hawaiihemd. Als Vorsichtsmaßnahme hatte er auch noch eine braune Wildlederjacke eingepackt, aber dem Wetter nach zu urteilen, das sie bisher begleitet hatte, würde er sie nicht brauchen.

Allerdings musste er erst einmal Annabel abhängen. Er zwang sich zu einem höflichen Lächeln und antwortete mit zusammengebrochenen Zähnen auf ihren schwärmerischen Sermon.

»Oh ja, sicher. Natürlich. Das Problem ist nur, dass ich mich ziemlich schnell verlaufe, wenn ich in der Fremde bin. Ernsthaft. Gerade war ich noch da, und dann drehen Sie sich für einen kurzen Moment um und schon bin ich verschwunden.«

»Nun, dann muss ich darauf achten, dass ich Sie nicht aus den Augen verliere, nicht wahr? Keine Sorge, Schätzchen – ich achte schon darauf, dass Sie nicht auf der Strecke bleiben.« Abermals spürte Sanchez, wie ihre Hand seinen Oberschenkel drückte, und er schüttelte sich innerlich. Im Gegensatz zu ihm hatte sie dem Hinweis auf warmes Wetter keine Beachtung geschenkt und trug ein langes Kleid unter zwei Strickjacken. Eine war dunkelblau und verhüllte eine hässliche mottenzerfressene dunkelgrüne Jacke. Ihr langes graues Haar hing bis auf diese reizenden Kleidungsstücke herab und diente den Motten und anderem Ungeziefer als Weg, um von ihrem Kopf auf ihre Kleidung zu gelangen. Sanchez hätte am liebsten ihre Hand von seinem Oberschenkel gewischt, aber ihre vergilbten Fingernägel und die faltigen Hände ekelten ihn an. Wegen ihnen hätte sich sogar ein Leprakranker geschämt. Glücklicherweise nahm sie nach einer ziemlich langen Zeit die Hand von selbst weg und deutete durch das Fenster auf irgendetwas dicht am Straßenrand vor ihnen.

»Sehen Sie mal«, sagte sie aufgeregt. »Da ist ein Straßenschild. Können Sie erkennen, was darauf steht?«

Sie saßen jetzt seit zwei Stunden im Bus. Bei ihrer Ankunft auf einem Flugplatz namens Goodman's Airfield hatte Sanchez zu seiner Überraschung festgestellt, dass dort kein Reiseführer auf sie wartete. Tatsächlich war niemand da, der ihnen erklärte, wohin sie überhaupt unterwegs waren. Er hatte herumgefragt, aber niemand hatte etwas gewusst. Sogar die Mystische Lady mit ihrem zweifelhaften Talent, in die Zukunft zu blicken, hatte keine Ahnung. Und alle beklagten sich, dass sie keine Netzverbindung für ihre Mobiltelefone hatten. Daher war ein Wegweiser etwas, das auf jeden Fall einer eingehenden Betrachtung wert war.

Seit ihrer Abfahrt vom Flugplatz waren sie auf einem verlassenem Highway durch eine ausgedörrte und eintönige Wüstenlandschaft gerollt. Der Busfahrer hatte mit niemandem

gesprachen und sich geweigert, auf irgendwelche Fragen nach ihrem Bestimmungsort zu reagieren, geschweige denn sie zu beantworten. Er war ausgesprochen unfreundlich, aber auch ein ziemlich massiger Kerl, daher hatte sich niemand darüber aufgeregt und sich beklagt. Und bis zu diesem Punkt ihrer Reise waren sie an keinem einzigen Straßenschild vorbeigekommen, dem sie hätten entnehmen können, wo zum Teufel sie sich überhaupt befanden.

Während das Schild näher kam, blinzelte Sanchez durch das Fenster, um zu sehen, was darauf zu lesen war. Das Schild stand vor kilometerweisem Wüstengelände und wurde von einem fernen Panorama orangefarbener Hochebenen und Felsbastionen eingerahmt. Es war schwarz, mindestens drei Meter hoch und an die sieben Meter breit. Und darauf stand: WILLKOMMEN AUF DEVIL'S GRAVEYARD.

»Nett«, sagte Sanchez laut. »Sind nicht gerade die verdammten Bahamas, nicht wahr?« Annabel, die sicherlich um einiges aufgeregter war als er, zeigte es, indem sie mit der einen Hand erneut seinen Oberschenkel drückte und sich mit der anderen Hand auf den eigenen Oberschenkel schlug.

»Finden Sie das nicht einfach nur spannend?«, fragte sie. »Ich habe Santa Mondegas seit Jahren nicht mehr verlassen. Ist das alles nicht ein großer Spaß? Junge, Junge, ich könnte jetzt einen Drink gebrauchen, um meine Nerven zu beruhigen.«

Sanchez seufzte, dann griff er in seine Jackentasche. Er holte eine kleine, flache silberne Flasche heraus.

»Da, trinken Sie«, bot er ihr düster an, schraubte die Flasche auf und reichte sie Annabel.

»Du liebe Güte! Was ist das denn?«, fragte sie, wobei ihre Augen in erwartungsvoller Vorfreude auf Alkohol lüstern glänzten.

»Das ist meine eigene Mischung. Ich hab sie für eine besondere Gelegenheit aufbewahrt.«

»Oh, Sanchez, Sie sind ein wahrer Gentleman.«

»Nicht der Rede wert.«

Annabel nahm die Flasche und trank einen kräftigen Schluck. Ein oder zwei Sekunden später begann sie zu husten. Sie verzog ihr ohnehin schon hässliches Gesicht zu einer furchtbaren Grimasse.

»Igitt! Das ist ja grauenhaft. Was ist das?«, fragte sie und würgte.

»Man muss sich erst daran gewöhnen. Sie müssen einfach durchhalten. Wenn wir erst einmal unser Reiseziel erreicht haben, wollen Sie nichts anderes mehr trinken.«

Die Mystische Lady schien nicht überzeugt zu sein. Zehn Minuten nach ihrem ersten Schluck von Sanchez' Spezialgebräu hatte sie sich in der engen einzigen Toilette des Reisebusses eingeschlossen. Ihre angebliche Fähigkeit, die Zukunft vorherzusagen, hatte ihr nicht geholfen zu erkennen, dass Sanchez ihr eine Flasche mit seiner eigenen Pisse anbieten würde.

Noch wichtiger war jedoch, dass sie das Grauen nicht vorhergesehen hatte, das sie während ihres kurzen Aufenthalts auf Devil's Graveyard erwartete. Ein Ort mit einem noch viel größeren Untotenproblem als Santa Mondegas.

VIER ♦

Fast in derselben Sekunde verstaute der Bourbon Kid die Pistole in seiner Lederjacke und schob sie in ein verstecktes Holster unter seiner linken Achselhöhle. Wie in Zeitlupe begann Joes immer noch aufrechter Körper zu schwanken. Es war eine Folge von einzelnen Abläufen, die der Kid nur zu gut kannte – die Knie des Opfers würden gleich unter ihm nachgeben. Auf die Sekunde genau, bei drei, zitterte der Körper ein wenig, dann sackte er in sich zusammen und stürzte zu Boden wie eine Stoffpuppe. Auf dem Weg nach unten krachte das Gesicht des alten Mannes auf die Massivholztheke. Alles, was dort zurückblieb, war sein Blut. Einige aparte Spritzer befleckten die lange Reihe weißer Porzellanbecher hinter der Theke, während ein paar vereinzelte Tropfen eine Kollektion Keksriegel neben der Kasse zierten. Ein wahres Kunstwerk. Wenn der Kid sich entschlösse, dieses Arrangement zu signieren, könnte es ein Vermögen wert sein. Zu seiner Linken hatte der Kid den Gast im roten Lederanzug erschrocken über das, was geschehen war, aufspringen sehen. Der Mann sagte nichts. Stattdessen ging er langsam hinüber zur Theke, um einen Blick auf die Leiche des Imbissinhabers zu werfen. Normalerweise suchten die Menschen ziemlich schnell das Weite, wenn der Kid begann, Leute wegzublasen, aber dieser Typ schien vergessen zu haben, dass der Killer immer noch zugegen war. Der Kid beobachtete, wie er sich über die Theke beugte und beim Anblick von Joes Leiche zusammenzuckte. Nachdem er ein paar Sekunden lang die sterbliche Hülle seines Freundes betrachtet hatte, schien dem Typ plötzlich einzufallen, dass der Kid im Raum war. Und natürlich seine Pistole. Langsam drehte er sich zu ihm um. Der Kid wartete auf seine Reaktion. Und, was noch wichtiger war, er wartete darauf, dass der Bursche endlich die Flaschen Bourbon holte, um die er ihn gebeten hatte, kurz bevor er Joe in den Hals schoss.

»Du hast ihn getötet«, sagte der Mann und stellte fest, was nicht zu leugnen war.

»Glaubst du?«

»Warum hast du das getan? Joe ist ein guter Kerl.«

»War.«

»Hä?«

»Er *war* ein guter Kerl. *Jetzt* ist er ein toter guter Kerl.«

»Er hat dir nichts getan.«

»Er hat mich mit einer Pistole bedroht, falls es dir nicht aufgefallen sein sollte.«

»Du hast *deine* Pistole zuerst gezogen!«

»Willst du, dass ich es noch einmal tue?«

»Nicht wirklich.«

»Wie heißt du, mein Sohn?«

»Jacko.«

»Richtig, Jacko, jetzt hör gut zu. Wenn du mir nicht, ehe ich bis drei gezählt habe, die beiden Flaschen Bourbon, die ich haben wollte, heranschaffst, hole ich meine Pistole wieder raus.«

Jacko nickte. »Ja, ich habe verstanden.« Er ging mit vorsichtigen Schritten hinter die Theke und starrte dabei auf den Boden. Er wollte wohl sichergehen, nicht in Blut zu treten. »Bourbon, hm?«, murmelte er.

»Genau.«

»Kommt sofort.«

»Bring auch Zigaretten mit.«

»Welche Sorte?«

»Egal.«

Der Kid nahm einen Texas-Schokoriegel aus dem Karton auf der Theke. Mit dem Zeigefinger schnippte er etwas vom Einwickelpapier, das blutiger Knorpel sein konnte, und riss dann das Papier an einem Ende auf. Er biss ein Stück von dem Riegel ab, entschied, dass der Geschmack annehmbar war, ließ Jacko in Ruhe, damit er die restlichen Posten auf der Einkaufsliste zusammensuchte, und kehrte nach draußen zu seinem Wagen zurück.

Der Kid hatte einen ausgeprägten Instinkt, wenn es darum ging, aufkommende Gefahr zu wittern. Er hatte sich zum Beispiel als sehr nützlich erwiesen, als er aus dem Augenwinkel beobachtet hatte, wie Joe unter der Theke nach irgendetwas griff. Es hätte ein Donut sein können, aber es bestand auch die entfernte Chance, dass es irgendeine Waffe war. Wie sich herausstellte, hatte er Recht gehabt, daher war die Kugel, die er dem alten Sack durch den Hals geschossen hatte, nicht vergeudet gewesen. Nun sagte ihm der gleiche Instinkt, dass Unheil im Anmarsch war. Zu Halloween kam das nicht gerade überraschend. Das hatte er auf die harte Art und Weise erfahren. Er hatte an Halloween zum ersten Mal gemordet. Vor genau zehn Jahren. Seitdem hatte er Hunderte von Leuten vom Leben zum Tod befördert – einige hatten es verdient und einige nicht –, aber keine dieser Tötungen war so schwer gewesen wie die erste.

Im zarten Alter von sechzehn Jahren seine Mutter mit sechs Kugeln ins Herz ins Jenseits zu schicken, war nichts anderes als traumatisch gewesen. Obgleich sie von einem Vampir gebissen worden war und sich vor seinen Augen in einen solchen verwandelt hatte. Sicher, erst als sie versuchte, ihn zu beißen, hatte er begriffen, dass er keine andere Wahl hatte, als sie zu töten. Aber wie nicht anders zu erwarten, war es ein prägender Moment in seinem Leben gewesen. Etwa genauso prägend wie die erste Flasche Bourbon, die er geleert hatte.

Und jetzt? Da war er nun an Halloween, zehn Jahre später, in einer Wüstengegend, bekannt als Devil's Graveyard, und im Begriff, einen Anhalter mitzunehmen, der gekleidet war wie einer der Mitwirkenden des *Thriller*-Videos. Und er hatte nur noch zwei Kugeln übrig. Er besaß immer noch ein umfangreiches Waffenarsenal, aber keine Munition, nachdem er seine letzte Schrotpatrone für den jungen Cop im Streifenwagen verbraucht hatte. Das hatte er nun davon, dass er kurz vorher so viele Menschen getötet hatte. Wahrscheinlich hatte er noch einen harten Tag vor sich. Er spielte kurz mit dem Gedanken, Joes Pistolen, und sämtliche Munition einzustecken, die er finden konnte, doch er verwarf diese Idee. Er hatte nichts übrig für kleinkalibrige Pistolen und diese sah aus wie die sprichwörtliche Samstagabend-Handtaschenflak, zielgenau auf höchstens zwei Meter. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie in seiner Hand explodierte, war mindestens genauso groß wie die Wahrscheinlichkeit, das Ziel zu treffen und auszuschalten.

Der Sitz des Firebird war noch warm, als er sich hineinsinken ließ und durch die staubbedeckte Windschutzscheibe blickte. Die Scheibenwischer hatten genug von der Schmutzschicht entfernt, sodass er wenigstens sehen konnte, wohin er fuhr, doch die Flächen außerhalb der Reichweite der Scheibenwischer waren mit Sand, Staub und Schlamm beschmiert. Es war nicht zu leugnen, dass die Jagd durch die Wüste ihren Tribut gefordert hatte, aber der Wagen hatte ihn nicht im Stich gelassen. Das tat er niemals. Der nach seinen speziellen Wünschen aufgemotzte Motor war nicht nur stark genug, um die meisten anderen Fahrzeuge abzuhängen, sondern er war auch äußerst zuverlässig.

Er drehte den Zündschlüssel und ließ den Motor an. Gleichzeitig kam Jacko aus dem Imbiss, beladen mit ein paar Flaschen, die er sich von hinter der Theke geholt hatte. Der Kid lehnte sich zur Seite und öffnete die Beifahrertür. Sein neuer Mitfahrer stieg ein und legte zwei Flaschen Sam Cougar und zwei Flaschen Shitting-Monkey-Bier neben seine Füße auf den Wagenboden. Er zog die Tür zu und öffnete das Handschuhfach, um zwei Schachteln Zigaretten hineinzuwerfen, und schloss es gleich wieder. Der Kid war beeindruckt. Nicht viele Leute hatten den Mumm, in seinen Wagen einzusteigen. Zumindest nicht freiwillig. Und das zu tun, nachdem er soeben

Zeuge geworden war, wie der Kid einen alten Mann kaltblütig niedergeschossen hatte – nun, dazu gehörte einiges an Mut. Trotzdem sah Jacko in seinem roten Lederkostüm wie ein Volltrottel aus.

Der Kid musterte Jacko durch die dunklen Gläser seiner Sonnenbrille und wartete darauf, dass er ihm den Weg zum Hotel Pasadena erklärte. Stattdessen fing die Michel-Jackson-Kopie an, Fragen zu stellen.

»Schätze, du bist der Bourbon Kid, oder nicht?«

»Was hat mich verraten?«

»Ich habe für solche Dinge einen sechsten Sinn.«

»Gut. Dann sollte dich dein sechster Sinn ab jetzt lieber nicht im Stich lassen. Denn wenn du einen Fehler machst und wir nur einmal falsch abbiegen, bist du ein toter Mann.«

»Okay. Bei der nächsten Kreuzung rechts abbiegen.«

Der Kid löste die Handbremse und rammte den Fuß aufs Gaspedal. Der Wagen ließ Sleepy Joe's Diner hinter sich und schoss auf den Highway. Die durchdrehenden Hinterräder schleuderten eine Wolke aus Sand und Staub hoch. Als sie sich wieder gesenkt hatte, waren der Imbiss und die Tankstelle schon längst nicht mehr zu sehen.

An einer Kreuzung, knapp einen Kilometer die Straße hinunter, lenkte der Kid den Firebird nach rechts, wie Jacko es verlangt hatte. Der Wagen war von der bisherigen Fahrt mit Schmutz bedeckt, und diese ausgesprochen beschissene Betonstraße mit ihrer steinigen Fahrbahn und den zahlreichen Schlaglöchern bedeutete in keinerlei Hinsicht eine Verbesserung dieses Zustands.

»Was machst du denn ausgerechnet in dieser Gegend?«, fragte Jacko.

»Ich kümmere mich ausschließlich um meine Angelegenheiten. Ist dir schon mal der Gedanke gekommen, dass du lieber das Gleiche tun solltest?«

Es wäre sicherlich nicht allzu schwierig gewesen, aus dieser Antwort abzuleiten, dass der Kid wenig Lust auf Smalltalk hatte. Jacko schien das jedoch völlig zu entgehen.

»Ich hoffe, in dem Hotel an diesem Gesangswettbewerb teilzunehmen«, fuhr er fort. »Du hast doch schon mal von dieser *Back-From-The-Dead-Show* gehört, nicht wahr?«

Der Kid antwortete nicht oder löste den Blick auch nur für eine Sekunde von der Straße vor ihnen. Jacko fuhr unverdrossen fort: »Weißt du, ich bin ein Michael-Jackson-Double.«

Der Kid atmete tief durch die Nase ein, hielt die Luft für einen kurzen Moment an und atmete dann langsam aus. Er gab sich alle Mühe, ruhig zu bleiben. Es war ein innerer Kampf, den er oft auszufechten hatte, vor allem an Halloween. Schließlich hob er den Blick von der Fahrbahn und sah Jacko an. Als er schließlich redete, klangen seine Worte überraschend vernünftig.

»Da er mittlerweile tot ist, werden bei dieser Show sicherlich Tausende von Michael-Jackson-Kopien auftreten. Alle wollen von seinem Ruhm profitieren. Warum bist du nicht einfach nur du selbst?«

»Man muss irgendeinen berühmten toten Sänger spielen. Und falls du es noch nicht bemerkt haben solltest, ich bin nicht tot ... oder berühmt.«

»Ich könnte dir zu beidem verhelfen.« Der raue, drohende Klang war wieder in die Stimme des Fremden zurückgekehrt.

Jacko runzelte die Stirn. »Ich vermute, du bist kein besonders geselliger Mensch, nicht wahr?«

»Das habe ich nicht nötig.«

»Meinst du? Nun, du wirst im Hotel eine ganze Menge Leute wie mich antreffen, und die sind eigentlich durch die Bank freundlich und umgänglich. Vielleicht solltest du mal ein wenig an deinen Umgangsformen arbeiten.«

Tiefe Stille setzte ein. Sogar der Firebird schien die Luft anzuhalten, bis der Kid knurrte: »Und du solltest lieber üben, die Klappe geschlossen zu halten.«

»Würde ich auch gerne tun«, erwiderte Jacko fröhlich, »aber ich muss meine Stimme

aufwärmen.«

»Aber das tust du nicht in meinem Wagen.«

»Ach, nun komm schon, ich muss üben. Ich will beim Vorsingen für die Show den ›Earth Song‹ vortragen. Willst du mal hören?«

Der Kid krampfte die Hände um das Lenkrad. »Wenn du nur einen Ton von diesem Song singst, dann Sorge ich dafür, dass die Schrei-Passagen ewig dauern.«

»Ich verstehe. Ich könnte auch ›Smooth Criminal‹ singen, wenn dir das lieber ist.«

Der Kid bremste scharf. Kreischend und mit qualmenden Reifen kam der Firebird schlingernd zum Stehen. »Raus«, knurrte der Fahrer.

Sogar Jacko erkannte, dass er es ernst meinte.

»Aber es ist noch ein ganzes Stück bis zum Hotel«, protestierte er. »Und du könntest dich ohne mich verfahren.«

Der Kid atmete mehrmals tief durch, während er überlegte, ob er eine Pistole herausholen und seinen Mitreisenden töten sollte oder nicht. Am Ende entschied er, ja, der Kerl verdiente den Tod, aber womit sollte er ihn töten? Mit bloßen Händen? Mit einem Messer? Oder sollte er ihm mit einem Pistolenknopf eins über den Schädel ziehen? Während er nach der Pistole in seiner Jackentasche griff, traf sein Mitfahrer eine weise Entscheidung.

»Ich sage jetzt nichts mehr. Ich erkläre dir nur noch den Weg. Wie wäre das?«

»Du würdest dann auf jeden Fall länger leben.«

»Cool.«

Der Kid trat aufs Gaspedal und der Wagen jagte den verlassenen Highway hinunter und wirbelte hinter sich eine weitere Wolke aus Staub, Sand und Auspuffgasen auf.

»Nach etwa drei Kilometern gabelt sich die Straße«, sagte Jacko. »Halte dich rechts, wenn du dort bist.«

Sie folgten dem Highway weitere zwei Minuten, bis die Gabelung in Sicht kam. Der Kid folgte den Anweisungen und nahm die rechte Abzweigung. Der Friede und die Ruhe im Wagen taten ihm gut, aber er spürte, dass die Stille seinem Mitfahrer Unbehagen verursachte. Zu wissen, dass dieser Schwachsinnige jeden Moment wieder zu labern anfangen würde, reichte aus, um ihn in Rage zu bringen. Und tatsächlich, genau wie der Kid erwartet hatte, begann Jacko schließlich wieder zu reden.

»Hat dieser Wagen kein Radio?«

»In dieser Scheißwüste hat man weder einen TV- noch einen Radio- oder Mobiltelefonsignalempfang. Man ist hier total abgeschnitten. Genau so wie ich es liebe.«

»Nun, ich könnte ein paar Melodien pfeifen. Dann hätten wir für den Rest der Fahrt ein wenig Unterhaltung.«

»Aber mit gebrochenem Hals wirst du das schlecht können.«

Jacko öffnete den Mund, um etwas darauf zu erwidern, aber aufgrund eines plötzlichen Anfalls von gesundem Menschenverstand entschied er sich dagegen. Die beiden redeten für den Rest der Fahrt kein Wort mehr miteinander außer einer letzten Anweisung Jackos, als er dem Kid riet, an einer Einmündung nach links abzubiegen. Eine halbe Stunde Schweigen später bog der schwarze Pontiac Firebird auf die lange Auffahrt ein, die von der Straße zum Hotel Pasadena hinaufführte. Erstaunlich wenige Wagen waren zu sehen, während er zum Hoteleingang rollte. Ein junger Hoteldiener mit buschigem dunklem Haar erwartete sie am Fuß der Treppe zur Rezeption. Menschen liefen ständig rein und raus, und durch die doppelte Glastür des Hoteleingangs waren im Foyer viele offenbar reiche Leute zu sehen.

Als der Wagen vor dem Hotel anhielt, näherte sich der Hoteldiener. Er war Anfang zwanzig und seine Uniform bestand aus einem weißen Hemd, einer roten Weste und einer schwarzen Hose.

Der Kid schaute zu Jacko, der eine Hand auf den Türgriff legte, um auszusteigen.

»Du bleibst im Wagen. Achte darauf, dass der Diener keine Beule in den Wagen fährt.«

Jacko nickte. »Okay.«

»Und gib mir eine Packung Zigaretten.«

Jacko griff ins Handschuhfach und holte eine der Zigaretenschachteln heraus, die er kurz vorher dort deponiert hatte. Er warf sie dem Kid zu, der sie auffing und in der Innentasche seiner Jacke verstaute. Während er die Fahrertür öffnete, gab er seinem Fahrgast noch eine letzte Instruktion.

»Wenn der Diener den Wagen geparkt hat, vergiss nicht, ihm ans Knie zu fassen.«

»Wie bitte?«

»Fass ihm an sein Knie und drück es, nur einmal. Das ist in diesem Laden so üblich. Wenn du es nicht tust, sind sie richtig angefressen.«

Jacko war zutiefst verwirrt. »Herrgott im Himmel, vielen Dank. Das wusste ich überhaupt nicht.«

»Schon gut.« Der Kid stieg aus dem Wagen und zog einen Einhundertdollarschein aus seiner Gesäßtasche. Er schob ihn dem Diener unauffällig in die rechte Hand. Das Gesicht des jungen Latino begann zu strahlen.

»Hey, danke, Mister.«

Der Kid deutete mit einem Kopfnicken auf Jacko auf dem Beifahrersitz. »Siehst du ihn?«, fragte er.

Der Diener warf einen Blick in den Wagen und entdeckte Jacko mit seinem dauergewellten schwarzen Haar und seinem roten Lederanzug. Er grinste ihn an. »Ja, ich sehe ihn.« Er klang wachsam.

»Wenn er dein Knie berührt, verpass ihm eins in seine Fresse.«

Während er die Treppe zum Hoteleingang hinaufging, überkam den Kid das Gefühl, dass er Jacko wiedersehen würde, ehe der Tag zu Ende wäre. Sei Instinkt sagte ihm, dass an diesem Michael-Jackson-Imitator etwas nicht ganz so war, wie es sein sollte.

Er hatte nur noch nicht herausbekommen, was das sein könnte.

FÜNF ♦

Das Hotel Pasadena war aus der Nähe betrachtet genauso eindrucksvoll wie von Weitem. Die Wüstensonne wurde von den vielen Fenstern des vierzigstöckigen Gebäudes reflektiert, wodurch der Eindruck entstand, dass sie auf einen gigantischen Spiegel zufuhren. Je näher der Bus kam, desto prachtvoller sah der Bau aus. Der Bus bog nach rechts vom Highway ab und rollte durch eine mit gusseisernen Bögen überwölbte Einfahrt in einer weißen Betonmauer, die das Hotelgrundstück umgab. Über der Einfahrt prangte ein Schild mit einem Namen in hellroten, metallisch glänzenden Lettern.

HOTEL PASADENA.

Sag bloß, dachte Sanchez.

Eine fast vierhundert Meter lange betonierte Zufahrt führte zum Hoteleingang. Während der Bus zur Rückseite des Gebäudes weiterfuhr, starrte Sanchez mit offenem Mund auf die überwältigende Pracht der Anlage. Vielleicht war das Ganze doch nicht so übel. In Santa Mondegga gab es kein einziges Gebäude, das dem hier auch nur entfernt nahekam. Das örtliche Museum war durchaus beeindruckend, sah jedoch neben diesem geradezu monströsen Bauwerk alt und baufällig aus.

Der Bus parkte auf dem hinteren Teil eines im Gegensatz zu dem auffälligen Mangel an Fahrzeugen vor dem Hotel außerordentlich dicht besetzten Parkplatzes. Nachdem er sein Reisegepäck aus dem Kofferabteil des Busses geangelt hatte, eilte Sanchez mit – für seine Verhältnisse – schnellen Schritten in die vordere Eingangshalle des Hotels, ehe Annabel, die Mystische Lady, sich wieder an ihn hängen konnte. Vier breite weiße Marmorstufen bildeten den Aufgang zu einer imposanten gläsernen Doppeltür. Sanchez nahm jeweils zwei Stufen auf einmal und rannte fast durch die automatischen Türen, die sich für ihn öffneten, als er die oberste Stufe erreichte.

Auch das Foyer war riesig. Von der fast fünfzehn Meter hohen Decke hing ein prunkvoller Leuchter herab, in dessen mehreren tausend geschliffenen Kristallglastrauben sich das Licht brach. Der Fußboden bestand aus auf Hochglanz polierten, einander abwechselnden grauen und schwarzen Marmorplatten und weckte in Sanchez den dringenden Wunsch, sich die Schuhe auszuziehen, um ihn nicht zu beschädigen.

Und hier war die Hölle los! Offenbar war soeben die halbe freie Welt im Begriff einzuchecken. Überall drängten sich Leute mit Koffern und Reisetaschen und erzeugten einen dichten Lärmteppich. Sanchez hatte nicht viel für den Kontakt mit anderen Menschen übrig, und nach einer langen Reise in direkter Nachbarschaft mit jemandem, den er, in seinen freundlicheren Momenten, als schwachsinnige alte Krähe betrachtete, war er nicht gerade der Tolerantesten einer. Das ständige Gewusel vor ihm brachte seine Stimmung auf den Nullpunkt. Etwa einhundert Leute eilten vor ihm durch das Foyer. Es war groß genug, um jedem ausreichend Platz zu bieten, aber seine runde Form hatte zur Folge, dass jeder Laut von den cremeweißen Wänden zurück und direkt in Sanchez' Ohren geworfen wurde.

Sanchez sah zu seiner Erleichterung, dass zahlreiche Gepäckträger, Pagen und Empfangsdamen sich um die Gäste kümmerten, die sich vor der Rezeption drängten. Das tröstete ihn ein wenig, da das Einchecken in einem Hotel ungefähr die verhassteste Tätigkeit war, die er sich vorstellen konnte. Er empfand sie als genauso schlimm, wie sich den Oberschenkel von einer abstoßenden Wahrsagerin tätscheln zu lassen.

Er erkannte schnell, dass seine Zeit mit dem Angaffen der Dimensionen und Üppigkeit seiner Umgebung zu verträdeln ihn wahrscheinlich um die Chance bringen würde, schnell abgefertigt

zu werden. Einige Leute hatten ihn bereits auf dem Weg zum Rezeptionstisch überholt. Infolgedessen schaltete Sanchez einen Gang höher und nahm Kurs auf eine der sechs Empfangsdamen. Sie saßen in einer Reihe hinter dem brusthohen Eichenpult und hatten jeweils einen Computerbildschirm vor sich. Fünf von ihnen waren bereits beschäftigt, aber die Bestaussehende schien frei zu sein.

Sanchez ging zu ihr hinüber und stellte seinen großen braunen Reisekoffer auf den Boden. Er grinste sie über das Pult hinweg dümmlich an. Ein schneller Blick zu den anderen bestätigte ihm, dass er eine Glückssträhne erwischt hatte. Zweifellos hatte er mit »seiner« Empfangsdame rein optisch den Vogel abgeschossen. Das war natürlich nur fair. Ein Mann seiner Klasse und Raffinesse sollte nicht gezwungen werden, seinen Charme an jede x-beliebige Braut zu verschwenden. Sie war eine zierliche junge Frau Anfang zwanzig mit langem dunklem Haar, das zu einem Pferdeschwanz zusammengefasst und über ihre linke Schulter nach vorne gelegt war. Wie die anderen Empfangsdamen trug sie eine schicke Weste aus irgendeinem glänzenden roten Stoff und darunter eine makellose weiße Bluse. Auf die Weste war in Höhe der linken Brust ein goldenes Emblem aufgenäht. Indem er unangebracht lange darauf starrte, kam Sanchez zu dem Schluss, dass es eine Art Gabel darstellte. *Eine seltsame Wahl für ein Emblem*, dachte er. *Aber verdammt noch mal, über Geschmack lässt sich nicht streiten.*

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?«, fragte die Hotelangestellte mit einem Akzent, der ihre Herkunft aus dem tiefen Süden verriet.

»Sicher. Sanchez Garcia. Ich habe bei dieser Umfrage gewonnen.« Sanchez fummelte ein paar Sekunden lang in der Innentasche seiner braunen Wildlederjacke herum, ehe er schließlich den mittlerweile leicht zerknitterten Brief herausholte, der bestätigte, dass er einen Aufenthalt in dem Hotel gewonnen hatte, in dem der ziemlich aufregend klingende *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerb stattfinden sollte. Er reichte den Brief der Empfangsdame, die einen kurzen Blick darauf warf und sofort auf die Tasten des Keyboards vor ihr einzuhämmern begann. Während er darauf wartete, dass sie seinen Aufenthalt bestätigte und ihm seinen Zimmerschlüssel aushändigte, hörte er hinter sich die Stimme von Annabel de Frugyn. Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass sie ihn nicht entdeckte und zu ihm herüberkam und den falschen Eindruck erweckte, sie gehörten zusammen.

»Ah, da sind Sie ja, Sanchez, ich dachte schon, ich hätte Sie verloren.« Ihre Stimme hatte einen entsetzlichen gurrenden Unterton.

Verdammt! Er wandte sich um und sah die lächerliche, schlecht gekleidete, silberhaarige alte Hexe mit einem Gepäckwagen, auf dem sich ihre drei Koffer türmten, hinter sich stehen.

»Ja. Wir sind wohl dahinten getrennt worden«, sagte er. »Ich dachte, ich suche hier nach Ihnen.«

»Nun, da bin ich.« Sie lächelte auf eine Weise, die sie offenbar für kokett hielt. Verliebt, aber irgendwie unpassend; die Wirkung war allenfalls grotesk.

»Vielleicht sollten wir uns wieder trennen? Ich fand es aufregend, überall nach Ihnen zu suchen.« Annabel versetzte ihm einen freundschaftlichen Knuff in die Seite und sah ihn mit großen Augen an.

»Aber Sanchez! Sie sind einfach unmöglich.«

Die Empfangsdame neben der jungen Frau, die Sanchez bediente, hatte soeben ihren letzten Gast abgefertigt und wandte sich an Annabel. »Kann ich Ihnen helfen, Ma'am?«

»Ja. Das können Sie bestimmt, junge Dame. Annabel de Frugyn. Ich habe ebenfalls gewonnen.« Erleichtert, dass Annabel zu der anderen Empfangsdame ging, wandte Sanchez seine Aufmerksamkeit wieder der jungen Frau zu, die ihn bediente. Sie musterte ihn mit einem Blick, als wollte sie sich bei ihm entschuldigen. Es war ein Blick, den Sanchez in seinem Leben schon viel zu oft gesehen hatte, vor allem bei schönen Frauen. Irgendetwas stimmte nicht. Er konnte es spüren.

»Es tut mir leid, Mister Garcia«, sagte sie, »aber wir haben Sie nicht in unserem Computer.«

»Wie bitte?«

»Aus irgendeinem Grund haben wir für Sie kein Zimmer reserviert. Ihr Brief ist zweifellos echt, aber wir haben kein Zimmer, das auf Ihren Namen gebucht wurde.«

»Aber Sie haben doch noch freie Zimmer, oder?«

»Ich fürchte nein, Sir. Das Hotel ist vollständig ausgebucht.«

Sanchez spürte, wie er mit den Zähnen knirschte. »Was zum Teufel soll ich jetzt tun? Das ist hier das einzige beschissene Hotel in der Umgebung.«

»Sir, würden Sie bitte Ihren Ton mäßigen?«

»Nur wenn Sie aufhören, sich wie eine zickige Schlampe aufzuführen.« Seine Stimme wurde deutlich lauter und schriller.

Plötzlich wurde es in der Lobby still, als offensichtlich wurde, dass ein Streit im Gange war, der heftiger zu werden versprach. Sanchez' Unbehagen steigerte sich, als Annabel sich herüberbeugte und ihm etwas ins Ohr flüsterte.

»Sie dürfen sich gerne mein Zimmer mit mir teilen, wenn Sie wollen.«

»Sie können mich mal«, schnaubte er zurück.

Die Empfangsdame räusperte sich. »Ich fürchte, das wird Ihre einzige Möglichkeit sein.« Sie hielt kurz inne, ehe sie ein unfreundliches »Sir« hinzufügte.

Sanchez seufzte und fuhr sich mit der linken Hand durch sein fettiges dunkles Haar und griff fester hinein. »Oh, verdammte Scheiße. Das kann doch nicht wahr sein.«

Gerade als es so aussah, als wäre alles verloren und er gezwungen, sich ein Zimmer mit einer ältlichen, wahrsagenden Vettel zu teilen, erklang hinter ihm eine Stimme, die er kannte.

»Yo, Stephie. Der Typ ist ein guter Freund von mir. Gib ihm ein Zimmer.«

Sanchez' Augen leuchteten auf und er ließ seine Haare los. Er wandte sich um und sah zu seiner Freude den coolsten Typen, den er kannte. Den coolsten Typen auf dem Planeten. Es war Santa Mondegas gefürchtetster Profikiller, Elvis. Ob Elvis sein richtiger Name war oder nicht, war unbekannt, aber er benutzte diesen Namen und kleidete sich entsprechend. Heute trug er ein scharfes goldenes Jackett zu einer schwarzen Hose und einem schwarzen Oberhemd, das nur zur Hälfte zugeknöpft war. Wie immer hatte er seine unvermeidliche supercoole Sonnenbrille auf der Nase und trug sein dunkles Haar im Presley-Stil mit Pomade aus der Stirn nach hinten gekämmt. Sanchez liebte diesen Knaben und freute sich immer, ihn zu treffen. Was angesichts der Tatsache, dass Sanchez sich fast niemals freute, jemanden zu treffen, für den Inhaber des Tapioca ein enormer sozialer Fortschritt war. Elvis hatte außerdem den Trick raus, immer genau im richtigen Moment aufzutauchen. Bei einer denkwürdigen Gelegenheit vor genau zehn Jahren war Elvis rechtzeitig erschienen, um eine Bande von Vampiren auszuschalten, die sich während eines Gottesdienstes auf Sanchez und andere unschuldige Einheimische gestürzt hatten. Der King war engagiert worden, um für die Kirchgänger eine Gesangs- und Tanznummer aufzuführen, doch als die Vampire begannen, die Versammelten zu terrorisieren, hatte er seine Hüften kreisen lassen und mit der Gitarre auf sie gezielt, um ihnen damit kleine silberne Pfeile in die schwarzen Herzen zu schießen. Dabei hatte er James Taylors »Steamroller Blues« gesungen. Daher war es verständlich, dass Sanchez den King nun mit einem strahlenden Lächeln begrüßte.

»Hey, Elvis. Was treibst du denn hier?«

»Ich bin wegen des *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerbs gekommen.«

»Du nimmst daran teil?«

»Darauf kannst du deinen Arsch verwetten. Der erste Preis ist eine Million Dollar! Kann mir diese Gelegenheit doch nicht entgehen lassen, oder?«

»Cool«, sagte Sanchez. Aus seinem Kurzurlaub schien doch noch etwas zu werden. »Kannst du mir zu einem Zimmer verhelfen? Die erzählen irgendeinen Scheiß, von wegen ich sei nicht in

ihrem verdammten Computer.«

»Klar. Stephie wird das klären, nicht wahr, Stephie?«

Die hübsche Empfangsdame schien von dieser Idee nicht gerade begeistert zu sein. Andererseits verriet der Ausdruck ihrer Augen, dass sie Elvis zu Füßen lag. Der Kerl hatte einen ganz besonderen Schlag bei Frauen. Sie schienen hinzuschmelzen, wenn er sie nur ansah. Und er hatte eine geradezu hypnotische Kraft, sie dazu zu bringen, alles zu tun, um ihm zu gefallen. Eine Fähigkeit, die Sanchez vollkommen abging.

»Er hat mich gerade Schlampe genannt«, sagte sie und deutete mit einem mürrischen Kopfnicken auf Sanchez.

Elvis schürzte die Lippen. »Wie bitte? Sanchez, du hast doch nicht etwa Schlampe zu ihr gesagt, oder?«

»Hm – ich glaube, das habe ich wohl.«

Elvis versetzte Sanchez eine Kopfnuss. »Nun, dann solltest du dich lieber entschuldigen, und wenn du Glück hast, dann findet Stephie für dich sogar noch ein Zimmer.«

Sanchez brachte so etwas wie ein entschuldigendes Lächeln für die Empfangsdame zustande. Es sah eher aus wie das Grinsen eines Totenschädels. »Es tut mir leid, dass ich Schlampe gesagt habe«, murmelte er verlegen.

Stephie reagierte mit einem verkniffenen Lächeln. »Ist schon gut. Okay, ein Zimmer haben wir noch. Ein Typ namens Claude Balls hat für gestern reserviert, aber er ist bis jetzt noch nicht angekommen. Sie können sein Zimmer haben.«

»Äh, danke. Vielen, vielen Dank.« Darüber erleichtert, dass man ihm soeben eine Nacht mit Annabel de Frugyn erspart hatte, demonstrierte er einen Anflug von aufrichtiger Dankbarkeit. Während Stephie den Papierkram erledigte und einen Zimmerschlüssel für ihn suchte, wandte Sanchez sich zu seinem Freund um. »Danke, Elvis. Finde ich richtig nett von dir.«

»Nicht der Rede wert.«

»Nun, ich bin im Wettbewerb ganz klar auf deiner Seite. Wann kommst du auf die Bühne?«

Elvis hörte ihm anscheinend gar nicht zu. »Moment mal. Siehst du diesen Typen dort?«, fragte er und deutete auf einen Mann Anfang vierzig in einem weißen Anzug. »Das ist der Hotelbesitzer, Nigel Powell. Oberster Juror bei dem Wettbewerb. Und außerdem Multimillionär.«

Powell schritt gerade mit zwei athletischen Leibwächtern im Schlepptau zum Empfangspult. Unter seinem weißen Anzugsakko trug er ein schwarzes T-Shirt, was ihm den ziemlich veralteten *Don-Johnson-Miami-Vice*-Look verlieh. Er hatte das gegelte schwarze Haar zurückgekämmt, zeigte unnatürlich weiße und gleichmäßige Zähne und hatte eine künstliche orange Sonnenbräune, die zu seinem weißen Anzug einen scharfen Kontrast bildete. Die beiden Leibwächter trugen identische schwarze Anzüge mit schwarzen T-Shirts darunter. Beide waren militärisch kurz geschoren und gehörten zu der Sorte Männer, die unwidersprochen jeden Befehl ausführten. Jeder in der Lobby verfolgte gebannt, wie das Trio zum zweiten Empfangspult ging und hinter Annabel stehen blieb.

»Miss de Frugyn?«, fragte Powell höflich mit tiefer, wohlklingender Stimme.

Annabels Körpersprache verriet, dass sie annahm, mit einer gestohlenen Kreditkarte erwischt worden zu sein – was nicht vollkommen unwahrscheinlich gewesen wäre. Sie wandte sich langsam zu dem Manager und seinen beiden Gorillas um.

»Ja«, zwitscherte sie nervös. »Was kann ich für Sie tun?«

»Miss de Frugyn, mein Name ist Nigel Powell. Ich habe die Ehre, der Eigentümer und Manager dieses Hotels zu sein. Kann ich Sie kurz sprechen?«

»Na ja – sicher.« Ihre Körpersprache signalisierte jetzt das erschrockene Kaninchen.

Powell ergriff Annabels Hand und schüttelte sie höflich. »Meine Mitarbeiter werden Ihre Sachen auf Ihr Zimmer bringen. Bitte kommen Sie hier entlang.«

Sanchez und Elvis beobachteten, wie der Multimillionär Annabel durch eine doppelte Glastür auf der rechten Seite der runden Lobby geleitete. Was sie nicht wussten, war, dass er mit ihr einen privaten Teil des Hotels aufsuchte.

»War das die Mystische Lady?«, wollte Elvis von Sanchez wissen.

»Ja. Hab im Flugzeug und in dem verdammten Bus direkt neben ihr gesessen. Verdammt lästige alte Schachtel«, murmelte Sanchez.

»Hab gehört, dass sie gut darin ist, irgendwelchen Scheiß vorauszusagen.«

»Quatsch. Sie ist gut darin, jede Menge Scheiß zu labern.«

»Nein, Mann. Ich denke, sie kann wahrscheinlich vorhersagen, wer diese Show gewinnen wird.«

»Du machst dir wohl Riesenhoffnungen«, sagte Sanchez spöttisch.

Elvis lächelte. »Du spielst doch auch gerne, nicht wahr, Sanchez?«

»Ja. Warum?«

»Nun, an diesem Wochenende ist hier mehr als nur ein Gesangswettbewerb im Gange. Im Parterre gibt es auch ein Spielkasino. Schätze, dass es durchaus nützlich sein könnte, die alte Lady an seiner Seite zu haben.«

Sanchez ließ sich die Worte des legendären Berufskillers durch den Kopf gehen. Die Mystische Lady könnte tatsächlich in einem Kasino eine nützliche Verbündete sein. Außer wenn das Management von ihren angeblichen Fähigkeiten wusste und sie hier nicht duldete.

Könnte das der Grund sein, weshalb sie vom Hotelbesitzer hinauskomplimentiert worden war?

SECHS ♦

Emily war nicht gerade begeistert darüber, sich die Garderobe mit vier Männern zu teilen. Doch sie sagte sich immer wieder, dass sie es nur für einen Tag ertragen müsste und die Belohnung am Ende wahrscheinlich ihr Leben von Grund auf verändern würde.

Sie war einer der fünf Gesangskünstler, die Nigel Powell, oberster Juror des *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerbs, bereits als Finalisten ausgewählt hatte. Emily verspürte ein leichtes Unbehagen, dass das öffentliche Vorsingen noch nicht stattgefunden hatte und dass alle anderen hoffnungsvollen Kandidaten, die nach und nach im Hotel eintrudelten, keine Ahnung hatten, dass die fünf Finalisten längst feststanden. Aber dann dachte sie an all die Bumslokale, in denen sie hatte auftreten müssen, an all die harten Jahre und daran, was dies für sie und ihre Mutter bedeutete. Denn Tatsache war Folgendes: Sie waren die fünf Finalisten, weil sie die besten Tribute-Acts der Clubszene waren. Also, was war schon schlimm daran, wenn die ganze Show ein abgekartetes Spiel war? Traf das heutzutage nicht auf alles zu? Jedenfalls beruhigte sie damit ihr Gewissen.

Außerdem war es ja nicht so, dass sie bereits gewonnen hatte. Sie musste immer noch die anderen vier besiegen.

Die fünf Wettbewerber saßen in einer Reihe an eigenen Schminktischen, jeder mit einem eigenen Spiegel ausgestattet, der durch kleine Glühbirnen an den Seiten und oben beleuchtet wurde. Die Garderobe war mit ihren zehn Metern Länge und etwa drei Metern Breite ziemlich eng. Die Wände wie auch die Tische waren in einem beruhigenden Pink gehalten. Emilys Tisch war der einzige, auf dem Schminkutensilien standen. Sie hatte einige Zeit darauf verwendet, genau so auszusehen, wie es ihr vorschwebte, während die Männer die meiste Zeit nur untätig herumgesessen und sich an allen möglichen Stellen gekratzt hatten. Typisch.

Die vier Männer saßen an den Tischen links von Emily. Der nächste neben ihr war das Otis-Redding-Double. Abgesehen davon, dass er schwarz war, sah er dem verstorbenen Sänger in keiner Weise ähnlich, aber er hatte eine herrliche Stimme und trug einen offensichtlich sündhaft teuren schwarzen Anzug mit einem roten Seidenhemd darunter. Emily dachte, dass er beim Finale ein durchaus ernst zu nehmender Konkurrent wäre.

Neben ihm saß Kurt Cobain. Er war dem echten Cobain nicht nur sehr ähnlich, er roch auch so wie er. Er trug einen schmutzigen grauen Pullover und ausgefranste Jeans. Sein Haar war blond und fettig und die untere Hälfte seines Gesichts verschwand hinter zwei Tage alten Bartstoppeln und hatte, um das grunge-typische Bild abzurunden, sicherlich für einige Wochen auf den Gebrauch von Seife verzichtet. Vielleicht versuchte er auch zu riechen wie der viel beschworene Teen Spirit. Der Gestank erinnerte eher an ein durchgeschwitztes Suspensorium. Zu seiner Linken residierte Johnny Cash. Emily hatte schon früh festgestellt, dass dieser Typ die Angelegenheit sehr ernst nahm. Er hatte seinen Namen offiziell in Johnny Cash geändert und gab sich alle Mühe, genauso zu leben wie der berühmte Sänger seligen Angedenkens. Während seiner Tribute-Tourneen war er in fast allen Sälen aufgetreten wie sein Idol. Sein Kostüm bestand – was niemanden wunderte – aus einem schwarzen Oberhemd und schwarzer Hose, und sein schwarzes Haar war zu einer Tolle aufgegelt. Zweifellos verfügte er über das größte Charisma aller männlichen Konkurrenten, und Emily hatte bereits entschieden, dass, wenn sie nicht gewinnen sollte, er derjenige war, dem sie den Sieg am ehesten wünschte. Aber eigentlich wollte sie auf keinen Fall verlieren.

Der letzte Wettstreiter, der am Ende der Reihe direkt an der Tür saß, war der James-Brown-Imitator. Er war zweifellos ein Spinner und trug einen violetten Anzug mit einem

blauen, fast bis zum Bauchnabel offenen Oberhemd, unter dem eine glatte braune Brust und ein dickes goldenes Kruzifix, das an einer Kette um seinen Hals hing, zum Vorschein kamen. Ein ständiges strahlend weißes Lächeln lag auf seinem Gesicht, und er trug die gleiche wellige ungeordnete Frisur, mit welcher der Godfather of Soul in seinen letzten Jahren aufgetreten war. In der Garderobe herrschte Grabesruhe. Nur das Geräusch von Kurt Cobains nasalem Atmen war in der herrschenden Stille zu hören. Emily beschloss, das Eis zu brechen.

»Was meinst du, ist meine Frisur okay?«, wollte sie von Otis Redding wissen.

Er antwortete sofort. »Na klar, Baby, du siehst super aus«, sagte er und nickte bestätigend.

Johnny Cash, der seine eigenen Haare im hell erleuchteten Spiegel vor ihm geordnet hatte, beugte sich vor, um einen Blick auf Emilys Frisur zu werfen.

»Er hat Recht. Du siehst klasse aus«, meinte er lächelnd mit einem Augenzwinkern.

»Danke«, sagte Emily und erwiderte das Lächeln. Ermutigt durch ihre freundliche Reaktion fuhr sie fort. »Ich glaube, ich werde jetzt richtig nervös. Wie geht es euch?«

Erleichtert, dass das Schweigen gebrochen worden war, begannen die vier Männer beinahe gleichzeitig zu reden. Man kam überein, dass sie alle nervös waren. James Brown brachte es auf den Punkt. »Schätze, ich wäre weniger nervös, wenn ich nicht längst wüsste, dass ich im Finale bin«, sagte er und erhob sich von seinem Stuhl. »Jetzt stehen wir alle unter dem Druck zu wissen, dass wir, selbst wenn wir versagen sollten, von den Juroren bevorzugt werden und dann jeder begreift, dass die Show manipuliert wurde.«

Emily nickte heftig. »Das kann man wohl sagen. Ich habe letzte Nacht kaum geschlafen aus Angst, beim Vorsingen zu versagen. Mir scheint, dass der Druck im Finale bei Weitem nicht so groß sein wird.«

Johnny Cash ergriff wieder das Wort. »Ja. Viel lieber würde ich mir den Einzug ins Finale auf legale Art erkämpfen. Das Ganze fühlt sich an wie nackter Betrug, nicht wahr? Warum lassen sie nicht zu, dass wir es aus eigener Kraft schaffen?«

Otis Redding war der Einzige, der darauf eine Antwort wusste. »Weil der ganze Wettbewerb nur einen einzigen Tag dauert.«

»Na und? Welchen Unterschied macht das?«

»Nun, ihr Herzchen, wenn ihr ins Finale kommt, dann steht ihr nicht auf der Bühne und singt ganz alleine. Ihr habt das Hausorchester zur Unterstützung, das euch bei euerm Song begleitet.«

»Und?«

»Das Orchester muss schon Tage im Voraus wissen, welche Musik es spielen wird, nicht wahr? Wenn ein verdammter Jimi-Hendrix-Imitator es – unerwarteterweise – bis ins Finale schafft und verkündet, er wolle ›Voodoo Child‹ singen, dann wette ich, dass das Orchester in den Arsch gekniffen ist. Wie sollen die in einer Stunde lernen, diesen und vier andere Songs zu spielen?«

Allmählich dämmerte es Johnny Cash. Trotz seines Charismas, seines Charmes und seines Talents war er nicht gerade der intelligenteste Zeitgenosse. »Ich verstehe«, sagte er langsam.

»Daran habe ich nie gedacht. Wollten sie deshalb im Voraus wissen, welchen Song ich zum Besten geben will?«

»Ja. Das ist der Grund.« Das »So ein Blödmann!« fügte Otis Redding gerade noch laut genug hinzu, sodass alle es hören konnten.

Emily lächelte. Sie hatte das Ganze ziemlich genau durchschaut. Was den Wettbewerb betraf, gab es einige Dinge zu bedenken, die Johnny wahrscheinlich nicht im Mindesten in den Sinn gekommen waren. Vor allem ein Punkt hatte sie während der letzten Tage ausgiebig beschäftigt. Und jetzt schien der richtige Zeitpunkt gekommen zu sein, um die Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

»Ich frage mich«, sagte sie nachdenklich, »was geschehen würde, wenn einer von uns krank wird und einer der anderen Sänger es ins Finale schafft?«

James Brown war von seinem Platz aufgestanden und ging zur Tür, doch während er nach der Türklinke griff, wandte er sich um und beantwortete Emilys Frage. »Ich denke, dann würden sie es bei vier Finalisten belassen.«

»Schon möglich«, sagte Emily vorsichtig. »Aber wenn nun drei oder vier von uns irgendetwas zustößt? Angenommen, wir bekämen eine Lebensmittelvergiftung und könnten nicht auftreten? Was dann?«

James Brown öffnete die Tür, um in den Korridor hinauszugehen. »Das wäre dann ein verdammt interessantes Finale, denke ich«, sagte er.

»Wo willst du hin, Mann?«, rief Johnny Cash ihm nach.

»Ich gehe raus auf den Parkplatz, um frische Luft zu schnappen. Hier stinkt es, als wäre hier drin jemand gestorben.«

Instinktiv blickte jeder zu Kurt Cobain. Der bemerkte ihre unfreundlichen Blicke und errötete ein wenig. Dann schickte er James Brown einen trotzigen Kommentar hinterher, während er die Garderobe verließ.

»Nimm dich vor den Autobussen auf dem Parkplatz in Acht, Mann. Wäre doch schade, wenn du zerquetscht wirst und wir nur noch zu viert im Finale stehen.«

SIEBEN ♦

Sanchez drückte Elvis mehr als je zuvor die Daumen, dass er die *Back-From-The-Dead-Show* gewann. Sein Freund hatte es nicht nur geschafft, die Empfangsdame zu überreden, ihm ein Zimmer zu überlassen, das für jemand anderen reserviert worden war, sondern der King schleppte auch Sanchez' Koffer auf sein Zimmer. Sie waren mit dem Lift in den siebten Stock hinaufgefahren und dann durch einen etwa zwanzig Meter langen Korridor gegangen. Der Flur war breit genug, dass sechs Personen nebeneinander stehen konnten. Die Wände waren mit cremefarbener Tapete verziert und sie schritten über einen dicken, weichen, grünen Teppichboden. Es war offensichtlich, dass der Inhaber dieses Hotels großen Wert auf Eleganz legte. Verglichen damit sah Sanchez' Bar, das Tapioca, irgendwie beschissen aus, wenn man sie betrat, aber sobald man den leicht beschissenen Bereich hinter sich hatte, gelangte man in den richtig beschissenen Teil der Bar. Dieser Laden hier war durch und durch gepflegt.

»Das ist es«, sagte Sanchez und deutete auf eine Tür auf der linken Seite. Sie war weiß lackiert und trug in Augenhöhe eine Zahl aus kleinen schwarzen Ziffern. Sie lautete 713.

»Verdammt noch mal, dann mach sie endlich auf. Dieser Scheißkoffer wiegt mindestens eine Tonne«, schnappte Elvis.

Eine Entschuldigung murmelnd, holte Sanchez eine Schlüsselkarte aus seiner Shorts und zog sie durch den Leseschlitz an der Tür. Ein kleines rotes Licht am Lesegerät sprang auf Grün um und ein leises Klicken ertönte. Er drückte auf die Klinke und stieß die Tür auf.

Ein geräumiges Zimmer mit einem Doppelbett in der Mitte erwartete sie. An der Wand dahinter stand ein Schminktisch, und neben dem Bett war ein kleiner Tisch mit einer Lampe darauf zu sehen. In der hinteren linken Ecke des Raums befand sich eine Tür, die ins Bad führte. Sanchez gefiel, was er sah. Das Zimmer war besser als sein Zuhause. Er war von der herrschenden Sauberkeit derart überwältigt, dass er nicht darauf achtete, wohin er trat. Während er sich im Zimmer umsah, landete sein rechter Fuß auf etwas, das auf dem Teppichboden lag. Er hörte ein Knistern und blickte nach unten. Unter seinem rechten Fuß sah er einen großen braunen Umschlag, völlig unauffällig und dreißig mal zwanzig Zentimeter groß. Er bückte sich, um ihn aufzuheben, und ging damit zum Bett. Währenddessen hatte Elvis, der ihm gefolgt war, die Tür hinter ihnen geschlossen. Als er sich umdrehte, saß Sanchez auf dem Bett und zerrte an einer Ecke des Umschlags herum.

»Was zum Teufel hast du da?«, fragte Elvis.

»Keine Ahnung.«

»Dann mach ihn auf.«

»Ich bin doch dabei, verdammt noch mal.«

Sanchez' klobige Finger betasteten das zugeklebte Ende des Umschlags. Die Lasche war mit Klebeband versiegelt worden. Weiteres Klebeband verschloss die Lasche an den Seiten. Er riss das Klebeband ab und entfernte dann die Lasche des Umschlags. Ein paar Fotos befanden sich darin und noch etwas anderes, dickeres, das tief in den Umschlag hineingerutscht war.

»Was zur Hölle ist das?«, fragte Elvis.

Sanchez runzelte die Stirn. »Es sieht aus wie ein paar Fotos.« Indem er das untere Ende des Umschlags festhielt, sodass der dicke Gegenstand nicht herausfallen konnte, drehte er den Umschlag auf den Kopf und ließ den Inhalt auf das Bett rutschen. Elvis stellte Sanchez' Koffer ab und kam zum Bett, um die Fotos in Augenschein zu nehmen. Sanchez hob das ihm am nächsten liegende Foto auf und betrachtete es. Es war ein Farbfoto von einem unrasierten weißen Mann mit fettigem blondem Haar.

Elvis schaute ihm über die Schulter. »Wer zum Teufel ist das denn?«, fragte er.

»Keine Ahnung.«

»Was ist dieses Stück Papier?«

«Wo?«

Elvis deutete auf einen kleinen quadratischen Zettel, der mit den Fotos aus dem Umschlag gerutscht war. Sanchez griff mit der anderen Hand danach und inspizierte ihn. Darauf befand sich eine mit blauer Tinte geschriebene Liste aus vier Namen. Er verglich die Namen mit dem Foto in seiner Hand.

»Was steht da?«, fragte Elvis.

»Ich glaube, dieser Typ ist Kurt Cobain«, sagte Sanchez und wedelte mit dem Foto. Dann blätterte er die anderen drei durch. »Das sind Fotos von vier Konkurrenten der Show, vermute ich.«

»Gib das her«, sagte Elvis und riss Sanchez den Zettel aus der Hand. Er warf einen Blick auf die Namensliste und betrachtete dann die Fotos, die Sanchez auf dem Bett ausgebreitet hatte. »Das ist übel«, stellte er nach einer längeren Pause fest.

»Ich versteh das nicht. Was soll dieser Scheiß?«, dachte Sanchez laut nach.

»Du weißt doch, was ich so treibe, nicht wahr, Sanchez? Ich meine als Job.«

»Klar weiß ich das, das weiß doch jeder. Du bist ein Berufskiller.«

»Richtig. Und dies, mein fatter Freund, ist eine Todesliste. Der Typ, für den dieses Zimmer reserviert war, sollte diesen Umschlag erhalten. Dann sollten diese vier Sänger getötet werden.«

»Heilige Scheiße!«

Sanchez hatte Schwierigkeiten, sich mit der Idee anzufreunden, in einem Hotelzimmer zu wohnen, das für jemanden reserviert worden war, der vier Morde plante. Falls der Knabe doch noch auftauchen sollte, konnte das Ärger bedeuten. Ärger für Sanchez.

Elvis dachte einen Moment lang nach, dann äußerte er seinen Rat. »An deiner Stelle würde ich den Umschlag zum Empfang runterbringen und ihn dort für den Typen hinterlegen, falls er doch noch auftauchen sollte.«

»Soll ich ihn nicht lieber der Polizei übergeben?«

»Nun, das wäre auch eine Möglichkeit. Ich für meinen Teil denke jedoch, wenn jemand die Absicht hat, diese vier Sänger auszuschalten, dürfte das meine Chancen, die Show zu gewinnen, erheblich verbessern.«

»Das ist aber ziemlich krass, meinst du nicht?«

»Man muss in jeder Situation immer die positive Seite sehen, Sanchez. Außerdem, falls du es nicht bemerkt haben solltest, gibt es auf Devil's Graveyard keine Polizei.«

»Ach ja. Richtig.« Sanchez ließ sich auf das Bett sinken und überlegte, was zu tun sei. Er erkannte den Sinn in Elvis' Plan. »Okay«, meinte er seufzend. »Ich versuche, den Umschlag wieder zuzukleben und bringe ihn dann zum Empfang runter.«

»Cool.« Der King schaute auf die Uhr. »Ich gehe jetzt wohl besser. Ich muss in einer halben Stunde zum Vorsingen auf die Bühne. Schau zu, dass du im Publikum sitzt. Ich kann jede Unterstützung brauchen.« Er grinste und fügte hinzu: »Auch wenn ich ein absolutes Ass bin.«

»Ja klar. Wir sehen uns später, Mann. Viel Glück und vielen Dank, dass du meinen Koffer geschleppt hast.«

Elvis faltete den Zettel mit den vier Namen zusammen, reichte ihn seinem Freund und ging hinaus. Sobald der King die Tür hinter sich geschlossen hatte, warf Sanchez einen weiteren Blick in den Umschlag, um sich zu vergewissern, ob er richtig gesehen hatte. Und tatsächlich, im Umschlag steckte ein dickes Bündel Banknoten. Er hatte es festgehalten, damit es nicht herausfiel, als er den restlichen Inhalt aufs Bett gekippt hatte. Wenn Elvis das Geld gesehen hätte, wäre er vielleicht auf die Idee gekommen, dass sie es sich teilen sollten. Und da der Umschlag

sich in Sanchez' Zimmer befand, gehört er rein technisch betrachtet ausschließlich ihm. Sanchez holte das Geld heraus und begann es mit zitternden Fingern auf dem Bett zu zählen. Es waren Hundertdollarscheine. Zweihundert Stück.

Zwanzig Riesen.

Zeit, dem Spielkasino einen Besuch abzustatten.

ACHT ♦

Annabel de Frugyn wurde in Nigel Powells privates Büro geleitet. Es war ein eleganter Raum mit einem dicken, federnden königsblauen Teppichboden und schlichten weiß gekalkten Wänden. Ein großer Holzschreibtisch stand an einem Ende des Raums vor einer Fensterreihe, die von zwei hellroten Vorhängen verhüllt wurden die zu dem blauen Teppich einen fast schmerzhaften Kontrast bildeten. Powell bat sie, in einem kleinen schwarzen Ledersessel vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Er ging um den Schreibtisch herum und ließ sich in einen erheblich größeren, ebenfalls schwarzen und mit Leder bezogenen Sessel fallen. Auf der Schreibtischplatte befand sich eine nur nachlässig geordnete Ansammlung von Papieren und gerahmten Fotos, Letztere dergestalt ausgerichtet, dass Powell sie betrachten konnte. Außerdem stand auf dem Tisch ein großes weißes, ziemlich altmodisches Telefon links von seinem Sessel.

Einer der beiden Wachmänner, die den Hotelbesitzer kurz vorher ins Foyer begleitet hatten, war ihnen ins Büro gefolgt. Er nahm einen Platz an der Tür ein, die er hinter ihnen geschlossen hatte. Immer noch stehend, schenkte sie ihm ihr fratzenhaftes Lächeln, doch in klassischer militärischer Tradition blickte er starr geradeaus und ignorierte sie. Unbeeindruckt setzte sie sich Powell gegenüber in den Sessel. Auf ihrem Schoß lag ihre Handtasche, die sie immer bei sich trug und mit festem Griff umklammerte. Sie mochte dem Sicherheitsdienst des Hotels gestattet haben, ihr Gepäck auf ihr Zimmer zu bringen, doch niemand durfte ihre alte, schmutzige braune Lederhandtasche auch nur berühren.

»Sehen Sie, Miss de Frugyn, Sie fragen sich wahrscheinlich, weshalb Sie hier sind«, begann Powell und lehnte sich lächelnd in seinem Sessel zurück.

Sie konnte nicht anders, als sein Lächeln zu erwidern. Der Mann hatte einen teuflischen Charme und achtete sorgfältig auf seine äußere Erscheinung. Obgleich er Anfang vierzig war, hatte er keine einzige Falte im Gesicht. Zweifellos das Ergebnis plastischer Chirurgie und regelmäßiger Botoxinjektionen.

Annabels Lachen war das totale Gegenteil und enthüllte eine große Anzahl von Runzeln und Falten in ihrem Gesicht. »Sie wollen, dass ich mit meinen übersinnlichen Kräften irgendetwas tun soll, nicht wahr?«

»Sehr gut. Beeindruckend. Und absolut korrekt. Ich will ganz offen zu Ihnen sein, Annabel – ich darf Sie doch so nennen?« Sie strahlte ihn an, was, wenn überhaupt möglich, noch schrecklicher aussah als ihr verzerrtes Lächeln. »Es ist kein Zufall, dass Sie hier im Hotel sind. Ich habe es so eingefädelt, dass Sie eine Eintrittskarte für die Show gewonnen haben.«

»Als ich den Brief mit der Nachricht erhielt, dass ich gewonnen habe, spürte ich irgendwie, dass irgendetwas fehlte.«

»Tatsächlich? Ihre übersinnlichen Fähigkeiten haben Ihnen das verraten?« Powell, plötzlich viel wachsamer, richtete sich auf.

»Ja. Das und die Tatsache, dass ich an der Umfrage, durch die man eine Eintrittskarte gewinnen konnte, gar nicht teilgenommen habe.«

Er lächelte nachsichtig. »Lassen Sie mich zum Kern der Sache kommen. Ich habe viel Gutes über Sie gehört. Ein Freund von mir hat Sie mir empfohlen, nachdem er Sie vor ein paar Jahren wegen einer Beratung aufgesucht hatte.« Er legte eine Kunstpause ein und seine Miene wurde ernst.

»Ich brauche heute Ihre Dienste in einer äußerst wichtigen Angelegenheit.«

»Wollen Sie, dass ich Ihnen voraussage, wer den Gesangswettbewerb gewinnen wird?«

»Nein. Es ist etwas viel Wichtigeres.«

Die Mystische Lady war entschlossen vorherzusagen, was er wollte, ehe er es aussprach.

»Wollen Sie wissen, was Sie zum Geburtstag geschenkt bekommen?«, versuchte sie abermals ihr Glück.

Powell warf dem Sicherheitsmann an der Tür über die Schulter einen Blick zu. Ein Blick, der deutlich machte, dass er von Annabels übersinnlichen Fähigkeiten nicht besonders beeindruckt war. Sie musste ihm immer noch den Beweis liefern, dass sie den Titel »Mystische Lady« verdient hatte.

Da sie seine Zweifel registrierte, versuchte sie, ihn zu beruhigen. »Ich bin viel besser, wenn ich meine Kristallkugel zur Verfügung habe«, gestand sie ihm.

»Ah, ich verstehe. Und haben Sie sie bei sich?«

»Ja.«

»Dann holen Sie sie bitte heraus.« Unter der freundlich vorgetragenen Bitte lauerte ein harter Befehlston.

Annabel öffnete den Reißverschluss ihrer Handtasche, doch ehe sie hineingriff, runzelte sie die Stirn. »*Moment*«, sagte sie und rang plötzlich nach Luft. »Ich sehe etwas.«

»Und was?«

»Ich sehe, dass Sie mir fünfhundert Dollar geben.«

Powell seufzte. Annabel arbeitete niemals ohne Honorar, und sie sorgte dafür, dass jedermann es wusste. Ihr Ruf war weit über die Grenzen von Santa Mondegga hinausgedrungen, daher hatte Powell gewusst, was er zu erwarten hatte. Er griff in sein Jackett und holte eine dicke Lederbrieftasche heraus. Er klappte sie auf, zählte fünf Hundertdollarscheine ab. Dann schob er drei davon über den Schreibtisch zu Annabel hinüber, die sie sofort an sich nahm und irgendwo in den Falten ihrer Kleidung verschwinden ließ.

Powell ließ einen Finger auf den beiden restlichen Geldscheinen auf seiner Schreibtischseite liegen. »Dreihundert jetzt«, sagte er kalt. »Zweihundert, wenn Sie mir erzählen, was ich wissen muss.«

Annabel tat so, als würde sie sich das Angebot durch den Kopf gehen lassen. Tatsächlich dachte sie noch nicht einmal im Traum daran, das Angebot auszuschlagen. Normalerweise wurde auch schon mal gefeilscht, aber ihre Bitte um fünfhundert Dollar Vorauszahlung war ziemlich optimistisch gewesen. Dass er bereit war, die gesamten fünfhundert Dollar zu zahlen, machten die dreihundert Dollar Anzahlung für sie noch annehmbarer. Daher griff sie mit einem neuerlichen alpträumenhaften Lächeln in ihre Handtasche und holte eine kleine Kristallkugel hervor, ein Objekt, weitaus sauberer als das schmutzige Behältnis, in dem sie es bis eben deponiert hatte. Sie stellte sie vor sich auf den Tisch und sah den Mann, der ihr gegenüber saß, prüfend an.

»Dann erzählen Sie mir mal, was Sie wissen wollen.«

»Schön, Annabel«, sagte er, beugte sich über den Schreibtisch und zeigte sein eigenes umwerfendes Lächeln, »vor ein paar Wochen wurde ich von einem ziemlich fragwürdig aussehenden Mexikaner namens Jefe angesprochen. Er behauptete, ein Attentäter oder eine Art Kopfgeldjäger zu sein.«

»Ich glaube, ich kenne ihn«, sagte Annabel.

»Das sollten Sie allerdings auch«, sagte Nigel. »Er ist derjenige, der mir empfohlen hat, mit Ihnen zu reden.«

»Worüber?«

»Er erzählte mir, man habe ihm eine große Summe Geld angeboten, um einige Konkurrenten des diesjährigen Wettbewerbs zu töten. Er hatte den Auftrag über eine dritte Partei angenommen, nur um dann zu erfahren, dass der Kontrakt jemand anderem gegeben worden sei.«

»Ich verstehe. Und Sie wollen wissen, wer dieser Jemand ist?«

»Ja. Ich möchte außerdem wissen, wer diese Leute engagiert und weshalb.«

»Jefe wusste es nicht?«

»Nein, aber er meinte, Sie könnten mir vielleicht dabei helfen. Deshalb sind Sie hier.«

»Okay. Gibt es sonst noch etwas?«

»Vorerst reicht das doch wohl. Kommen Sie damit zurecht?«

»Nun denn, schauen wir mal nach, okay? Können Sie mal das Licht ein wenig runterdrehen?«

»Klar. Tommy, dämpfen Sie mal das Licht, bitte.«

Der Sicherheitswachmann im schwarzen Anzug betätigte einen Schalter neben der Tür und verdunkelte das Deckenlicht so weit, dass man sehen konnte, wie Annabels Kristallkugel weiß zu leuchten begann. Dies war das Zeichen für sie, sich nach vorne zu beugen und mit den Händen über der geheimnisvollen Kugel herumzufuchteln. Nach ein paar Sekunden erschien innerhalb der Kugel so etwas wie ein wirbelnder weißer Nebeldunst. Powell war klug genug zu schweigen, während sie mit den Armen einige seltsame Gesten ausführte. Am Ende, nachdem sie ohne zu blinzeln die leuchtende Glaskugel angestarrt und sich für knapp eine Minute darauf konzentriert hatte, schien sie irgendeine Erkenntnis zu überkommen.

»Der Mann, den Sie suchen«, erklärte sie mit monotoner Stimme, »befindet sich bereits im Hotel. Er hat eine Liste von Personen bei sich, die er töten will.«

»Können Sie erkennen, wie er aussieht?«

»Ich sehe zwei Männer zusammen. Einer von ihnen ist ein Teilnehmer des Wettbewerbs. Der andere ist ein gnadenloser Mörder. Sie haben die Absicht, ihre wichtigsten Gegner auszuschalten, sodass sie den Wettbewerb gewinnen können.«

Powell begann sein Kinn zu massieren, als würde er plötzlich von einem quälenden Juckreiz gepeinigt.

»Wer sind sie?«, wollte er wissen.

»Warten Sie. Ich sehe etwas. Es – es ist eine Zimmernummer.«

»Reden Sie weiter.«

»Dieses Zimmer befindet sich im siebten Stock.« Annabel, die weiterhin starr in die Kristallkugel blickte, begann von der Anstrengung, sich zu konzentrieren, zu schwitzen. Auch Powell starrte auf die Kugel, konnte jedoch nichts anderes sehen als den weißen Dunst, der darin waberte. Abermals begann die alte Frau zu reden, ihre Stimme nach wie vor ein monotones Leiern, während ihre Erklärung immer wieder durch kurze Pausen unterbrochen wurde.

»Es ist Zimmer Nummer – dreizehn im – siebten Stock. Dort finden Sie – den Attentäter – den Sie suchen.«

»Donnerwetter«, sagte Powell und klang überrascht. Er musste zugeben, dass er unerwarteterweise beeindruckt war. »Das ist sehr genau. Kennen Sie auch den Namen des Zimmerbewohners?«

Annabel schüttelte langsam den Kopf. »Nein. Es herrscht einige Verwirrung, was den Namen dieses Mannes betrifft. Ich kann nicht feststellen, weshalb.« Ihre Stimme klang allmählich wieder normal.

Scheiße!, dachte Powell, aber das behielt er für sich. »Okay«, raunte er sanft. »Können Sie noch etwas anderes erkennen?«

»Ja, da ist noch eine Sache. Aber ich vermute, das wissen Sie längst.« Sie klang jetzt zögernd. Powell runzelte fragend die Stirn. »Und was ist das?«

»Diese Show ist verflucht.«

»Wie bitte?« Wenn er überrascht war, dann schaffte er es auf bemerkenswerte Art und Weise, dies zu verbergen.

»Auf dieser Show liegt irgendein Fluch. Ich kann nicht genau erkennen, was es ist, aber wenn ich daran teilnehme, glaube ich nicht, dass ich gewinnen möchte.«

Der Hotelbesitzer und Veranstalter der Show winkte lässig ab und lächelte die Frau an. »Wegen

irgendwelcher Flüche mache ich mir keine Sorgen. Oder was mit demjenigen geschieht, der den Wettbewerb gewinnt. Ich möchte nur sicher sein, dass die Show ohne Störungen abläuft.«

»Es ist Ihre Entscheidung«, sagte Annabel. »Aber ich denke, ein weitaus angemessenerer Name für Ihre Show wäre *The Hex Factor*.«

Powell seufzte. »Ich glaube, wir sind hier fertig. Tommy, drehen Sie das Licht bitte wieder hoch.« Der weiße Nebel in der Kristallkugel löste sich allmählich auf, und Annabel lehnte sich in ihrem Sessel zurück. Sie sah ein wenig müde, wenn nicht sogar älter aus. Der Sicherheitswachmann drehte das Licht wieder hoch, und Annabel verfolgte mit unverhohlener Genugtuung, wie Powell die restlichen zweihundert Dollar auf dem Tisch zu ihr herüberschob. »Danke, Annabel. Anscheinend haben Sie Ihre Sache gut gemacht.« Er sah sie an und fügte hinzu: »Falls wir Ihre Dienste noch einmal brauchen sollten, kennen wir ja Ihre Zimmernummer.« In seiner Stimme schwang ein einschüchternder Unterton mit, und Annabel hatte nicht den geringsten Zweifel, dass, wenn sich auch nur eine einzige ihrer Prophezeiungen als falsch erweisen sollte, die fünfhundert Dollar sofort den Besitzer wechseln würden. Sie angelte die zwei Hundertdollarscheine vom Tisch und versteckte sie in den Falten ihrer Kleidung bei den anderen drei. Dann nahm sie die Kristallkugel vom Tisch und legte sie in ihre Handtasche zurück.

»Es war nett, mit Ihnen Geschäfte zu machen«, sagte sie, während sie sich aus ihrem Sessel erhob. Dabei übertrieb sie noch nicht einmal – fünfhundert Dollar waren fünfhundert Dollar.

»Ja, war es das? Vielen Dank, Annabel, ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt.« Powell griff über den Tisch und schüttelte abermals ihre Hand, ehe er eine letzte Frage stellte.

»Haben Sie schon eine Idee, wer diesen Wettbewerb gewinnen wird?«

Die Hellseherin grinste. »Wenn ich eine Wette einginge, würde ich sagen, es ist jemand, dessen Name mit J beginnt.«

Powell und Tommy wechselten abermals einen vielsagenden Blick, und dann öffnete der Sicherheitswachmann für Annabel die Tür. Als sie gegangen war, nahm Powell den Hörer seines weißen Tischtelefons von der Gabel und drückte auf mehrere Tasten. Der Anruf wurde schon nach dem ersten Rufzeichen angenommen. Eine Frauenstimme meldete sich.

»Empfang. Was kann ich für Sie tun?«

»Hi, hier ist Mister Powell. Können Sie mir bitte sagen, wer in Zimmer Nummer sieben-dreizehn wohnt?«

»Ja, Sir. Einen Moment, bitte.«

Tommy kam herüber und setzte sich in den Sessel auf der anderen Schreibtischseite seinem Arbeitgeber gegenüber. Sekunden später nannte die Empfangsdame Powell den Namen, um den er gebeten hatte, und er legte den Telefonhörer zurück auf die Gabel.

»Und, hatte die alte Hexe nun Recht oder nicht?«, fragte Tommy.

»Na ja, wie ich hörte, treffen nur fünfzig Prozent ihrer Vorhersagen zu, aber das ist kein allzu schlechter Schnitt. Solange sie uns die richtige Zimmernummer dieses Profikillers genannt hat, bin ich glücklich und zufrieden.«

»Und wer ist er?«

»Laut Empfang lautet sein Name Sanchez Garcia. Schicken Sie ein paar von den Jungs rauf und lassen Sie ihn suchen. Und achten Sie darauf, dass sie bewaffnet sind. Wenn er tatsächlich ein Auftragsmörder ist, könnte er gefährlich sein.«

»Was sollen meine Leute mit ihm machen?«

»Ihn verhören.«

»Und wenn sich herausstellt, dass er ein Profikiller ist?«

»Herausfinden, für wen er arbeitet und beide aus dem Weg räumen.«

»Und wenn er kein Profikiller ist?«

Powell zuckte die Achseln. »Dann sollen sie nur *ihn* töten.«

NEUN ♦

Nachdem er endlich im Hotel Pasadena angekommen war, begab der Kid sich schnurstracks in eine Bar. Er musste über vieles nachdenken. Und als jemand, der sich generell nur ungern in langen Reflektionen erging, erlaubte er sich nur einen einzigen Tag pro Jahr, um sich an die Vergangenheit zu erinnern und sich vorzustellen, wie die Dinge sich entwickelt haben könnten, wenn, zehn Jahre zuvor, der Halloweentag anders verlaufen wäre.

Er hatte sich die stillste Bar des Hotels ausgesucht, eine Lounge unmittelbar neben dem Foyer, saß auf einem Hocker am Ende der Theke und starrte in ein halbvolles Glas Bourbon. Die Bardame, Valerie, eine zierliche junge Frau mit zu einem Pferdeschwanz zusammengebandenem dunklem Haar, hatte in dem Moment, als sie seiner ansichtig wurde, sofort weise erkannt, dass er keinen Smalltalk wünschte. Seine Körperhaltung sprach Bände. Er umgab sich bewusst mit einer feindseligen Aura – obgleich er dies an den meisten Tagen völlig unbewusst tat. Sie hatte ihm seinen Drink schnellstens eingeschenkt und das Glas kommentarlos und ohne viele Umstände mitsamt einem Untersetzer vor ihm auf die Theke gestellt.

In der Bar hielten sich höchstens zwanzig Personen auf. Als hätten sie seine miese Stimmung wahrgenommen, hatte sich keiner der anderen Gäste für einen Platz an der Theke entschieden. Sie saßen alle an kunstvoll im Raum verteilten Tischen und waren in leise, angeregte Unterhaltungen vertieft. Dies war keine der heruntergekommenen Kneipen, an die der Bourbon Kid gewöhnt war. Die Bar hatte ein bisschen zu viel Klasse und ihre Gäste waren zu gediegen. Aber in seiner augenblicklichen Stimmung war es ihm so gerade recht.

Er war aus verschiedenen Gründen zum Devil's Graveyard gekommen. Sich zu betrinken, war der erste Punkt der Tagesordnung. Auf diese Art und Weise würde er sich nachher nicht mehr an allzu viel erinnern. Es war auf den Tag genau zehn Jahre her, dass er, im Alter von sechzehn Jahren, seine Mutter getötet hatte. Hinzu kam, dass er in derselben Nacht seine Jugendliebe, Beth, auf dem örtlichen Pier mit dem Versprechen zurückgelassen hatte, bis zur Geisterstunde wieder zurück zu sein. Das war gewesen, ehe er festgestellt hatte, was von seiner Mutter noch übrig war. Es ärgerte ihn immer noch regelmäßig, es in dieser Nacht nicht geschafft zu haben, zu Beth zurückzukehren. Er hatte wichtigere Angelegenheiten zu erledigen, wie zum Beispiel ein Zuhause für seinen verstörten jüngeren Bruder, Casper, zu finden. Casper war mit schweren Lernbehinderungen geboren worden, und die Nachricht vom Tod der Mutter hatte bei ihm einen hysterischen Anfall ausgelöst. Um die ohnehin schon schlimme Situation noch schlimmer zu machen, hatte der Kid, den man damals auch als JD kannte, Caspers Vater später in der Nacht in einem Wutanfall das Genick gebrochen. Die Brüder hatten verschiedene Väter. JD hatte seinen eigenen Vater auch nicht lieber gemocht als Caspers, er war nur noch nicht dazu gekommen, ihn umzubringen.

Dennoch war es Beth, die meistens bei den seltenen Gelegenheiten, an denen er der Vergangenheit gestattete, wieder zu ihm zurückzukehren, seine Gedanken ausfüllte. Nur an diesem einen Tag in jedem Jahr gestattete er sich, sich an ihr Aussehen zu erinnern, als er sie zum ersten Mal geküsst hatte. Sie hatten gemeinsam eine Halloween-Party an ihrer Highschool in Santa Moniega besucht. JDs Mutter hatte ihm ein Vogelscheuchenkostüm geschneidert, und obgleich es nicht gerade nach seinem Geschmack war, wusste er, dass sie sich bei seiner Anfertigung große Mühe gegeben hatte. Es war eine unbeabsichtigt brillante Wahl gewesen, denn als er die Halloween-Party betrat, hatte er Beth im Kostüm der Dorothy aus dem *Zauberer von Oz* angetroffen. Da sie dies als gutes Omen betrachteten, hatten sie auf das Tanzen verzichtet und waren hinaus auf den Pier gegangen. Die Straße dorthin bestand nicht gerade aus gelben Ziegeln,

aber das hatte ihrer Stimmung keinen Abbruch getan. Das hatten erst die weiteren Ereignisse der Nacht geschafft.

Der Kid betrachtete sein Spiegelbild im Glas Bourbon und ließ sich zum Anflug eines Lächelns hinreißen. Vor seinem geistigen Auge konnte er noch immer Beth sehen, wie sie durch den Schulkorridor tanzte und dabei sang: »We're off to see the Wizard, the Wonderful Wizard of Oz.« Er hatte ihren Gesang ziemlich schnell unterbrochen, sodass sie es noch nicht einmal bis zum Ende der ersten Strophe geschafft hatte. Hätte er die Gelegenheit gehabt, wäre er liebend gerne zu diesem Moment zurückgekehrt und hätte sie diesmal den ganzen verdammten Song singen lassen. Selbst wenn sie dabei nur noch albern ausgesehen hätte. Sie war auch keine besonders gute Sängerin, entsann er sich. Doch es waren gerade solche kleinen Makel, die die Erinnerung an sie für ihn so wertvoll machten.

Der Kid hatte Pläne, eines Tages nach Santa Mondegga zurückzukehren und Beth zu suchen in der Hoffnung – um was zu tun? Eine Beziehung wieder aufleben zu lassen, die eigentlich niemals richtig in Gang gekommen war? Er hatte sich den größten Teil der vergangenen zehn Jahre von dem Ort ferngehalten und gewusst, dass auch sie nicht dort gewesen war. An jenem verfluchten Halloweenabend vor zehn Jahren war Beth verhaftet und beschuldigt worden, ihre Stiefmutter umgebracht zu haben. Der Kid kannte die Details des Falles nicht, aber es sah so aus, als sei sie von einem örtlichen Polizisten namens Archibald Somers verleumdet worden. Beth landete im Gefängnis, verurteilt zu zwanzig Jahren Haft wegen Mordes. Wenn sie immer noch das süße, sittsame Mädchen war, als das er sie damals gekannt hatte, bestand die Chance, dass sie wegen guter Führung früher entlassen worden war. Tatsächlich war es genau das, was möglicherweise jeden Tag geschehen konnte.

Nichts im Leben des Kid war exakt so schwarz und weiß, wie es auf den ersten Blick erschien. Sein Problem mit Beth war, dass er, selbst wenn sie entlassen worden wäre, sie aus dem gleichen Grund nicht suchen könnte, aus dem er sie nicht im Gefängnis besuchen konnte. Er hatte viel zu viele Feinde. Falls irgendjemand wüsste, dass er immer noch an sie dachte, wäre sie schon bald das Ziel aller möglichen mörderischen Kreaturen, seien es Vampire, Werwölfe oder auch nur bis ins tiefste Innere verdorbene Menschen.

Er drehte das Whiskyglas in der Hand hin und her. Für den Bruchteil einer Sekunde sah er darin als Spiegelbild das grinsende Gesicht des Vampirs, der seine Mutter vernichtet hatte. Das Bild bewirkte, dass seine Hand sich um das Glas krampfte, und er lockerte schnell den Griff, um zu vermeiden, dass er es zerdrückte.

Es gab einen einzigen Grund, weshalb der Kid Halloween im Hotel Pasadena verbrachte.

Tatsache war, dass er nichts mehr liebte als einen guten, altmodischen Halloween-Bluttausch.

Während einer Spazierfahrt durch Plainview, Texas, hatte er bei einem Wettkampf im Armdrücken mit einem Typen namens Rodeo Rex erfahren, dass es auf Devil's Graveyard von Untoten nur so wimmelte. Während des Kampfes hatte Rex versucht, den Kid aus dem Konzept zu bringen, indem er damit prahlte, zum Graveyard zu fahren und im Namen Gottes eine gute Tat zu vollbringen und die Untoten endgültig ins Jenseits zu schicken. Mittlerweile hatte es ausgesehen, als würde das Duell ewig dauern, weil die beiden absolut gleich stark zu sein schienen. Obgleich er es hasste, egal welche Art Wettbewerb zu verlieren, hatte der Kid Rex gewinnen lassen. Nachdem er dem massigen Biker gestattet hatte, seinen Arm auf die Tischplatte zu drücken und den Sieg für sich zu reklamieren, hatte der Kid großen Wert darauf gelegt, die Hand seines Gegners zu schütteln. Er hatte ihm dabei jeden einzelnen Knochen gebrochen, um zu gewährleisten, dass Rex seine Verabredung in Devil's Graveyard nicht würde einhalten können. Die Untoten zu töten war jetzt ganz allein seine Aufgabe. Nachdem er Rex außer Gefecht gesetzt hatte, war er zum Devil's Graveyard aufgebrochen, um dort ein Massaker zu veranstalten.

Ein Sid-Vicious-Double ging an ihm vorbei, verließ die Bar und schlug die Richtung zum großen

Theatersaal ein, der den meisten Raum des Hotelparterres einnahm. Sein Anblick riss den Kid aus seinen Grübeleien. Die *Back-From-The-Dead-Show* hatte eine ganze Reihe interessanter Gestalten ins Hotel gelockt. Leute, die so taten, als seien sie längst verstorbene Sänger, wimmelten überall herum, und wie der Idiotische Michael-Jackson-Imitator bewiesen hatte, waren sie totale Spinner. Und zwar ausnahmslos alle. Und alle hatten die gleiche Vorliebe. Sie fühlten sich in der Haut eines anderen wohler als in ihrer eigenen.

Seit er sich im Hotel aufhielt, hatte der Kid seine Sonnenbrille nicht abgenommen. Seine Augen waren höchstwahrscheinlich blutunterlaufen und trübe von den vielen Stunden auf der Straße und den Drinks und dem Mangel an Schlaf kurz vor seiner Ankunft. Die Sonnenbrille eignete sich auch bestens dazu, Fremde auf Distanz zu halten. Niemand konnte zu ihm Augenkontakt herstellen und niemand deutete die dunklen Gläser fälschlicherweise als Einladung zu einem Schwätzchen. Zusammen mit seiner typischen schwarzen Kleidung unterstützte die Sonnenbrille seinen »Lasst-mich-verdammt-noch-mal-in-Frieden«-Look. Und sie verfehlte auch nicht ihre Wirkung auf das Personal, das sich am anderen Ende der Bar aufhielt, solange es für sie in seiner Nähe nichts zu servieren gab.

Auf die Theke hatte er neben sein Glas Bourbon eine nicht angezündete Zigarette aus einer erst vor Kurzem geöffneten Packung deponiert, die neben einem kleinen Silbertablett lag, das für Trinkgelder vorgesehen war. Er wusste, dass das Personal Stoßgebete zum Himmel schickte, er möge die Zigarette nicht anzünden, denn das hieße, dass sie ihn auffordern müssten, sie wieder auszumachen. Für den oberflächlichen Betrachter erschien es vielleicht, als hätte er überhaupt nicht die Absicht, die Zigarette anzuzünden, oder einfach vergessen, dass sie noch dort lag. Für jeden, der seinen Ruf kannte, war es jedoch klar, dass sie dort lag, um mit jemandem einen Streit vom Zaun zu brechen, der etwas gegen Raucher hatte.

Nachdem er zwanzig Minuten lang sein halbvolleres Glas angestarrt hatte, nahm er es hoch und leerte es in einem Zug. Er stellte es heftig genug auf die Theke, um Valerie, die Bardame, die ihn vorher schon bedient hatte, auf sich aufmerksam zu machen. Sie kam nervös zu ihm.

»Das Gleiche noch mal, Sir?«

Er nickte und sie schenkte ihm ein weiteres halbes Glas Sam Cougar ein. Als Belohnung dafür, dass sie ihm das Glas gefüllt hatte, ohne ihn in irgendeinen Wortwechsel zu verwickeln, warf er einen zerknüllten Zwanzigdollarschein auf die Theke.

»Behalten Sie den Rest.«

»Vielen Dank, Sir.«

Während sie die Einnahme in der Registrierkasse am Ende der Theke verbuchte, erklang hinter dem Kid die Stimme eines Mannes.

»Eine Flasche von deinem besten Champagner, Valerie«, sagte sie fröhlich. Sie war lautstärkemäßig derart eingepegelt, dass jeder in der Bar sie hören konnte. Und, wie ihr Eigentümer hoffte, beeindruckt war.

Er war offensichtlich jemand, den die Bardame kannte und verabscheute, denn sie wandte sich augenblicklich um und zwang sich zu einem falschen Lächeln. Ein Lächeln, das verkündete, dass sie ihn nicht mochte, jedoch gezwungen war, ihm in den Hintern zu kriechen, wenn sie ihren Job behalten wollte.

Zu seiner gelinden Überraschung erkannte der Kid den Mann aus den Fernsehnachrichten. Sein Name war Jonah Clementine, ehemaliger Aufsichtsratsvorsitzender einer bedeutenden Internationalen Bank, die nach über hundert Jahren erfolgreicher Geschäftstätigkeit aufgelöst worden war. Tausende fleißiger Angestellter hatten ihren Job verloren und nur geringe oder gar keine Abfindung erhalten, während Clementine den Skandal mit einem bedeutenden Zuwachs an Vermögen, wenn auch nicht an Ansehen, überstanden hatte. Nachdem er und seine Partner sich über mehrere Jahre jährliche Bonuszahlungen von über zwanzig Millionen Dollar genehmigt

hatten, war es ihm gelungen, sich eine Zahlung von dreißig Millionen zu sichern, kurz bevor die Bank in aller Öffentlichkeit und unter sehr lautem Getöse zusammenbrach. Er war genau jener Typ Gast, den das Hotelpersonal von ganzem Herzen hasste. Er behandelte sie als niedere Wesen, die kaum seiner Beachtung wert waren und die ihn stets lächelnd aufs Zuvorkommendste behandeln mussten. Was Valerie anscheinend in diesem Moment tat.

Clementine hatte außerdem einen Ruf als Internationaler Playboy. Ein blondes Fotomodell Anfang zwanzig hing an seinem Arm. Sie hatte ein unglaublich großes Paar – vorwiegend mit Silikon gefüllter – Titten unter einem engen weißen T-Shirt, die sie gegen den Oberarm ihres Begleiters drückte. Ihre langen Beine, nahtlos golden gebräunt, waren fast bis zur Hüfte zu bewundern, wo sie in kurzen goldenen Shorts verschwanden. Sie war, kurz gesagt, das perfekte Pendant zu Jonah Clementine und seinem dreitausend Dollar teuren maßgeschneiderten grauen Savile-Row-Anzug. Seit der Skandal um seine Geschäftemacherei von sämtlichen Nachrichtendiensten ausgiebig zerpfückt worden war, hatte er offensichtlich Zeit gehabt, die Dienste eines persönlichen Fitnesstrainers in Anspruch zu nehmen. Obgleich schon Anfang vierzig, hatte er eine Statur, die nicht mehr die eines Bürohengstes war. Er hatte einen muskulösen Oberkörper, der ihn, zusammen mit einer orangen, wahrscheinlich künstlichen Sonnenbräune, durchaus attraktiv aussehen ließ. Er trug ein cremefarbenes Seidenhemd unter seinem Anzugjackett und hatte sich ein rot-schwarz kariertes Tuch locker um den Hals gebunden. Im Gegensatz zu den Gästen, die der Kid in den von ihm bevorzugten Bars antraf, war er glatt rasiert und duftete nach einem teuren Eau de Cologne, während das kurze, bürstenartige Styling seines schwarzen Haars aussah, als wäre mindestens eine Stunde nötig gewesen, um es vor einem Spiegel zu perfektionieren.

»Sir, wie viele Gläser möchten Sie dazuhaben?«, fragte Valerie als Reaktion auf seine Bestellung einer Flasche Champagner.

»Bitte nur zwei, Valerie. Gönn dir auch einen Drink, okay? Ich habe heute eine Gewinnsträhne erwischt.«

»Haben Sie das nicht immer?«, scherzte die Bardame höflich und ging zum Kühlschrank hinter der Theke, um den Champagner zu holen.

Während sie eine Flasche Diamant Bleu – das typische Neureichengetränk – aussuchte, beäugte der Millionär den Bourbon Kid. Der Kid hatte sich seine unangezündete Zigarette in den Mundwinkel geklemmt, wo sie für einen Moment unberührt hing, ehe sie sich plötzlich von selbst anzündete. Es war ein Trick, der im Laufe der Jahre viele Leute beeindruckt hatte. Er beeindruckte Jonah Clementine jedoch nicht im Mindesten. Er war der Typ Mann, den nur Dinge beeindruckten, die er kontrollieren konnte. Eine Niete wie der Bourbon Kid ging ihm höchstens auf die Nerven. Und das war genau das, was der Kid beabsichtigte.

»Entschuldigen Sie, aber es ist nicht gestattet, in der Bar zu rauchen.« Die Worte klangen einleuchtend und umgänglich, waren jedoch ganz klar als Befehl gemeint.

Der Kid ignorierte ihn.

»Hey, Sie! Ich rede mit Ihnen!«

Der Kid nahm die Zigarette mit der linken Hand aus dem Mundwinkel und schaute zu Jonah Clementine hinüber. Dann blies er eine Rauchwolke in Richtung des Playboys.

»Was zum Teufel fällt Ihnen ein?«, schnappte Clementine. »Außer Ihnen sind auch noch andere Leute hier. Nicht jeder möchte Ihren Qualm einatmen.«

»Was wollen Sie eigentlich?« Jemand, der vorsichtiger gewesen wäre als Clementine, jemand, der nicht so sehr daran gewöhnt gewesen wäre, stets seinen Willen zu bekommen, hätte den drohenden Unterton in der Stimme des Fragenden sicherlich wahrgenommen. Wahrgenommen und vielleicht darüber nachgedacht, was er bedeuten könnte. Aber Clementine machte weiter, zutiefst erstaunt, dass jemand es wagte, sich ihm zu widersetzen.

»Ich will, dass Sie Ihre verdammte Zigarette ausdrücken, sonst lasse ich Sie hinauswerfen.«

»Nö.«

Clementine runzelte die Stirn. »Nö? Ist das alles? Nö?«

»Jo.«

»Okay. Sie lassen mir keine Wahl. Valerie, ruf den Sicherheitsdienst. Er soll diesen Kerl entfernen. *Und zwar auf der Stelle.*«

Die junge Frau hinter der Theke wand sich unbehaglich. Auf gewisse Art und Weise war sie froh, dass Clementine es ihr abgenommen hatte, den Typ wegen der Raucherei zur Rede zu stellen, denn sie wollte nicht, dass der Mann mit der Sonnenbrille sie für seinen Hinauswurf aus der Bar verantwortlich machte. Aber sie hatte auch wenig Lust auf die unnötige Unruhe, die sich hier schon bald breitmachen würde.

Versteckt unter der Theke befand sich ein Alarmknopf, der genau für solche Zwischenfälle vorgesehen war. Valerie bückte sich und drückte entschlossen darauf. Innerhalb von fünfundvierzig Sekunden eilte ein stämmiger Angehöriger des Sicherheitsdienstes durch den Haupteingang in die Lounge, ging zur Bar und hielt Ausschau nach irgendwelchen Anzeichen für Verdross. Sein Name lautete Gunther und er war mit vierzig Jahren einer der ältesten Sicherheitswachmänner des Hotels. Hochgewachsen und von athletischer Statur, hatte er einen kurzen, militärischen Bürstenhaarschnitt, der an seine Zeit in der Army erinnern sollte. Er trug eine schicke schwarze Baumwollhose und ein schwarzes T-Shirt, unter dem sich die Konturen seiner ausgeprägten Muskeln abzeichneten. Sein Gesicht war ziemlich ramponiert und verriet, dass er in seinem Leben schon einiges eingesteckt hatte.

»Was ist los, Valerie?«, fragte er.

»Ich sage Ihnen, was los ist«, schaltete Clementine sich ein. »Es geht um diesen Clown da drüben. Er will seine Zigarette nicht ausmachen und verpestet die Luft.«

»Ich verstehe.« Gunther wandte sich zum Kid um, der unbekümmert auf seinem Barhocker saß und an seiner Zigarette zog. »Sir, ich muss Sie bitten, Ihre Zigarette auszumachen.« Die Worte klangen höflich, aber in der Stimme des Sicherheitsmannes lag ein stählernes Klirren.

»Dann bitten Sie.«

Gunther blickte zu Clementine und nickte. Er dachte offensichtlich genauso wie er über diesen Kerl, der es wagte, in der Bar zu rauchen.

Seine Stimme verhärtete sich. »Okay, Mann. Kommen Sie, wir machen einen Spaziergang.« Während er redete, streckte er die Hand aus und legte sie auf die rechte Schulter des Kid. Er wollte ihn sanft, aber mit Nachdruck vom Hocker ziehen und hoffte, dass er ihm widerstandslos folgte.

Was er jedoch nicht tat.

Mit der rechten Hand packte der Bourbon Kid Gunthers massige Faust und drückte die Finger zusammen, zerquetschte sie beinahe. Gleichzeitig nahm er die Hand des Sicherheitswachmanns von seiner Schulter, ohne von seinem Hocker aufzustehen.

»Fassen Sie mich nie wieder an.«

Er löste seinen Griff, und der Sicherheitsmann trat zurück und bewegte vorsichtig seine Finger, um sich zu vergewissern, dass sie noch funktionierten. Zufrieden, dass seine Hand nicht gebrochen war, nahm er den Kid genauer in Augenschein. Einen langen, prüfenden Blick später verriet seine Miene, dass er eigentlich froh war, so glimpflich davongekommen zu sein.

»ich kenne Sie«, sagte er.

»Gut.«

»Genießen Sie Ihre Zigarette.«

»Das werde ich.« Der Kid nahm einen weiteren Zug und fügte hinzu: »Eine Sache noch, ehe Sie gehen.«

»Ja?«

»Ich werde diesen Arsch im Anzug in einer Minute ins Jenseits befördern. Schicken Sie jemanden runter, um die Schweinerei zu entfernen.«

Jonah Clementine hörte die Drohung und schäumte vor Wut. »Was denken Sie, wen Sie einen Arsch nennen?« Er wandte sich an Gunther und bellte: »Sie! Schaffen Sie diesen Penner nach draußen oder Sie können Ihrem Scheißjob Lebewohl sagen!«

»Er ist okay. Lassen Sie ihn in Ruhe.« Mit diesen Worten machte Gunther kehrt und entfernte sich. Valerie und die anderen Gäste schauten ihm schweigend nach und fragten sich, was wohl als Nächstes geschehen würde. Dabei gaben sich alle Anwesenden Mühe, nicht die dunkle Gestalt anzustarren, die an der Theke saß und lässig eine Zigarette rauchte.

Es war viele Jahre her, seit jemand eine von Clementines Anweisungen nicht befolgt hatte, und er war nicht zu dem Mann geworden, der er war, indem er Dinge auf sich beruhen lassen hatte. Sichtlich in Rage nahm er die Angelegenheit selbst in die Hand. Er war jemand mit beträchtlicher Macht und großem Vermögen und noch größerer Bedeutung, und in aller Öffentlichkeit von einem einfachen Wachmann wie Gunther lächerlich gemacht und von Säuferabschaum beleidigt zu werden, war etwas, woran er nicht gewöhnt war. Außerdem war da noch die Tussi, die er beeindrucken musste.

Den Kid wütend anfunkelnd brüllte er: »Mach *sofort* die Zigarette aus!«

Ein paar quälend lange Sekunden verstrichen, ehe der Kid gehorchte und die Zigarette in der silbernen Schale ausdrückte, die Valerie für Trinkgelder auf die Theke gestellt hatte.

»Danke«, sagte Clementine triumphierend und verzog den Mund zu einem herablassenden Grinsen. »Das war doch gar nicht so schwer, oder?« Der Kid ignorierte ihn. Stattdessen griff er nach der Zigarettenschachtel auf der Theke. Er holte sich eine neue Zigarette heraus und klemmte sie sich in den Mundwinkel.

Clementine reckte sich. Seine blonde Freundin massierte seinen Rücken, um ihn anzustacheln. Er und der Kid waren keinen Meter voneinander entfernt, und die Tussi sah aus, als törnte die Auseinandersetzung sie an.

»Oh, du bist wohl ein verdammter Komiker, nicht wahr? Ha-ha-ha«, lachte Clementine. Er senkte die Stimme und zischte drohend: »Wenn du den Glimmstängel anzündest, solange ich noch hier bin, lasse ich dich in die Wüste schleifen und erschießen wie einen tollwütigen Hund.«

Der Kid musterte Clementine lange durch seine Sonnenbrille. Ein paar Sekunden lang starrten die beiden einander an, ohne sich zu rühren. Dann streckte Clementine die Hand aus, um dem anderen die Zigarette aus dem Mund zu reißen. Der Kid packte den Arm mit der linken Hand und stoppte seine Vorwärtsbewegung. Dann schlug er Clementine mit der rechten Faust mitten ins Gesicht. Hart. Und alles, ohne seinen Hocker zu verlassen.

Der Geschäftsmann schwankte, einen verwirrten Ausdruck im Gesicht. Blut sickerte aus seinen beiden Nasenlöchern und rann hinunter zu seinem Mund. Nach zwei quälend langen Sekunden kippte er nach hinten auf den Fußboden. Ein unangenehmes Geräusch erklang, als sein Schädel auf den Holzbrettern aufschlug.

Die Blondine in den goldenen Hotpants warf die Arme in die Höhe und kreischte.

»O mein Gott, Jonah! Bist du okay?« Sie bückte sich und beugte sich über ihn, um zu sehen, ob es ihm gut ging. Ihre fünfzehn Zentimeter hohen Pfennigabsätze und das Gewicht ihrer aufgeblähten Brüste machten es schwierig für sie, das Gleichgewicht zu halten, daher stützte sie sich mit einer Hand auf seine Brust, um nicht umzufallen. Er reagierte nicht. Nach ein paar Versuchen, seine Wangen zu tätscheln, um ihn aufzuwecken, schaute sie zum Kid hoch. »Er ist ohnmächtig«, sagte sie anklagend. »Sie haben ihn niedergeschlagen.«

»Er ist nicht ohnmächtig.«

»Doch, das ist er. Er ist völlig weggetreten.«

Der Kid zog am Ende seiner kalten Zigarette und sie zündete sich wie von selbst an, ehe er weiterredete. »Wenn er ohnmächtig wäre«, knurrte er, »hätte er noch einen Puls.«

Die Blondine starrte für einen Moment mit offenem Mund auf Clementines Körper. Sie brauchte eine Weile, aber am Ende begriff sie, dass er nicht mehr atmete. Erneut blickte sie zum Kid hoch, der sich nun wieder seinem halbvollen Glas Sam Cougar zugewandt hatte.

»O mein Gott!«, sagte sie. »Wie haben Sie die einfach so angezündet? Das war *sooo cool*.«

Sie stand auf und kam zu ihm herüber. Sie legte eine Hand auf seine Schulter und flüsterte in sein Ohr. »Wollen Sie mir nicht einen Drink spendieren?«

»Verpiss dich, Schlampe«, knurrte er mit einer Stimme wie vom Wasser glatt geschliffene Bachkiesel. Dann schaute er zu Valerie, der Bardame, und deutete mit einem Kopfnicken auf sein Glas. »Miss?«

»Ja, Sir?« Das Herz der jungen Frau raste derart, dass sie überrascht war, überhaupt einen Ton über die Lippen zu bringen.

»Füllen Sie das Glas.«

ZEHN ♦

Sanchez war ein Mann mit vielen Fehlern. Einer der schlimmsten war eine Schwäche fürs Glücksspiel. Es war ein Zeitvertreib, der ihn im Laufe der Jahre einen beträchtlichen Teil seines Vermögens gekostet hatte, aber die Verlockung einer Wette und der Gelegenheit, Geld zu verdienen, ohne ins Schwitzen zu geraten, war für ihn zu stark und zu verführerisch, um ihr zu widerstehen.

Von der Sekunde an, in der sein Blick auf das Geld in dem Umschlag gefallen war, den er in seinem Hotelzimmer gefunden hatte, gingen ihm alle möglichen Pläne durch den Kopf, wie er es möglicherweise vermehren könnte. Und trotz Elvis' Warnung, dass der Umschlag für einen Berufskiller bestimmt war, dessen Namen und Identität sie nicht kannten, konnte Sanchez diese Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen. Daher machte er sich sofort auf den Weg ins Spielkasino des Hotels. Er hatte sich den Umschlag mit den Fotos und den zwanzigtausend Dollar vorne in den Hosenbund seiner Shorts gestopft und, clever wie er war, unter seinem roten Hawaiihemd versteckt, das er darüber herabhängen ließ. Als er das Hemd kaufte, hatte die Verkäuferin ihn darauf aufmerksam gemacht, dass er, wenn er es trüge, niemals etwas darunter verbergen könne. Nun, sie hatte sich geirrt.

Da er ein leidlich ehrlicher Kerl war – zumindest nach seiner Einschätzung –, hatte Sanchez die ernste Absicht, den Umschlag am Empfang abzugeben. Schließlich gehörte er ihm nicht. Und wenn er ihn abgäbe, wäre immer noch Geld darin: der richtige Betrag, die richtige Anzahl von Banknoten in der richtigen Stückelung. Aber vorher würde er zwanzigtausend als Kapital im Kasino einsetzen. Sobald er einen anständigen Gewinn eingestrichen hätte, würde er zwanzigtausend in Hundertdollarscheinen in den Umschlag stecken, ihn zukleben und aufs Empfangspult legen. Niemand würde etwas bemerken.

Als er sich seinen Plan zurechtlegte, hatte er die Absicht gehabt, beim Spielen auf Nummer sicher zu gehen und nur einen kleinen Gewinn zu machen. Doch als er zum Kasino im Parterre hinunterfuhr, hatte er entschieden, dass er erst aufhören würde, wenn er den Betrag verdoppelt hätte. Zwanzigtausend für Sanchez und zwanzigtausend für den Profikiller, wer auch immer er war. Das war nur fair. Seine Handflächen waren schweißnass, als er den Fahrstuhl verließ und das Kasino betrat. Ein dicker Treffer, und sein Kurzurlaub startete auf eine Weise, wie er sie sich besser nicht vorstellen konnte.

Das Kasino schien direkt aus einem von Sanchez' Träumen zu stammen – außer dass die Croupiers keine Affen in roten Anzügen und Hüten waren; Sanchez' Träume waren gelegentlich ein wenig seltsam. Es war riesig und üppig ausgestattet, und die Beleuchtung verlieh dem Saal einen strahlenden goldenen Glanz. Der Teppichboden war purpurrot und ähnelte dem Rot der Westen, die von den Croupiers und Serviererinnen getragen wurden. Und überall waren Gäste. Und nicht nur sie, sondern auch der Klang rollender Würfel, von Spielkarten, die klatschend auf mit grünem Tuch bezogene Tische geworfen wurden, von rotierenden Rouletterädern, dazu die lauten Freudenrufe glücklicher Gewinner und die traurigen Seufzer enttäuschter Verlierer sowie das Klimpern von Münzen, die in die Auffangschalen von Spielautomaten regneten. Es war alles da.

Sanchez fühlte sich wie im Himmel.

Zu seiner Linken standen in langen Reihen Geldspielautomaten, die vorwiegend von älteren Leuten benutzt wurden. Direkt vor ihm befand sich eine Bar mit zahlreichen Hockern, die von ein paar Verlierern besetzt wurden, die dort die Trauer über ihr Spielpech ertränkten. Rechts sah er die Roulette- und Black-Jack-Tische, insgesamt etwa zwanzig an der Zahl. Jeder Tisch war mit

einem Croupier und drei oder vier Spielern besetzt und bot ausreichende Möglichkeiten für Sanchez. Er konnte sich irgendeinen Tisch aussuchen, aber welches Spiel gefiel ihm am besten? Black Jack, Poker, Würfeln oder Roulette?

Was er brauchte, war ein Zeichen. Er war nicht besonders abergläubisch, aber er glaubte an glückliche Vorzeichen. Er spürte, dass irgendeine Art Omen ihm den richtigen Weg weisen würde. Und ein solches Zeichen entdeckte er beinahe sofort. Etwa in der Mitte des Raums stand ein Roulettetisch, an dem drei Spieler saßen und ihr Glück versuchten. Einer war die selbsternannte Mystische Lady Annabel de Frugyn.

Volltreffer! Trotz seiner persönlichen Abneigung war sie genau die Person, die er hier anzutreffen gehofft hatte. Wenn die Gerüchte zutrafen, dann konnte diese verrückte alte Krähe in die Zukunft schauen. Wen gäbe es Besseres, an den er sich halten konnte?

Sanchez machte sich auf den Weg zum Tisch und steuerte auf Annabel zu. Sie saß auf einem Hocker zwischen zwei zierlichen Chinesinnen mittleren Alters. Jede von ihnen hatte hohe Chipsstapel vor sich aufgebaut, die vermuten ließen, dass sie alle gewannen. Oder dass sie gerade erst angefangen hatten zu spielen. Sanchez griff sich einen freien Hocker von einem anderen Tisch und schob ihn zwischen die Mystische Lady und die kleinere der beiden Chinesinnen, die er ein wenig zur Seite drückte, damit er sich links neben Annabel drängen konnte. Die Tatsache, dass er neben ihr erschien, hatte die gewünschte Wirkung. Sie freute sich offensichtlich, ihn zu sehen.

»Ich wusste, dass Sie es nicht ohne mich aushalten würden, Sanchez«, sagte sie und blinzelte ihm auf ihre entsetzliche kokette Art zu.

»Haha! Ja, das stimmt wohl«, erwiderte er mit mühsam gespielter Begeisterung. »Und, hatten Sie bis jetzt Glück?«

»Aber ja. Ich habe gerade eine richtige Gewinnsträhne, Sanchez. Der Hotelmanager hat mir fünfhundert Dollar gegeben, und die habe ich bereits verdreifacht.« Nun, sie hatte ja wirklich fünfhundert Dollar von Powell erhalten. Sanchez brauchte nicht zu wissen, wie sie sich die verdient hatte.

Sanchez griff nach dem Umschlag, den er sich vorne in den Hosenbund gesteckt hatte. Er hatte ihn tief hineingeschoben und handelte sich einige irritierte Blicke von den anderen Spielerinnen ein, als er drei- oder viermal daran zerren musste, bis er herausrutschte. Das geschah so plötzlich, dass sein Arm nach hinten schoss und er die Chinesin mit dem Ellbogen im Gesicht traf und sie von ihrem Hocker stieß, sodass sie rücklings auf dem Fußboden landete. *Scheiße!*, dachte Sanchez. *Trotzdem, er hatte jetzt keine Zeit, sich zu entschuldigen. Sie würde sich schon irgendwie von dem Sturz erholen.*

Seine augenblickliche Verlegenheit überspielend, öffnete er den Umschlag und holte den dicken Stapel Geldscheine heraus und warf ihn lässig vor dem Croupier auf den Tisch. Dessen Miene veränderte sich nicht. Er war ein kahlköpfiger, braunhäutiger junger Mann Ende zwanzig und hatte ein beeindruckendes Pokergesicht, das absolutes Desinteresse zeigte, wenn hohe Geldbeträge über den Tisch wanderten.

Die zierliche Chinesin kletterte zurück auf ihren Hocker, murmelte dabei wütend vor sich hin und schien bereit zu sein, Sanchez mit einem Karateschlag niederzustrecken. Aber als sie das Geldbündel entdeckte, schien sie es sich anders zu überlegen und brachte sogar ein mattes Lächeln für dessen Besitzer zustande. Jeder liebte einen Mann, der Geld hatte. Und dieser Mann war diesmal Sanchez. Sanchez, der ebenfalls lächelte, rief dem Croupier zu: »Chips bitte, verehrter Sir.«

Der Croupier nahm Sanchez' Geld, zählte es routiniert und ersetzte es durch einen Stapel roter, gelber und blauer Chips im gleichen Wert. Sanchez konnte spüren, dass seine Mitspielerinnen von seinem offensichtlichen Reichtum leicht beeindruckt waren.

Annabel bestätigte es. »Hey, Sanchez, Ihre Bar muss ja ganz gut laufen.«

»Klar. Ich bin nun mal ein cleverer Geschäftsmann«, prahlte er.

»Schätze, wir sollten uns geschäftlich zusammentun«, schlug Annabel vor. »Mit Ihrem Geschäftssinn und meinen seherischen Fähigkeiten könnten wir ein Vermögen scheffeln.«

»Aber immer. Fangen wir doch gleich damit an. Sie sagen mir Rot oder Schwarz und ich setze das Geld.«

»Oh, diesmal wird es bestimmt Rot sein.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut.«

Sie klang unglaublich souverän. Und was Sanchez erst recht überzeugte, war, dass sie selbst ebenfalls einen Chip auf Rot setzte.

»Machen Sie Ihre Einsätze«, verlangte der Croupier. Obgleich seine Aufforderung an alle Spieler am Tisch gerichtet war, schaute er Sanchez direkt an, als bezweifelte er, dass Sanchez den Mut hatte, mehr als nur einen Chip bei seinem ersten Spiel zu riskieren.

Sanchez wog seine Möglichkeiten ab. Er musste sich schnell entscheiden. *Ach, zum Teufel! Das Geld war ihm einfach so in den Schoß gefallen*, entschied er.

Und setzte seine sämtlichen Chips auf Rot.

ELF ♦

In der Zeit, die verstrichen war, seit der Bourbon Kid den ehemaligen Bankier Jonah Clementine ins Gesicht geschlagen und auf der Stelle getötet hatte, waren keine neuen Gäste in die Bar gekommen. Das langbeinige blonde Model, das bis eben noch an Mr. Clementines Arm gehangen hatte, war praktisch sofort hinausgegangen, wahrscheinlich ins Kasino, um sich einen wohlhabenden Ersatz zu suchen, bevor sie ihr alle von den anderen Goldgräberinnen weggeschnappt wurden. Langsam und unauffällig waren ihr die anderen Barbesucher nach draußen gefolgt. Keiner von ihnen war eilig aufgesprungen, um das Feld zu räumen, sondern sie hatten in Ruhe ihre Gläser geleert und ihre Gespräche beendet und sich nach und nach aus der Bar gestohlen.

Valerie, die Bardame, hatte niemanden mehr, den sie hätte bedienen können, und war damit beschäftigt, so weit wie möglich vom Kid entfernt die Theke abzuwischen. Alle anderen Angestellten hatten sich näher am Ausgang hinter der Theke aufgehalten und waren hinausgerannt, ehe Valerie dazu Gelegenheit gehabt hatte. Da im Hotel die Regel galt, dass stets mindestens ein Angestellter hinter der Theke seinen Dienst versehen musste, saß sie dort fest, ehe einer der anderen so viel Mumm zusammenraffte, um zurückzukehren. Was sicherlich so bald nicht geschehen würde.

Während der ersten zwanzig Minuten nach dem tödlichen Zwischenfall waren zwei Angehörige des Sicherheitsdienstes die Einzigen, die die Bar betraten. Gunther hatte sie holen lassen, nachdem der Kid ihm angekündigt hatte, dass in Kürze eine Leiche entsorgt werden müsse. Die beiden Männer waren leise hereingekommen und hatten Clementines leblosen Körper vom Holzfußboden aufgehoben, auf dem sich eine Pfütze seines Blutes gesammelt hatte. Sie schleppten ihn hinter die Theke, woraufhin Valerie einen Wutanfall bekam.

»Ihr könnt ihn nicht hierhin legen!«, schimpfte sie. »Das ist unhygienisch!«

Der Wachmann, der Clementines Beine trug, zuckte die Achseln. »Gunther hat das angeordnet. Die Leiche soll aus dem Weg geschafft werden, bis der Krankenwagen kommt.«

»Na schön, dann bringt sie von mir aus in die Küche. Hier will ich sie nicht haben.«

»Genau das wollen wir tun. Wenn du einfach aus dem Weg gehen würdest, wäre das eine große Hilfe. Sieh doch – hier tropft ständig Blut aufs Parkett.«

Valerie trat zur Seite und verfolgte, wie sie sich durch die Tür hinter der Theke drängten, die alle ihre Kollegen kurz vorher als Fluchtweg benutzt hatten.

»Und erwartet bloß nicht, dass wir das Blut hinter euch aufwischen!«, rief sie. »Das könnt ihr gefälligst selbst tun.«

Von seinem Platz an der Theke hörte der Bourbon Kid, wie einer der Wachmänner aus der Küche ein wütendes »*Leck mich doch!*« brüllte. Keiner der beiden hatte es gewagt, ihn auch nur anzusehen, als sie an ihm vorbeiging, aber es machte ihnen offensichtlich nichts aus, eine junge Bardame zu beschimpfen. Zu ihrer Verteidigung muss festgestellt werden, dass sie ihn auf keinen Fall in Rage bringen wollten. In früheren Zeiten hatte es genügend Meldungen über ihn gegeben, um den Leuten klarzumachen, dass es immer klug war, ihm aus dem Weg zu gehen. Er tötete ohne Motiv, wann immer er Lust dazu hatte. Und es war ihm egal, wen er tötete, ganz gleich ob Mann, Frau oder Kind. Zumindest hieß es so in den Nachrichten. Und wer hatte schon Lust auszuprobieren, ob diese Theorie zutraf? Sicher, im Hotel wohnten größere – und sicherlich auch um einiges härtere – Typen als er, aber die Aura des Bösen und der Unberechenbarkeit, die ihn umgab, sorgte dafür, dass niemand, ganz gleich wie groß oder stark, es aus freiem Willen wagen würde, sich ihm entgegenzustellen.

Valerie suchte verzweifelt nach einem Vorwand, um in Richtung Küche zu verschwinden. Sie wollte sich auf keinen Fall in der Nähe des Bourbon Kid aufhalten, aber unglücklicherweise war sie diejenige Person, die ihm am nächsten war. Das heißt, bis eine einsame Gestalt die Bar betrat. Ein Mann, der offenbar mutig genug war, um dem Kid Gesellschaft zu leisten. Er hatte die Halle außerhalb der Bar durchquert und die Leute bemerkt, die eilig herausgekommen waren. Valerie sah, wie er kurz anhielt und sich bei einem jungen Paar erkundigte, was denn geschehen sei. Sie tat so, als säuberte sie die Theke, und beobachtete gleichzeitig, wie das Paar mit einem Kopfnicken auf den Kid deutete und offenbar dem Mann schilderte, was sich zugetragen hatte, als der Bourbon Kid mit Jonah Clementine aneinandergeriet. Dann, offensichtlich unbeeindruckt, kam dieser Mann herein und schlenderte jetzt zu dem Ende der Theke, an dem der Kid saß. Der Kid hatte soeben sein drittes Glas Bourbon geleert. Der Mann, der sich ihm näherte, war zu einem Schwätzchen aufgelegt und dachte wohl, dass der Kid dem nicht abgeneigt wäre. Valerie erkannte in ihm einen der Sänger der *Back-From-The-Dead-Show*. Sein Name war Julius und er war ein ziemlich harmlos aussehender Schwarzer mit einem Schädel, so kahl und glatt wie eine Billardkugel. Er war nicht größer als eins fünfundsechzig und dazu schlank und schien ständig zu tänzeln. Sein federnder Gang und der violette Samtanzug ließen ihn aussehen wie einen Zuhälter, der die Absicht hatte, dem Kid eine seiner Huren anzubieten.

Tatsächlich war er ein James-Brown-Double und im Hotel, um den Gesangswettbewerb zu gewinnen. Das einreihige violette Jackett, das er trug, war offen, sodass darunter ein hellblaues Oberhemd zum Vorschein kam. Seine Hosen waren unterhalb der Knie weit ausgestellt und verliehen dem Anzug den typischen Siebzigerjahre-Look. Er entschied sich für einen Barhocker links vom Bourbon Kid und höchstens einen Meter von ihm entfernt. Sobald er es sich gemütlich gemacht hatte, hielt er nach der Bedienung Ausschau.

»Yo, Valerie!«

Sie hatte sich alle Mühe gegeben, sich von diesem Ende der Theke fernzuhalten in der Hoffnung, dass sie damit mögliche neue Gäste animierte, sich ans andere Ende zu setzen. Aber jetzt saß Julius direkt neben dem Mann, der Valerie – und alle anderen – veranlasst hatte, das Weite zu suchen.

»Ein Bier für mich, und für meinen Freund, was immer er trinken möchte.«

Der Kid reagierte sofort auf seine übliche unfreundliche Art und Weise. »Ich bin nicht dein verdammter Freund«, knurrte er und sah seinen neuen Nachbarn noch nicht einmal an.

»Das könntest du aber sein«, erwiderte Julius mit einem Lächeln, das ebenfalls ignoriert wurde.

»Werd ich aber nicht sein.«

Valerie nahm die Flasche Sam Cougar aus dem Regal hinter der Theke und begab sich dorthin, wo die beiden Männer saßen. Sie füllte das leere Glas des Kid. Bis zum Rand. Ohne darum gebeten worden zu sein.

Der Knabe hatte offensichtlich Mumm, das musste man ihm lassen, denn Julius ließ sich durch die unfreundliche Reaktion des Kid nicht abschrecken. »Ich weiß, wer du bist«, sagte er.

Valeries Hand zitterte, als sie die Sam-Cougar-Flasche wieder zuschraubte, und sie war froh, dass sie sie wieder in das Regal hinter der Theke zurückstellen musste. Nachdem sie sie neben eine Flasche Wodka gestellt hatte, holte sie tief Luft und ging zum Kühlschrank am Ende der Theke, um das Bier zu holen, das Julius bestellt hatte.

Der Kid nahm einen Zug von seiner Zigarette und wandte sich schließlich zu dem schwarzen Mann mit dem strahlenden Lächeln um, der sich neben ihn an die Bar gesetzt hatte.

»Du weißt, wer ich bin?«

»Ja.«

»Wie schön für dich.«

»Du bist der Bourbon Kid.«

»So sagt man.«

Julius lachte weiterhin wie jemand, der gerade im Spielkasino eine Menge gewonnen hatte. Dann kicherte er. »Oh, du enttäuschst einen niemals. Weißt du, wer *ich* bin?«

Der Bourbon Kid zog ein weiteres Mal an seiner Zigarette und blies Julius den Rauch mitten ins Gesicht. »Lass mich mal raten. Du bist Gandhi, richtig?«

»Hey! Das ist lustig. Du bist ein lustiger Bursche, weißt du das?«

»Dir ist doch klar, dass ich dich gleich töten werde, nicht wahr?«

Valerie unterbrach das Gespräch, indem sie eine Flasche Shitting-Monkey-Bier vor Julius auf die Theke stellte. Sie räusperte sich und stotterte: »Das macht bitte zwölf Dollar, Sir.« Sie sah ihn flehend an. *Um Himmels willen, brich bitte keinen Streit vom Zaun*, dachte sie und hoffte verzweifelt, dass dieser Rat irgendwie einen Weg in sein Gehirn fand. Ehe eine Kugel es tat.

Julius fischte einen Zwanzigdollarschein aus der Gesäßtasche seiner violetten Samthose und legte ihn auf die Theke. »Stimmt so«, sagte er mit einem zunehmend selbstsicheren Lächeln.

»Danke, Sir«, platzte sie heraus, nahm den Schein an sich und eilte zur Kasse am anderen Ende der Theke.

Immer noch grinsend wie ein Politiker bei einem Fototermin wandte Julius sich erneut zum Bourbon Kid um, dessen Geduld jeden Moment ein Ende haben würde. »Ich möchte dir einen Job anbieten. Würde es dir gefallen, mit einem Tag Arbeit fünfzig Riesen zu verdienen?«

Der Kid zog abermals an seiner Zigarette und griff dann nach seinem Glas Sam Cougar. Er leerte es in einem Zug zur Hälfte und stellte es wieder zurück auf die Theke.

»Gib mir das Geld gleich.«

»Das kann ich nicht. Noch habe ich es nicht.«

»Ich will es aber jetzt.«

»Das weiß ich, aber ich habe bereits einem anderen Typen, der bisher nicht aufgetaucht ist, einen Vorschuss gezahlt. Du bist mein Plan B.«

»Ich bin *Plan B*?«

»Hey, wenn ich gewusst hätte, dass du auch hier bist, wärest du Plan A, aber du bist nicht gerade leicht zu finden. Daher habe ich mir einen anderen gesucht.«

Die Augen des Kid versteckten sich noch immer hinter seiner Sonnenbrille, wodurch es Julius schwerfiel abzuschätzen, welchen Eindruck er auf ihn machte. Er redete unverdrossen weiter.

»Sieh mal, ich nehme heute an diesem Gesangswettbewerb teil. Du weißt schon, an dieser *Back-From-The-Dead-Show*.«

»Ich habe davon gehört.«

»Nun, ich *muss* unbedingt gewinnen. Wenn du mir dabei hilfst, bekommst du fünfzig Riesen vom Preisgeld.«

»Wie hoch ist das Preisgeld?«

»Eine Million Dollar.«

»Dann nehme ich die Hälfte.«

Julius rutschte unbehaglich auf seinem Hocker hin und her. »Sieh mal, wenn du wüsstest, warum ich unbedingt gewinnen muss, würdest du es umsonst tun.«

»Nein, das würde ich nicht.«

»Du musst wissen, dass es um weit mehr geht als nur um eine Million Dollar. Menschenleben sind in Gefahr.«

»Menschenleben sind immer in Gefahr.« Die Stimme klang nun um einiges rauer, drohender.

Julius wurde sich unangenehm bewusst, dass offenbar auch *sein* Menschenleben gemeint war.

Julius ergriff die Flasche Shitting Monkey und trank einen Schluck. Er ließ das Bier ein paar Sekunden lang in seinem Mund kreisen, ehe er es herunterschluckte und die Flasche zurück auf die Theke stellte. »Na schön, hör zu. Es geht um Folgendes. Ich erzähle dir die ganze Geschichte,

aber du wirst sie bestimmt nicht glauben, weil sie einfach zu verrückt ist.«

»Tatsächlich?« Das Wort signalisierte totales Desinteresse.

»Ja. Das Ganze ist so verrückt, dass du wahrscheinlich glaubst, ich hätte es mir ausgedacht. Es geht um, wie soll ich sagen, alles mögliche übernatürliche Zeug.«

Der Kid blies Julius eine weitere Rauchwolke ins Gesicht. »Weißt du«, sagte er leise, »vor zehn Jahren hat meine Mutter sich in einen Vampir verwandelt und versucht mich umzubringen. Ich habe meine Zweifel, dass irgendetwas von dem, was du mir erzählen könntest, mich genauso schockieren würde, also warum redest du nicht einfach weiter?«

Julius spielte mit der Bierflasche und drehte sie so lange, bis er das Etikett mit dem Bild eines kackenden Affen sehen konnte.

»Okay. Du weißt, dass diesem Typen, Nigel Powell, dieses Hotel gehört?« Er hatte seine Stimme zu einem Flüstern gesenkt, obwohl sich niemand in Hörweite befand. »Weißt du, wie er zu diesem Hotel gekommen ist?«

»Nein.«

»Er hat mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen.«

»Und?«

»Und, nun – das Hotel wurde über dem Tor zur Hölle erbaut.«

»Und?«

»Powell hat dem Teufel seine Seele verkauft. Dafür hat der Teufel ihm dieses Hotel und den gesamten Reichtum vermacht, der sich damit verdienen lässt.«

Der Bourbon Kid trank einen deutlich kleineren Schluck von seinem Whisky, ehe er antwortete.

»Klingt doch wie ein gutes Geschäft.«

»Sicher. Aber da gibt es einen Haken. Kein Vertrag mit dem Teufel ist jemals eindeutig und in trockenen Tüchern. Es ist immer nur ein Ein-Jahres-Vertrag. Jedes Jahr zu Halloween muss Powell jemanden finden, der seine oder ihre Seele dem Satan verkauft. *Jedes Jahr eine andere Person*. Wenn ihm das nicht gelingt, dann hat er seine Abmachung gebrochen.«

»Heißt wohl, dass er für alle Zeiten in die Hölle kommt, nehme ich an.«

Julius schüttelte den Kopf. »Viel schlimmer. Das ganze Hotel bricht zusammen und verschwindet am Ende der Geisterstunde in den Tiefen der Hölle, wenn er niemanden findet, der seine Seele dem Teufel verkauft und seinen Platz einnimmt.«

Der Kid seufzte. »Ich glaube kein einziges Wort von diesem Scheiß. Warum gibst du nicht einfach zu, dass du eigentlich nichts anderes willst, als diese Show zu gewinnen, stimmt's?«

»Bist du interessiert oder nicht?«

»Sag mir einfach, wen du tot sehen willst.«

»Ich bin einer von fünf Konkurrenten, die diesen Wettbewerb gewinnen können. Ich will, dass die anderen vier eliminiert werden. So wie es aussieht, kriegt der Sieger dieses Wettbewerbs einen Eine-Million-Dollar-Vertrag von Powell. Aber dieser Vertrag wird nicht mit Powell geschlossen, sondern mit dem Teufel. Wenn der Sieger ihn unterschreibt, dann hat er seine Seele an den Satan verkauft.«

Der Kid musterte Julius misstrauisch. »Ich glaube nichts von diesem Mist. Du hast doch gerade gesagt, dass ich dir dabei helfen soll, diese Show zu gewinnen. Warum willst du gewinnen und deine Seele dem Teufel verkaufen?«

Julius grinste selbstgefällig. »Ich habe meine Gründe.«

»Und die wären?«

»Das brauchst du nicht zu wissen.«

»Wie du willst. Aber es wäre doch einfacher, wenn ich mir diesen Nigel Powell vornehme und dafür Sorge, dass er dich gewinnen lässt.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Damit käme er zu einfach aus der Sache raus.«

Die Kid schüttelte den Kopf. »Meinst du? Ich kann richtig unangenehm werden, wenn ich in der richtigen Stimmung bin.«

»Hör mal, Mister. Vertrau mir einfach. Alles, was du tun musst, ist, meine vier Hauptkonkurrenten aus dem Weg zu räumen. Damit wäre ich der einzige Sänger im Finale, der seinen Song mit dem Hausorchester geprobt hat. Und damit wäre ich der sichere Sieger.«

Der Bourbon Kid hob eine Augenbraue und musterte Julius, als wollte er sich vergewissern, dass er es ernst meinte. Das war wohl der Fall. »Demnach ist diese ganze Show manipuliert?«

»Nun – ja. Ist es denn nicht immer so?«

Der Kid nahm einen letzten langen Zug von seiner Zigarette, dann drückte er sie auf der Theke aus. »Ich denke schon. Und was geschieht, wenn du gewonnen hast?«

»Ich gebe dir deine fünfzig Riesen.«

»Fünfhundert Riesen.« Das Knurren klang plötzlich, als wäre es auch noch schockgefroren.

»Klar, was immer du willst. Wenn du im Töten wirklich so gut bist, wie die Leute erzählen, dann wäre das Geld gut angelegt.«

»Wie du meinst.«

»Dann sind wir im Geschäft?«

»Wir sind im Geschäft. Aber hör gut zu: Wenn du die Abmachung brichst, dann breche ich dir den Hals.«

Obgleich der Kid sich entschlossen hatte, den Job anzunehmen, hatte er immer noch gewisse Zweifel, was Julius' Motive betraf. Der Typ war fähig, sich vor der Bezahlung zu drücken, wenn alles erledigt wäre. Man konnte ihm definitiv nicht trauen.

Julius griff in sein Jackett und holte einen kleinen braunen Umschlag aus einer Innentasche. Er legte ihn auf die Theke, betrachtete ihn einige Sekunden lang und schob ihn dann über das polierte Holz zum Kid hinüber.

»Die Details des Jobs sind da drin. Vier Namen. Sie müssen sterben. Und zwar schnell«, sagte er und nickte bekräftigend.

Der Kid griff nach seinem Glas Sam Cougar und trank den Rest. Dann zog er einen Zehndollarschein aus der Hosentasche und warf ihn neben den Stummel seiner ausgedrückten Zigarette auf die Theke. Er wandte sich zu Julius um, angelte den Umschlag von der Theke und erhob sich von seinem Hocker, um hinauszugehen.

»Eines musst du aber noch wissen«, sagte Julius.

»Ja?«, seufzte der Kid. Es gab immer etwas, das man unbedingt noch erfahren musste.

»Einer von den vieren ist eine Frau. Macht es dir etwas aus, Frauen zu töten?«

»Ich habe doch meine Mutter getötet, nicht wahr?«

Nach dieser Bemerkung, der nichts mehr hinzuzufügen war, verließ der Bourbon Kid die Bar und überließ den James-Brown-Imitator im violetten Anzug seinem Bier.

ZWÖLF ♦

Sanchez hatte sich in seinem Leben einige ziemlich dumme – nun gut, einige verdammt dumme – Dinge erlaubt. Gewöhnlich hatten sie mit Frauen oder mit Spielen zu tun. An seiner letzten Dummheit war beides beteiligt, obgleich die betreffende Frau nicht zu der Sorte gehörte, die einen zu irgendwelchen Dummheiten verleitete. Die Frauen, bei denen er sich gewöhnlich lächerlich machte, waren normalerweise jung, attraktiv und ausgekocht. Die Mystische Lady war alt, hässlich und dumm, zumindest in Sanchez' Augen. Was zum Teufel hatte er sich nur dabei gedacht?

Die zwanzigtausend Dollar aus dem braunen Umschlag waren jetzt weg. Vergeudet in einem Augenblick des Irrsinns, als er den gesamten Batzen am Roulettetisch auf *Rot* gesetzt hatte. Alles nur, weil er auf diese verrückte alte Vettel Annabel de Frugyn gehört hatte. *Sie hatte sich als eine verdammt unfähige Wahrsagerin entpuppt.* Falls sie jemals wagen sollte, einen Fuß in Sanchez' Bar, das Tapioca, zu setzen, bekäme sie eine weitere Ladung von Sanchez' berühmtem Spezialgebräu kredenzt. Nutzlose alte Schlampe.

Er sah sich jetzt vor einem gefährlichen Dilemma. Er musste den Umschlag, an einem Ende aufgerissen und ohne die zwanzigtausend Dollar, an der Rezeption abgeben. Er hätte Elvis in dem Moment von dem Geld erzählen sollen, als er es zum ersten Mal im Umschlag gesehen hatte. Sie hätten es sich teilen können und dann stünde Elvis wenigstens auf seiner Seite, falls jemand danach fragen sollte. Jetzt war es verdammt noch mal zu spät, um Elvis gegenüber zuzugeben, dass er ihn übers Ohr gehauen hatte. Er war sich noch nicht einmal sicher, ob es wirklich eine so gute Idee war, den Umschlag an der Rezeption abzugeben. Wenn der vorgesehene Empfänger erschien und danach fragte und ihn aufgerissen und ohne Geld vorfand, würde er sich wahrscheinlich auf die Suche nach Sanchez machen. Das einzig Positive, das er in dem Schlamassel erkennen konnte, war, dass ein Hinterlegen des Umschlags an der Rezeption gewährleisten würde, dass das Empfangspersonal ebenfalls unter Verdacht geriet.

Die Alternative – den Umschlag nicht abzugeben – würde höchstwahrscheinlich zur Folge haben, dass der vorgesehene Empfänger sich Sanchez auf jeden Fall vorknöpfte. Wenn der Umschlag in seinem Hotelzimmer gefunden würde, steckte er bis zum Hals in Schwierigkeiten. Daher war er zu dem Schluss gekommen, dass eine Rückgabe des Umschlags an der Rezeption durchaus Sinn machte.

Zu seiner Erleichterung hatte sich die unübersehbare Schar von Gästen, die die Rezeption belagert hatten, um einzuchecken, mittlerweile verlaufen. In der runden Empfangshalle war es ziemlich ruhig. Er hatte sie mehrmals durchquert und dabei immer noch überlegt, ob er wohl das Richtige tue. Aber als er drei- oder viermal am Empfangspult vorbeigeschlendert war, vermutete er, dass es wahrscheinlich so aussah, als würde er der Empfangsdame nachstellen. Daher gab er sich einen Ruck und näherte sich schließlich dem Pult, ehe sie noch auf die Idee kam, so etwas wie einen Panikknopf zu betätigen. Es war ganz sicher das Richtige, nicht zuletzt deshalb, weil er dem King versprochen hatte, den Umschlag abzugeben, und im Moment war er nicht sonderlich scharf darauf, den King zu sehr zu verärgern. Elvis war immerhin sein einziger Verbündeter.

»Hi schon wieder«, sagte er und zeigte Stephie ein entwaffnendes Lächeln.

Die Empfangsdame hatte mitbekommen, wie er auf und ab spazierte und gelegentlich zu ihr herüberschaute und fühlte sich dadurch verständlicherweise belastigt. Die große Anzahl von Gästen, die eingetroffen waren, hatte ihr einen anstrengenden Vormittag beschert und physisch und geistig erschöpft, wie sie nach der ganzen Hektik war, hatte sie wenig Lust, sich von Sanchez irgendwelchen Unsinn anhören zu müssen.

»Ich hoffe wirklich, dass Sie nicht die Absicht haben, mit mir ausgehen zu wollen«, sagte sie und musterte ihn mit einem Ausdruck unverhohlener Abscheu.

Schlampe, dachte er, setzte jedoch sein freundlichstes Lächeln auf und klatschte den Umschlag auf das Empfangspult.

»Das lag in dem Zimmer, das Sie mir freundlicherweise überlassen haben. Ich dachte, ich gebe den Umschlag hier ab für den Fall, dass derjenige, für den er bestimmt war, doch noch auftaucht und danach fragt.«

Stephie betrachtete den Umschlag. »Na klar«, sagte sie sarkastisch. »Wie ich sehe, haben Sie ihn geöffnet.«

»Nee. Er war schon offen, als ich ihn fand.«

»Natürlich.« Sie nahm den Umschlag an sich und murmelte laut genug, sodass er sie verstehen konnte. »Ich lege ihn am besten hinten in den Safe, damit er nicht wieder von selbst aufgeht.«

»Äh, danke«, sagte Sanchez und produzierte abermals sein entsetzliches falsches Grinsen. »Ach ja, und wenn der Typ danach fragen sollte ...«

»Claude Balls.«

»Wie bitte?«

»Claude Balls. Der Mann, dessen Zimmer Sie bewohnen.«

»Ja, den meine ich. Wenn er danach fragen sollte, könnten Sie mich dann in meinem Zimmer anrufen? Nur damit ich weiß, dass er ordnungsgemäß bei ihm angekommen ist. Ich glaube, dann würde ich ruhiger schlafen.«

»Ganz bestimmt.« Nach einem letzten missbilligenden Blick verschwand Stephie mit dem Umschlag durch eine Tür im hinteren Teil der Lobby. Eine der anderen Empfangsdamen kam ihr entgegen. Es war eine kleine, rundliche Frau in den Fünfzigern mit einem Gesicht wie eine Bulldogge, die eine Wespe verschluckt hatte. Sie baute sich hinter dem Pult neben Stephies auf und lächelte Sanchez an. Zeit für einen eiligen Rückzug, dachte Sanchez. Elvis sollte in Kürze zum Vorsingen für den *Back-From-The-Dead*-Wettbewerb auf der Bühne erscheinen. Sanchez wollte sichergehen, dass er ebenfalls dort war, damit er sich beim King einige Pluspunkte erwerben konnte, indem er laut applaudierte und ihm Komplimente zu seinem gelungenen Auftritt machte.

Während er auf eine Glastür zusteuerte, die aus der Lobby und hinunter zum Konzertsaal führte, hörte er hinter sich eine dröhnende Stimme. Sie klang, als gehörte sie einem sehr großen und gebieterischen Mann.

»Hallo, Miss«, sagte die Stimme leidlich höflich. »Für mich müsste ein Zimmer reserviert worden sein. Claude Balls ist mein Name.«

Sanchez spürte, wie sich seine Nackenhaare sträubten. *Bitte*, dachte er. *Lass diesen Mann nicht so scheußlich aussehen, wie er klingt.*

Voller Furcht vor dem, was er möglicherweise gleich sehen würde, drehte er sich um. Seine schlimmsten Erwartungen wurden bestätigt. Denn dort, am Empfangspult, stand ein wahrer Riese von einem Mann. Er maß etwa einen Meter neunzig und trug einen langen grauen Trenchcoat. Sein dickes, ungewaschenes rotes Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengerafft, der bis über seine Schulterblätter herabhing. Er hatte einen gleichfarbigen Spitzbart, der wie ein Lätzchen bis auf seine Brust hinabreichte. Unter dem Mantel trug er, wie Sanchez zu erkennen glaubte, militärische Kleidung. Ein ehemaliger Soldat vielleicht? Ein Auftragsmörder? Dem Inhalt des Umschlags nach zu urteilen, den Sanchez geöffnet hatte, ganz gewiss.

Der besorgte Barbesitzer wäre noch um einiges unruhiger gewesen, wenn er gewusst hätte, dass der Mann, der sich als Claude Balls ausgab, in Wirklichkeit ein in dieser Gegend weithin bekannter Berufskiller war. Tatsächlich war er wegen seiner unglaublichen Beharrlichkeit besser bekannt als Invincible Angus. Man hatte ihn mit Messern attackiert, niedergeschossen,

verprügelt, verstümmelt, mit Tränengas überschüttet und was sonst noch alles, aber er hatte sich immer wieder aufgerappelt. Und er brachte sein Opfer immer zur Strecke.

Sanchez brauchte ihn nicht lange zu betrachten, um zu begreifen, dass es Zeit wurde zu verschwinden, ehe eine der Empfangsdamen ihrem jüngsten Gast von dem Umschlag erzählte, an dem sich jemand unbefugt zu schaffen gemacht hatte. Genau in diesem Moment, als spürte er, dass er beobachtet wurde, schaute Invincible Angus zu Sanchez hinüber und funkelte ihn böse an. »Was starrst du so blöd, Fettsack?«, knurrte er.

Eine Antwort erübrigte sich. Sanchez machte schnellstens kehrt und eilte davon, um Elvis zu suchen.

DREIZEHN ♦

Im Laufe der Jahre hatte Luther sich mit seinen Auftritten als Otis Redding einen umfangreichen Stamm von Verehrern geschaffen. Aber es war die Anerkennung der drei Juroren beim *Back-From-The-Dead*-Wettbewerb, die über seine Zukunft bestimmen würde. Wenn er diesen Wettbewerb gewann, erhielt er einen Vertrag mit dem Kasino und brauchte nie wieder »richtig« zu arbeiten. Als herumreisender Entertainer in der Nachtclub-Szene verdiente er kaum genug, um von Woche zu Woche überleben zu können. Diese einmalige Gelegenheit könnte all dies von Grund auf ändern. Solange er die Ruhe bewahrte.

Das Erste, wonach ein Tribute Act beurteilt wurde, war die äußere Erscheinung des jeweiligen Künstlers. Und Luther hatte große Sorgfalt darauf verwandt, absolut perfekt auszusehen. Der erste Eindruck war entscheidend, und er war bei seinem Streben nach Ruhm entschlossen, keine Mühe zu scheuen. Er hatte sich speziell für diese Show einen glänzenden schwarzen Anzug und ein scharfes rotes Oberhemd maßschneidern lassen. Der Anzug trug den Namen »Otis« in Gold als Stickerei über der linken Brusttasche und in viel größeren Lettern auf dem Rücken. *Protzig?* Nun ja, vielleicht ein wenig, aber *wichtig?* Absolut. Sofort als in Frage kommender Künstler erkannt zu werden, war lebenswichtig. Diese Lektion hatte Luther schon früh gelernt. Es half ihm dabei, die Illusion zu erzeugen, dass er wirklich Otis Redding war.

Während er auf die Bühne hinaustrat, sah er sich selbst auf einem großen Fernsehschirm, der erhöht auf dem hinteren Teil der Bühne aufgestellt worden war. Deswegen würde das Publikum jeden noch so kleinen Schweißtropfen auf seiner Stirn deutlich sehen können.

Auf dieser Bühne im großen Konzertsaal des Hotels vor Tausenden von Zuschauern zu stehen, war der aufregendste Moment seiner bisherigen Karriere. Der Zuschauerraum vor ihm sah absolut riesig aus, viel größer als jeder andere, vor dem er je aufgetreten war. Vor sich hatte er mindestens einhundert Sitzreihen, die nach hinten stetig anstiegen und in drei Sektoren aufgeteilt waren. Der mittlere Sektor war dreißig Sitze breit, während die seitlichen Segmente in jeder Reihe jeweils fünfzehn Sitze hatten. Und in diesem Moment war jeder dieser Sitze besetzt. Hoch oben verlief eine Galerie vom Bühnenrand bis zur Mitte, wo sich das rundum verglaste Tonstudio befand. Ein Diskjockey, der auch als Beleuchter fungierte, saß darin. Luther schaute hoch und verfolgte, wie der DJ in der Nase bohrte. Augenblicklich schaute er weg und versuchte, dieses Bild aus seinem Bewusstsein zu verdrängen.

Das Vorsingen für das Finale war seit einer halben Stunde im Gange. Die ersten Konkurrenten waren diejenigen, die sich echte Hoffnungen machten. Sie hatten keine Ahnung, dass die Show manipuliert war, und waren teilweise zig Kilometer weit gereist in der Hoffnung, dass ihre Träume irgendwann wahr würden. Einige waren außerordentlich gut und hätten zweifellos einen Platz im Finale verdient. Andere waren bedauernswert schlecht. Aber jetzt, nach einer halben Stunde, sollte Otis, der erste der fünf Konkurrenten, die insgeheim schon für das Finale ausgewählt worden waren, auf der Bühne erscheinen. Er brauchte nichts anderes zu tun, als darauf zu achten, dass er seinen Auftritt nicht völlig vermasselte.

Auf der Bühne direkt vor ihm konnte er den Tisch mit den drei Juroren erkennen, die jede seiner Aktionen genau beobachteten. Es war, als prüften sie sein Temperament und hielten Ausschau nach irgendwelchen Schwachpunkten. Er spürte ihre Augen viel intensiver als das Scheinwerferlicht von oben. Er kannte nur einen der Juroren. Die Jury bestand aus einer Schwarzen, einer Weißen und, in einem Sessel zwischen ihnen, einem Mann mit seltsam orangener Sonnenbräune. Dies war Nigel Powell, der Oberjuror und der Erfinder und Finanzier des Wettbewerbs.

Sie saßen an einem silbern getäfelten Tisch, der quer vor der Bühne stand, mit dem Rücken zum Publikum und dem Orchestergraben direkt vor ihnen. Vor jedem Juror befanden sich ein Glas Wasser sowie ein Schreibstift und ein Schreibblock, falls sie sich irgendwelche Notizen machen wollten.

Während die Beleuchtung schwächer wurde und der Spotscheinwerfer sich auf ihn richtete, wodurch das Publikum für ihn praktisch unsichtbar wurde, verspürte Luther einen letzten Schub Selbstvertrauen. Es würde unglaublich werden. Dessen war er sich ganz sicher.

Nachdem er sich kurz vorgestellt und der Showmasterin, Nina Forina, einige allgemeine Fragen beantwortet hatte, wappnete er sich innerlich, gleich mit dem Singen anzufangen. Weitaus nervöser, als er es eigentlich hätte sein müssen, wartete er, bis das Orchester die ersten einleitenden Akkorde anstimmte, holte tief Luft und begann mit der ersten Textzeile von »These Arms of Mine«. Er kam sich seltsam vor, ohne Musikbegleitung vom Band vor einem so umfangreichen Publikum aufzutreten, aber schaffte es. Das Publikum demonstrierte seine unmittelbare Begeisterung, indem es lautstark applaudierte, was sein Selbstvertrauen erst richtig anstachelte. Während der nächsten neunzig Sekunden, bis Powell ihm zurief, er solle aufhören, gehörte die Bühne ihm. Keiner der Sänger, die vor ihm aufgetreten waren, hatte länger als dreißig Sekunden singen dürfen, aber um zu gewährleisten, dass das Publikum sich an Luthers Darbietung erinnerte, war man übereingekommen, dass er länger singen durfte. Als er seinen Auftritt beendete, erhielt er von den Zuschauern Standing Ovationen. Eine der Frauen direkt vor der Bühne warf ihm sogar einen viel zu großen weißen Schlüpfertuch zu.

Aber es war die Zustimmung der Juroren, die zählte. Die erste Jurorin, die sich zum Gehörten äußerte, war Lucinda Brown, eine erfolgreiche Gesangslehrerin aus Georgia, die im Laufe ihrer Tätigkeit zahlreiche Soulsänger und -sängerinnen ausgebildet hatte. Sie war eine leicht übergewichtige schwarze Frau und trug ein tief ausgeschnittenes gelbes Seidenkleid. Ihr dunkles Haar war zu einem verrückten »Vogelnest« auf ihrem Kopf frisiert. Ihre positivste Eigenschaft war zweifellos ihre natürliche Wärme. Sie wusste wahrscheinlich genau, was die Kandidaten des Wettbewerbs durchmachten, da sie in ihrer Jugend an unzähligen solcher Castings teilgenommen hatte. Ganz sicher war sie von den Juroren die mitfühlendste und schien sofort zu versuchen, Luther ein wenig zu beruhigen.

»Schätzchen, wie alt bist du?«

»Ich bin fünfundzwanzig«, antwortete Luther. Er war jetzt nervöser als während der Vorbereitung auf seinen Auftritt. Plötzlich begann ihn die Angst zu quälen, dass er seine Teilnahme am Finale vielleicht als zu selbstverständlich betrachtet hatte. Er begann tiefe Atemzüge zu machen, um sich zu beruhigen, und wartete gespannt auf jede Kritik und jedes Lob für seine Darbietung. Er spürte, wie ein Schweißtropfen an seiner Stirn herabperlte, während er unter den Scheinwerfern zu zerfließen schien, doch er wagte es nicht, sich an den Kopf zu fassen und ihn wegzuwischen. Er konnte sich auf nichts anderes als auf sein Atmen konzentrieren.

»Söhnchen«, begann die Jurorin im gelben Kleid, »wenn Otis Redding mit fünfundzwanzig genauso gut wie du hätte singen können, kannst du dich darauf verlassen, dass Gott niemals zugelassen hätte, dass er bei diesem Flugzeugabsturz ums Leben kam. Himmel, war das *gut*. Wenn der alte Otis uns von oben zuschaut, dann sagt er sicher: ›*Lieber Gott, ich wurde wiedergeboren!*‹« Sie hielt kurz inne, ehe sie hinzufügte: »Das Publikum gehört ganz dir.« Dabei wackelte sie heftig mit dem Zeigefinger der rechten Hand, was nicht nur sie in Stimmung brachte, sondern das Publikum zu lautem Jubel veranlasste.

Lucindas Lob reichte aus, um die Menge in Raserei zu versetzen. Viele sprangen auf und klatschten aufgeregt. Luther konnte nur erleichtert aufatmen. Er wusste, dass er hervorragend gesungen hatte, aber er wusste auch, dass die Juroren manchmal die reinsten Idioten sein konnten. Er hatte jedoch genau das getan, worum Powell ihn gebeten hatte. Er hatte einen Song

dargebracht, so gut er konnte, und es hatte richtig gut geklungen und ausgesehen. Na schön – Lucinda, die erste Jurorin, hatte offensichtlich Geschmack.

Auf zur zweiten.

Der Mann im weißen Anzug in der Mitte nickte der Frau zu seiner Linken zu, dass sie als Nächste ihre Meinung kundtun solle. Sie war ein Barbiepuppen-Klon Anfang vierzig namens Candy Perez, und sie zehrte von dem Ruhm, in den mexikanischen Top Ten einmal mit einem eingängigen Sommerhit vertreten gewesen zu sein, der für den effekthascherischen Tanz, der ihn begleitete, berühmter gewesen war als für irgendwelche sängerischen Fähigkeiten, über die seine Interpretin vielleicht verfügt haben mochte. Jetzt bedachte sie Luther mit einem strahlenden Lächeln. Das Lächeln erzeugte nicht eine Falte in ihrem Gesicht, obgleich sie längst über die vierzig hinaus war. Genauso wie Nigel Powell war sie mit Botox vollgepumpt und verdammt stolz darauf. Sie hatte üppig gelocktes blondes Haar und trug eine exklusive weiße Lederjacke, deren Reißverschluss halb offen stand und die die ausladenden Brüste zu einem beeindruckenden Vorbau zusammenpresste. Sie schien unter der Jacke nichts weiter zu tragen, daher konnte man nur für sie hoffen, dass der Reißverschluss dem beachtlichen Druck standhielt.

»Luther, ich denke, du warst riesig.« Sie schenkte dem aufgeregten Sänger ein blendend weißes und durch und durch aufgesetztes Lächeln. »Es war das Beste, das ich bisher gesehen und gehört habe. Herzlichen Glückwunsch. Ich glaube, du hast echte Chancen, diesen Wettbewerb zu gewinnen. Du hast deine Sache richtig gut gemacht, Süßer.«

Während weiterer wilder Applaus durch den Saal rauschte, hätte Luther am liebsten die Faust in die Luft gestoßen und laut »JAAAAA!!!« gebrüllt, doch er entschied sich, Würde und zurückhaltung an den Tag zu legen.

»Danke – äh, vielen, vielen Dank«, murmelte er bescheiden.

Und nun zum dritten Juroren. zu dem, dessen Meinung wirklich zählte. Nigel Powell.

Powell wusste, wie man mit dem Publikum umsprang, und er war zweifellos der unbestrittene Star der Show. Dass er der Erfinder und Eigentümer der Show und zugleich ihr oberster Juror war, hatte zur Folge, dass seine Meinung bedeutsamer war als die aller anderen. Und er liebte es, im Mittelpunkt zu stehen. So viel war schon an seiner äußeren Erscheinung zu erkennen. Das elegante schwarze Oberhemd unter dem makellosen weißen Anzug war ziemlich geschmacklos, aber es lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Mann. Und die Frauen im Publikum liebten ihn. Er wusste es und sie wussten es, und zwar jede einzelne von ihnen. Sämtliche Frauen, die er kennenlernte, schienen seinem Zauber zu verfallen. Der Mann verströmte Charme in rauen Mengen, aber ihn umgab auch eine Aura des Geldes und der Macht. Daher brauchte Luther ihn nicht nur auf seiner Seite, um ihm den sicheren Einzug ins Finale zu garantieren, sondern auch um das Publikum zu überzeugen, dass er den Gesamtsieg davontragen könnte, wenn er es bis dorthin schaffte.

Der Hauptjuror gab dem Publikum außerdem Zucker. Seine Körpersprache verriet nichts von seiner Reaktion auf Luthers Darbietung, aber nachdem er für eine ganze Weile so getan hatte, als würde er ernsthaft über sein Urteil nachdenken, ergriff er schließlich das Wort. Seine Stimme war tief und kontrolliert, und der Tonfall hatte fast etwas Feierliches.

»Luther«, sagte er, nickte gewichtig, hielt jedoch ständig den Augenkontakt mit dem jetzt zunehmend nervöser werdenden Otis-Redding-Imitator aufrecht, »Luther – verrät mir mal, wie sehr wünschst du dir, diesen Wettbewerb zu gewinnen?«

»Der Sieg bedeutet mir alles.« Die flatternden Nerven des Sängers verwandelten seine Antwort in ein gehetztes Quieken.

»Wirklich? Und glaubst du, du hast alles, was dafür nötig ist?«

»Ja.« Das Fragespiel war nervenaufreibend, obgleich die Antworten auf der Hand lagen. Es war, als prüfte Powell den Charakter seiner Kandidaten nur, um sich selbst hervorzutun.

»Und glaubst du, du könntest eine solche Vorstellung an fünf Abenden in der Woche auf die Bühne bringen? In meinem Hotel? Und jedes Mal genauso gut wie gerade eben?«

»Ja, Nigel. Ich weiß, dass ich das könnte. Wenn Sie mir dazu die Chance geben. Ich werde alles tun, was nötig ist. Das bedeutet mir so viel.«

Powell lehnte sich in seinem Sessel zurück und bedachte Luther mit seinem strahlend weißen Lächeln.

»Gut. Ich glaube nämlich, dass du die Riesenchance hast, diese Veranstaltung für dich zu entscheiden. Ich sehe bei dir die Qualitäten eines echten Stars. Ich bin ziemlich sicher, dass wir dich später im Finale wiedersehen werden. Gut gemacht.«

Das Publikum begann zu pfeifen und zu jubeln und stand nicht nur von den Plätzen auf, sondern hüpfte wie wild auf und nieder, während es applaudierte. Die leidenschaftlichen Ovationen dauerten für einige Zeit an und ließen nicht nach, während Luther über eine Treppe zu seiner Linken, die hinter die Bühne führte, seinen Abgang vollzog. Der Applaus hallte immer noch in seinen Ohren nach, während er den Aufenthaltsraum betrat, der für die Konkurrenten reserviert war, die noch auf ihren Auftritt warteten. Seine vier Gefährten aus der Garderobe hatten sich dort versammelt und waren die Ersten, die ihn empfingen und ihm gratulierten.

»Gut gemacht, Mann«, sagte Johnny Cash und klopfte ihm auf den Rücken. »Verdammt gut gesungen, weißt du. Ich schätze, du schaffst es ganz sicher bis ins Finale.«

»Danke.«

Das Kompliment war natürlich reine Augenwischerei. Einige andere Konkurrenten, die keine Ahnung hatten, dass Luther seinen Platz im Finale bereits sicher hatte, wünschten ihm ebenfalls viel Glück. Er hatte für einen kurzen Moment den Anflug eines schlechten Gewissens, als ihm bewusst wurde, dass eine ganze Menge Menschen, deren Hoffnungen und Träume auf ihrem Erfolg in dieser Show ruhten, keine Ahnung hatten, dass sie nach Strich und Faden betrogen wurden. Doch dieses Gefühl verflog sehr schnell.

Froh, seinen ersten Auftritt endlich hinter sich gebracht zu haben, verließ er den Aufenthaltsraum hinter der Bühne und trat hinaus in den Korridor, um zum Fahrstuhl am Ende des Flurs zu gehen. Er freute sich darauf, in die Garderobe im achten Stock zurückzukehren und sie für eine Weile alleine für sich zu haben. Er fand, dass er eigentlich hätte bleiben sollen, um die anderen vier zu unterstützen, aber sie alle hatten früher am Tag eindeutige Anweisungen erhalten, sofort nach ihren Auftritten in die gemeinsame Garderobe zurückzukehren.

Als er schließlich ans Ende des langen, mit gelber Wandfarbe gestrichenen Flurs gelangte, kehrte in seine Beine allmählich wieder ein Teil der Kraft zurück, die während der Worte des Oberjurors herausgesickert war. Gleichwohl klopfte sein Herz immer noch wie wild, als er eine Hand ausstreckte und auf einen kleinen, runden, grauen Plastikknopf an der gelben Wand neben dem Fahrstuhl drückte. Zu seiner Erleichterung glitten die silberfarbenen Türen sofort auf, und da niemand darauf wartete, aussteigen zu können, trat er in die Liftkabine und drückte auf den mit einer »8« markierten Knopf auf der Tafel zu seiner Rechten.

Ehe sich die Türen schließen konnten, erschien auf der linken Seite des Eingangs ein Mann, der ganz in Schwarz gekleidet war, eine Sonnenbrille trug und die dunkle Kapuze seiner Jacke über den Kopf gezogen hatte. Er betrat den Fahrstuhl, blieb neben Luther stehen und schaute in den Korridor.

»Welches Stockwerk?«, fragte Luther.

»Das ist egal.« Die Stimme war kein richtiges Knurren – eher ein raues Knirschen wie von Kieselsteinen, die geschüttelt werden.

Der Sänger wusste nicht so recht, was er mit der Antwort des Fremden anfangen sollte. Vielleicht machte es dem Mann einfach nur Spaß, Fahrstuhl zu fahren. Dann schlossen sich die Türen, und die Liftkabine bewegte sich mit einem leichten Ruck nach oben.

Luther war tot, ehe er die zweite Etage erreichte.

VIERZEHN ♦

Sanchez schlängelte sich an den Künstlergarderoben vorbei auf den rückwärtigen Teil der Bühne. Hinter einem schweren roten Vorhang, der vom Fußboden bis zur Decke reichte, fand er einen geeigneten Zuschauerplatz. Er hatte es gerade noch rechtzeitig geschafft. In ein oder zwei Minuten würde sein Freund auftreten.

Elvis hatte das Pech, direkt nach dem äußerst beeindruckenden Otis-Redding-Imitator eingeteilt worden zu sein. Eine schwierige Aufgabe, nach einem solchen Auftritt auf die Bühne zu müssen. Sanchez drückte die Daumen, dass sein Kumpel keine falschen Töne traf. Dann, als seine Darbietung endete, applaudierte er heftig und lange genug, sodass der King ihn hörte und wusste, dass er zugeschaut und ihn lautstark unterstützt hatte.

Elvis hatte eine hervorragende Version von »Kentucky Rain« dargebracht, und das Publikum bekundete seine Zustimmung mit wildem Applaus und mehr als nur ein paar lauten Pfiffen. Jeder – jung, alt, männlich, weiblich – schien ihn zu lieben. Der Knabe hatte wirklich Charisma. Für Sanchez war er der coolste Typ auf dem ganzen Planeten. Nicht dass er das jemals vor ihm zugegeben hätte. Das wäre absolut uncool gewesen.

Die drei Juroren waren nicht ganz so begeistert von Elvis' Auftritt wie Sanchez oder das restliche Publikum. Tatsächlich erschienen ihre Kommentare darauf ausgerichtet, die Begeisterung der zuschauenden Fans zu dämpfen. Sicher, Sanchez war befangen, aber er hielt Elvis in jeder Hinsicht für ebenso gut wie den Otis-Redding-Imitator, der vor ihm aufgetreten war. Elvis dachte ebenso. Aber der einzige Juror, der ihm echtes Lob spendete, war Candy Perez. Elvis zwinkerte ihr zu und bewahrte die Ruhe, indem er sorgfältig vermied, die beiden anderen Juroren als ignorante Wichser zu beschimpfen.

Gekonnt lässig und würdevoll verließ er die Bühne in Richtung Sanchez, winkte dem Publikum zu und verteilte Kuschelhände. Sobald sie ihn nicht mehr sehen konnten, verschwand sein Lachen und sein Gesicht zeigte einen mürrischen Ausdruck. Sanchez, der die Miene seines Freundes beobachtete, vermutete, dass jetzt einiges an moralischer Unterstützung vonnöten war.

»Yo, Elvis! Du warst super, Mann. Schätze, der Platz im Finale ist dir sicher«, platzte er heraus. Er meinte es wirklich so.

»Scheiße! Die verdammte Show ist manipuliert, Mann«, knurrte Elvis. Er konnte Kritik nur schwer ertragen. Eigentlich konnte er das gar nicht. Und in diesem Punkt hatte er nicht ganz Unrecht. Er wusste, wie man mit einem Publikum umging und hatte seine Nummer bis zur Vollkommenheit geprobt. Jeder, der etwas anderes behauptete, wäre ein verdammter Lügner.

»Tatsächlich? Glaubst du wirklich, dass da getrickst wird?«, fragte Sanchez.

»Klar doch. Hast du nicht gesehen, wie die Juroren diesen Otis-Redding-Typen geradezu gefeiert haben, obgleich an dem überhaupt nichts Besonderes war? Jeder kann Otis Redding imitieren«, fügte er geringschätzig hinzu.

»Du warst besser als er, so viel ist schon mal sicher.«

Elvis nickte zustimmend. Es war klar, dass trotz seines nahezu übermenschlichen Selbstvertrauens ein paar Komplimente von Sanchez mehr als willkommen waren.

»Danke, Sanchez. Finde ich ganz toll von dir. Ich glaube aber immer noch, dass ich in den Arsch gekniffen bin. Und weißt du noch was? Als ich da draußen war – und gesungen habe, weißt du –, hat mich ein Blitz getroffen.«

»Scheiße, Mann. Ich habe nichts gesehen.«

»Nein, du Idiot. Ich meine, mir ist etwas eingefallen, hatte quasi 'ne Erleuchtung. Dieser Otis-Redding-Imitator – nun, er war einer von den Typen auf den Fotos in diesem Umschlag,

oder nicht?«

Sanchez überlegte für einen Moment. Er hatte nur die letzten Sekunden von Otis Reddings Auftritt mitbekommen. Das meiste, das er gesehen hatte, waren der Rücken und der Hinterkopf des Sängers gewesen, als er sich die Komplimente der Juroren anhörte. Aber er hatte einen ungehinderten Blick auf sein Gesicht gehabt, als er an ihm vorbei hinter die Bühne gegangen war. In diesem Moment war es ihm nicht aufgefallen, aber ja – Elvis hatte Recht.

»Scheiße, ja. Dann war das vielleicht gar keine Todesliste, oder? Vielleicht hat jemand versucht, einen der Juroren zu bestechen, um die Leute auf den Fotos ins Finale zu bringen.«

Elvis blickte Sanchez über den Rand seiner Sonnenbrille hinweg in die Augen. »Ja?«, sagte er.

»Wenn es Bestechung war, wo war dann das Geld?«

Sanchez spürte, wie seine Wangen sich ein wenig röteten. »Äh, na ja«, stotterte er. »Dann war es wohl doch eine Todesliste.«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte der King niedergeschlagen. »Obgleich auch zu einer Todesliste meistens ein Geldbetrag gehört.« Er hielt kurz inne, ehe er fortfuhr: »Auf jeden Fall ist hier heute irgendeine seltsame Scheiße im Gange. Und das gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht.«

»Nur gut, dass du diesen verdammten Umschlag zur Rezeption gebracht hast.« Er hielt abermals inne, als fiel ihm plötzlich ein, dass Sanchez ein notorischer Lügner war und den Umschlag auch irgendwo in einen Mülleimer hätte werfen können. »Du hast ihn doch dort abgegeben, oder?«, fragte er misstrauisch.

»Na klar. Sicher. Natürlich hab ich das getan. Und keine Minute zu früh. Als ich auf dem Weg hierher war, tauchte dieser Claude Balls, der eigentlich mein Zimmer reserviert hatte, plötzlich an der Rezeption auf.«

»Hat er dich gesehen?«

»Nee! Ich hab mich sofort verpisst. Der Kerl ist ein Riese.«

»Ein schwerer Brocken, hm?«

»Ja. Und hässlich. Sah aus, als würde er einen guten Profikiller abgeben.«

»Wenn das so ist, Sanchez, dann empfehle ich dir, deinen Koffer aus dem Zimmer zu holen, ehe er hinauffährt und nach dir sucht.«

»Ja. Das habe ich mir auch schon gedacht.« Sanchez sah sich nervös um. »Die Sache ist nur, dass ich wenig Lust habe, alleine raufzufahren. Wenn du weißt, was ich meine.«

Elvis schüttelte den Kopf und seufzte. Sanchez' Feigheit wie auch seine Verlogenheit waren in Santa Mondegas Legende. Der King wusste ganz genau, dass sein Freund nicht den Mumm hatte, um alleine zu seinem Zimmer hochzufahren. Aber trotz der charakterlichen Mängel seines Freundes war er immer großzügig gewesen und hatte Elvis über die Jahre in seiner Bar, dem Tapioca, so manchen Gratisdrink spendiert. Natürlich aus guten Gründen.

»Es ist heute auf den Tag zehn Jahre her, dass ich deinen mageren Arsch vor diesen Vampiren in der Kirche gerettet habe, nicht wahr?«, sagte Elvis.

»Ja. Und das habe ich auch nicht vergessen. Aber die Erinnerung an dieses Abenteuer macht mich zu Halloween immer ein wenig nervös. Deshalb habe ich auch diese Reise unternommen. Ich dachte, es wäre nett, Santa Mondegas mit all den Untoten und so weiter für einige Zeit hinter sich zu lassen.«

»Dann komm schon«, brummte Elvis und ging hinaus in den Flur. »Lass uns deinen Koffer holen. Du kannst bei mir schlafen, wenn wir für dich kein anderes Zimmer finden.«

»Danke, Mann.« Sanchez, angemessen dankbar, folgte ihm.

Sie erreichten den Fahrstuhl am Ende des Gangs und Elvis drückte auf den grauen Rufknopf in der Wand. Sie mussten nur ein paar Sekunden lang warten, bis die Kabine erschien und die silberfarbenen Türen aufglitten. Die Kabine sah leer aus und die beiden Männer stiegen ein.

Sanchez wandte sich nach links, um auf den Knopf zur siebten Etage zu drücken, und sah sich gleichzeitig mit einem unangenehmen Anblick konfrontiert. In der Ecke unter der Bedienungstafel lag zusammengesunken der Körper eines Farbigen Mitte zwanzig.

»Gütiger Himmel!«, kreischte Sanchez wie ein Mädchen und machte einen erschrockenen Satz rückwärts.

»In welcher Etage ist dein Zimmer, Sanchez?«, fragte Elvis seelenruhig. Er hatte die Leiche ebenfalls gesehen, reagierte jedoch weitaus gelassener als sein Freund.

»Scheiße! Scheiße, Mann! Sieh doch, das ist ...«

»Auf welcher Scheißetage?«

»Sieben.«

Den Toten ignorierend, streckte Elvis die Hand aus, um auf den Knopf für die siebte Etage zu drücken. Während sich die Türen schlossen und der Lift hochzufahren begann, gewann Sanchez ein wenig von seiner Fassung zurück. Vor ihm lag ein toter Schwarzer. Er hatte schon viele Tote gesehen, die meisten davon in seiner Bar, aber der Anblick einer Leiche in einem Fahrstuhl versetzte ihm einen Schock, als hätte sich vor seiner Nase eine Spinne abgeseilt, nachdem er die Schlafzimmerbeleuchtung eingeschaltet hatte.

Tief Luft holend und nicht auf sein wild pochendes Herz achtend, betrachtete er den Toten, der halb sitzend an der Fahrstuhlwand lehnte, eingehender. Der Typ trug einen glänzenden schwarzen Anzug mit einem roten Oberhemd darunter.

»O mein Gott! Das ist Otis Redding!«

»Mach keinen Scheiß.« Elvis klang völlig unbeeindruckt, aber Sanchez redete aufgeregt weiter:

»Dieser Claude Balls muss ihn getötet haben.«

»Oder er hat jemand anderen bezahlt, es zu tun.«

»Jesus.« Sanchez schüttelte sich angewidert und beugte sich vor, um bessere Sicht auf den Toten zu haben. »Ich vermute, sein Hals ist gebrochen.« Er sog schnüffelnd die Luft ein. »Es riecht, als hätte er mitten aufs ›Dock of the Bay‹ geschissen.«

»Das ist nicht lustig. Mann. Genau genommen ergibt das noch nicht mal irgendeinen Sinn.«

»Das kam ein wenig hastig raus. Mir ist auf die Schnelle nichts Besseres eingefallen.«

Elvis schüttelte den Kopf. »Weißt du, im Augenblick ist nicht der richtige Zeitpunkt für geistreiche Witze. Wenn wir zu deinem Zimmer kommen, wäre es sicher klug, einfach daran vorbeizugehen. Durchaus möglich, dass dieser Balls schon drin ist. Am besten tust du ab jetzt nur noch, was ich sage.« Elvis bewies unter den gegebenen Umständen einen beeindruckend klaren Kopf. »Und falls irgendjemand versuchen sollte, diesen Fahrstuhl zu betreten, müssen wir ihn daran hindern.«

»Wegen des Geruchs?«

»Nein, du Arschloch. Weil wenn jemand uns hier mit dieser Leiche sieht, dürften wir die Hauptverdächtigen für diesen Mord sein.«

»Oh Scheiße. So ein Mistkerl.«

Ein leises »Ping!« ertönte, als der Fahrstuhl den siebten Stock erreichte. Die Türen glitten auf. Sanchez entdeckte sofort vier bewaffnete Sicherheitswachmänner in schwarzen Anzügen und mit militärisch kurzen Haarschnitten am Ende des Gangs. Sie standen vor seinem Zimmer. Und waren im Begriff, die Tür aufzubrechen und hineinzustürmen.

Elvis hob eine Hand, um sein Gesicht zu verdecken, und trat zur Seite, wo er vom Korridor aus nicht gesehen werden konnte. Dann flüsterte er Sanchez gehetzt zu: »Drück auf Parterre. Wir müssen schleunigst hier raus.«

Sanchez hörte die Aufforderung, war jedoch so sehr damit beschäftigt, die Wachmänner anzustarren, dass er nicht darauf achtete, auf welchen Knopf der Armaturentafel er drückte.

Alle vier Wachmänner drehten die Köpfe, um zu sehen, wer sie aus dem Fahrstuhl anstarrte. Was

sie sahen, war, wie Sanchez die Hand nach der Armaturentafel ausstreckte, um auf den Parterreknopf zu drücken. *Und ihn nicht traf.* Stattdessen bohrte er den Zeigefinger in ein offenes Auge des toten Otis-Redding-Doubles. Das erschreckende Gefühl, in etwas Kaltem und Weichem herumzustochern, ließ ihn ruckartig zurückweichen. Seine Aktion hatte jedoch eine katastrophale Auswirkung. Die Leiche kippte aus ihrer Position an der Wand nach vorne und sank vor Sanchez auf den Boden der Liftkabine, wo sie auch für die vier Männer im Korridor zu sehen war.

»Oh Scheiße!« Sanchez riss sich zusammen, fand den Parterreknopf und drückte eilig darauf. Er war zu langsam. Die Wachmänner hatten die Leiche gesehen und betrachteten sie und Sanchez mit zunehmendem Interesse. Elvis' Gesicht war sicher vor ihren Blicken verborgen, aber der goldene Ärmel seines Bühnenanzugs ragte ein kleines Stück aus der Fahrstuhltür.

»Hey, Sie. *Stehen bleiben!*«, brüllte der dem Fahrstuhl am nächsten stehende Angehörige des Sicherheitsteams. Er hatte erstaunlich schnell eine Pistole gezückt und zielte jetzt damit auf den Fahrstuhl.

Elvis stieß Sanchez zur Seite. »Zurück nach hinten an die Wand«, zischte er. »Pass auf, dass sie dich nicht zu lange und zu genau sehen können.

Entsetzlich langsam begannen sich die Fahrstuhltüren zu schließen, während die vier Sicherheitswachleute durch den Gang auf sie zustürmten.

FÜNFZEHN ♦

Johnny Cash – oder besser gesagt sein Imitator – musste noch gut über eine Stunde bis zu seinem Auftritt warten. Er hatte hinter der Bühne mit den anderen Sängern und Sängerinnen herumgehangen und jeden mit seiner coolen, unerschütterlichen Selbstsicherheit beeindruckt. Niemand ahnte, dass er sich unter seinem lässigen äußeren fast in die Hose machte. Eine Million Dollar standen auf dem Spiel. Für den Zweiten gab es nichts, keinen Cent. Es war völlig egal, wie gut er im Laufe seiner Karriere mit allem möglichen Stress zurechtgekommen war, dies war ein völlig anderes Spiel.

Im Aufenthaltsraum hinter der Bühne, der gerammelt voll war mit Kandidaten, die kostümiert waren wie ihre verstorbenen Lieblingssänger, ging es zu wie in einem Bienenstock. Gemütliche Sofas, Sessel und Sitzsäcke standen herum, und vor jeder der vier Wände hatte man Tische mit Getränken und diversen Snacks aufgebaut. Nichts von alledem schaffte es auch nur andeutungsweise, einen der Anwesenden zu beruhigen. In diesem einen Raum war mehr nervöse Energie und Anspannung versammelt als im gesamten übrigen Hotel.

Die Person, die Johnny am meisten beneidete, war Luther, der Otis-Redding-Imitator. So ein verdammter Glückspilz. Er hatte seinen Auftritt bereits hinter sich, und jetzt entspannte er sich wahrscheinlich irgendwo in dem Bewusstsein, dass er so gut wie sicher ins Finale vorgedrungen war. Johnny wünschte sich, er könnte das Gleiche tun, aber er brauchte jetzt eine Aufmunterung, eine Art Energiespritze für sein Selbstbewusstsein, um die quälende Wartezeit bis zu seinem Auftritt zu überstehen. Er wollte sich außerdem vergewissern, dass die anderen Bewerber hinter der Bühne genauso nervös waren wie er selbst und nicht nur so taten als ob.

Er ließ den Blick über die anderen Interpreten schweifen und suchte sich ein geeignetes Ziel aus. Und tatsächlich, Kurt Cobain schien nach der langen Wartezeit ebenfalls angespannt und ein wenig von der Rolle. Er stand abseits von den anderen in der Nähe des Ausgangs zum Korridor und trank mit einem Strohhalms aus einer lauwarmen Dose Sprite. *Ach, was soll's*, dachte Johnny und ging zu ihm hinüber.

»Yo, Cobain! Wie geht's denn so, Mann?«, fragte er mit einem selbstsicheren Lächeln, das seine Nervosität kaschierte.

Der verlottert aussehende Sänger erwiderte das Lächeln und verschluckte sich, sodass er husten musste und ein paar Tropfen Sprite aus seiner Nase rannen. Er machte nicht den Eindruck, als sei er daran gewöhnt, dass die Leute ihm freundlich begegneten, und er war auf jeden Fall wachsam, was Johnnys Absichten betraf. Kurt sah aus wie ein Außenseiter und tat offenbar nichts, um sich an seine Umgebung anzupassen.

»Wenn ich ehrlich bin, mache ich mir fast in die Hose«, antwortete er mit entwaffnender Offenheit.

»Wirklich? Da habe ich vielleicht etwas, das dagegen hilft.«

»Echt?«

»Ja.«

Kurt musterte ihn argwöhnisch. »Du willst mir doch nicht etwa von Jesus und der Kraft des Gebetes erzählen, oder?«, fragte er.

»Nee«, meinte Johnny grinsend. Indem er den Körpergeruch seines Gegenübers zu ignorieren versuchte, beugte er sich vor und flüsterte ihm ins Ohr: »Was hältst du von einer Line Koks?«

»Hast du welches?«

Lieber Himmel, dieser Typ ist wirklich etwas ganz Spezielles, dachte Johnny. »Nein, ich hab's nur aus Jux angeboten«, sagte er voller Sarkasmus, ehe er hinzufügte: »Natürlich habe ich was.

Bist du dabei?«

»Yo! Wohin gehen wir?«

Johnny deutete mit einem Kopfnicken zum Ausgang und Kurt folgte ihm in den Korridor. Sie gingen zur Herrentoilette auf der rechten Seite. Nach einem kurzen Blick in die Runde schob Johnny sich durch die Tür, dicht gefolgt von Kurt.

Die Toilette war leer und sie gingen zur zweiten Kabine. Der Raum war peinlich sauber und der weiße Fliesenboden sah aus, als sei er erst vor Kurzem gewischt worden. Nachdem er sich ein letztes Mal vergewissert hatte, dass ihnen niemand gefolgt war, schaute Johnny sich noch einmal um und drückte dann die Tür hinter ihnen zu und verriegelte sie. Die Toilette in der Kabine, die sie ausgesucht hatten, war genauso sauber wie der Fußboden draußen. Nicht ein Tropfen Pisse auf der blendend weißen Brille.

Kurt klappte den Klodeckel nach unten und trat zur Seite, um seinem neuen Kumpel Platz zu machen. Johnny holte eine kleine Tüte Kokain aus der Hosentasche. Er hatte gehofft, nicht zu dem Zeug Zuflucht nehmen zu müssen, weil er eigentlich mit völlig klarem Kopf auf die Bühne gehen wollte, aber als er an diesem Morgen die Tüte mit dem weißen Pulver in die Tasche gesteckt hatte, war ihm klar gewesen, dass er am Ende doch etwas davon nehmen würde. Er öffnete die Tüte und sah, wie Kurts Augen aufleuchteten, als er einiges von dem Pulver auf den Klodeckel streute. Als Nächstes holte er eine Rasierklinge aus der Brusttasche seines schwarzen Oberhemdes. Mit der Rasierklinge teilte er das Pulver in vier gleichlange Linien von etwa anderthalb Zentimetern auf. Er brauchte dafür weniger als dreißig Sekunden, und er konnte feststellen, dass sein neuer Kumpel zutiefst beeindruckt war.

»Willst du zuerst?«, fragte er.

Die Antwort war ein entschiedenes Ja. Kurt hielt bereits einen kurzen, rot-weiß gestreiften Plastikstrohalm in der Hand und war bereit. Noch vor wenigen Minuten hatte er Sprite durch den Strohhalm gesogen. Er hatte sicher nicht zu hoffen gewagt, dass er ein stärkeres Stimulans finden würde.

»Treten Sie zur Seite, guter Mann«, sagte er übertrieben förmlich. Dann kauerte er sich auf den Fliesenboden, steckte sich ein Ende des Strohhalms in ein Nasenloch, drückte das andere mit einem Finger zu und saugte die erste Linie auf. Er inhalierte sie in einem einzigen langen Zug, ließ sich dann in der Hocke nach hinten kippen und blinzelte mehrmals. Er wischte sich die Nase mit dem Handrücken ab und schniefte heftig, um auch die letzten Reste aufzusaugen, die vielleicht noch am Rand seines Nasenlochs klebten.

»Das ist hervorragender Shit, Mister Cash. Oh ja. Sehr guter Shit«, sagte er. Dann hielt er Johnny den Strohhalm hin. Johnny nahm ihn, ging in die Hocke, beugte sich über den Klodeckel und sog die zweite Linie auf.

Draußen öffnete jemand die Tür der Herrentoilette. Johnny hörte Schritte. Stiefel klackten auf den Fliesen. Er hatte gerade die erste Linie inhaliert und blinzelte heftig, während er versuchte, den Drang zu kontrollieren, laut zu rufen, wie gut dieser Shit war.

Die Person außerhalb der Kabine ging langsam über den Fliesenboden. Johnny lugte unter der verriegelten Tür nach draußen und sah ein Paar abgewetzter schwarzer Stiefel, die an der ersten Kabine vorbeigingen. Vor der Tür, hinter der er und Kurt Cobain kauerten wie Schüler mit einem Tittenmagazin, blieben die Stiefel stehen. Johnny Cash sah zu Kurt, der genauso besorgt dreinschaute wie er. Vom Sicherheitsdienst auf dem Hotelgelände beim Konsum illegaler Substanzen erwischt zu werden, hätte die Disqualifikation vom Gesangswettbewerb zur Folge, daher waren sie sich auch ohne Absprache einig, dass sie sich absolut still verhalten mussten.

Kurt wusste, was auf dem Spiel stand.

Johnny beobachtete mit zunehmendem Horror, wie die Stiefelspitzen, die unter dem Türspalt zu sehen waren, sich in ihre Richtung drehten. Eine schreckliche Pause folgte. Dann ertönte ein

leiser dumpfer Laut, als die Person draußen gegen die Tür drückte und feststellte, dass sie verriegelt war. Johnny blickte zu Kurt, der eine Hand auf seine Nase presste und sich zweifellos die größte Mühe gab, nicht zu schniefen.

Die Stiefel traten zurück, erst der linke, dann der rechte. Johnny musste sich tiefer hinabbücken, um sie weiterhin sehen zu können, während sie sich aus seinem Sichtfeld zurückzogen. Eine Sekunde, nachdem er den Kopf gesenkt hatte, flog die Tür auf, wobei das Schloss mit einem lauten Krachen den Geist aufgab. Die Tür erwischte Johnny an der Stirn und schleuderte ihn nach hinten. Er landete neben der Kloschüssel auf dem Hintern. Erschrocken blickten er und Kurt hoch und gewahrten einen ganz in Schwarz gekleideten Mann, der auf sie herabsah. Er trug eine Sonnenbrille und hatte eine schwarze Kapuze über den Kopf gezogen.

Kurt ergriff als Erster das Wort. »Hey, Mann, was fällt dir ein?«, fragte er mit einem beleidigten Winseln. »Wäre doch möglich, dass wir hier drin bloß in Ruhe scheißen wollen!«

Der Eindringling antwortete mit rauer Stimme. »Tatsächlich? Ihr beiden?«

»Nun ja, *nein*.«

»Hör mal, Kumpel«, sagte Johnny und rieb seine Stirn, wo die Tür ihn getroffen hatte. »Es gibt hier noch genügend freie Kabinen, okay?«

»Bist du Johnny Cash?«

»Ja.«

»Und du Kurt Cobain?«

»Ja, das ist er.«

Johnny deutete auf Kurt.

»Gut.«

Der Knabe schien es nicht eilig zu haben, in eine andere Kabine zu gehen, und die Situation wurde ein wenig peinlich. Johnny entschloss sich zu einem Friedensangebot.

»Willst du auch etwas von dem Koks? Wir haben noch zwei Lines übrig.«

»Nein.«

Eine unbehagliche Pause setzte ein, während sie darauf warteten, was der Mann als Nächstes tun würde. Er betrachtete sie unverwandt durch seine Sonnenbrille. Kurt kniete immer noch neben der Kloschüssel auf den Fliesen und Johnny saß noch immer auf seinem Hintern auf der anderen Seite.

Das Kokain war mittlerweile in Johnnys Kreislauf gelangt und rauschte wie flüssiges Selbstvertrauen durch seine Adern. Er war verdammt noch mal unbesiegbar. Es wurde Zeit, dieses Arschloch loszuwerden.

»Wenn du nichts haben willst, dann mach die verdamnte Tür zu und hau ab.«

Der Mann ignorierte ihn und deutete auf Kurt Cobain. »Komm her«, knurrte er. Die Stimme klang beängstigend kalt und völlig gefühllos.

Kurt kämpfte sich auf die Füße und runzelte die Stirn. »Was will –«

CRACK!

Ohne Vorwarnung boxte der Mann Kurt auf die Nasenspitze. Der Hieb war ein solider gerader Jab mit der rechten Faust, und er traf mit entsetzlicher Wucht. Die Nase des Sängers explodierte in einer Blutfontäne, und er kippte nach hinten und schlug mit dem Kopf auf dem Klodeckel auf. Johnny verfolgte voller Grauen, wie sein Kumpel zu Boden ging. Dann schaute er wieder zu dem Eindringling hoch. Der Mann bückte sich, grub eine Hand in seine fettigen Haare und zog ihn bis in Augenhöhe hoch.

»Was willst du?«, stammelte Johnny und wiederholte die Worte seines Gefährten. Er befand sich dicht genug vor seinem unerwünschten Gast, um sein eigenes Spiegelbild in den Gläsern der Sonnenbrille zu erkennen. Seine Selbstsicherheit hatte sich schlagartig verflüchtigt. Er hatte nur noch Angst.

Mit der Hand immer noch in Johnnys Haar, drehte der Mann seinen Kopf herum und deutete nach unten auf die Toilette.

»Schnupf den Rest von deinem Shit weg.«

»Hä?«

»Schnupf's weg.«

Während er das sagte, lockerte er den Griff in Johnnys Haar und drückte seinen Kopf nach unten in Richtung Klodeckel. Johnny gehorchte und ging auf die Knie, um die beiden verbliebenen Linien Kokain zu inhalieren. Er hob den rot-weiß gestreiften Strohhalm auf, der neben der Toilette auf den Boden gefallen war, und hielt ein Ende dicht über eine der Linien aus weißem Pulver. Seine Hände zitterten. Er hatte das entsetzliche Gefühl, dass der Mann hinter ihm seinen Kopf auf den Klodeckel schmettern würde, sobald er anfang, das Kokain aufzusaugen.

Aber Scheiße, welche andere Möglichkeit hatte er denn?

Er beugte sich langsam vor und schob ein Strohhalmende in sein linkes Nasenloch. In diesem Moment – genau so wie er es erwartet hatte – schlug ihn der Mann mit voller Wucht auf den Hinterkopf. Der Hieb trieb ihm den Strohhalm tief in die Nase und in seinen Schädel. Er spürte den kalten Schmerz nur für eine Millisekunde. Dann krachte seine Nase auf den Klodeckel und Knochensplinter bohrten sich in sein Gehirn und töteten ihn auf der Stelle.

SECHZEHN ♦

Invincible Angus war in seinen besten Zeiten ein ziemlich zornig aussehender Bursche. Das traf jedoch nicht auf diesen Moment zu. Sein Gesicht zuckte vor rasender Wut, als er hörte, dass sein Zimmer jemand anderem überlassen worden war. Darüber hinaus hatte die Empfangsdame ihm einen an sein Alias Mr. Claude Balls adressierten Umschlag überreicht, den jemand abgegeben hatte. Das hätte seine Laune eigentlich aufbessern sollen, aber als er den Umschlag entgegennahm, sah er auf Anhieb, dass jemand sich daran zu schaffen gemacht hatte. Zudem gab niemand an der Rezeption zu, ihn geöffnet zu haben. Sie beschworen, dass die Person, die sein Zimmer jetzt bewohnte, ihn in diesem Zustand abgegeben hatte.

Nun hatte Angus in seinem Leben eine ganze Menge Leute gefoltert. Manchmal aus Vergnügen, zugegeben, aber doch sehr oft, um Informationen zu erhalten, und dank dieser Erfahrung hatte er gelernt zu erkennen, wann jemand ihn verscheißerte. Und das Empfangspersonal im Hotel hatte einfach zu viel Angst vor ihm, um ihn anzulügen. Dessen war er sich zu hundert Prozent sicher. Tatsache war jedoch, dass der Umschlag immer noch die Fotos und die Liste mit den Namen seiner Zielpersonen enthielt. Der einzige Haken war nur, dass das Geld verschwunden war. Stephanie, die Empfangsdame, informierte ihn nervös darüber, dass keine Zimmer mehr frei waren, und schlug ihm vor, sich in der nächsten Bar einen Drink zu genehmigen – natürlich auf Kosten des Hauses –, während sie sich bemühte, ein anderes Zimmer für ihn zu finden. Er erkannte, dass sie ihr Bestes tun würde, denn er hatte es erfolgreich geschafft, sie und das restliche Personal inklusive der Sicherheitsleute gründlich einzuschüchtern. Schließlich geschah es nicht allzu oft, dass ein eins neunzig großer Berufskiller ins Hotel kam und feststellen musste, dass das Zimmer, das er reserviert hatte, einem anderen Gast zugeteilt worden war.

Auf dem Weg zur Bar öffnete Angus den Umschlag und blätterte die Fotos durch. Danach warf er einen Blick auf den Zettel mit den Namen der Zielpersonen. Er hatte so lange überleben können, weil er einen guten Instinkt hatte, und dieser Instinkt hatte ihm von Anfang an signalisiert, dass dieser Job für ihn der völlig falsche war. Sicher, die meisten seiner Auftraggeber waren Arschlöcher – das war eine Tücke seines Gewerbes –, aber der Typ, der ihm diesen Job angeboten hatte, gehörte zur schlimmsten Sorte. Er behauptete, sein Name sei Julius, aber das war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gelogen.

Sogar nach den Maßstäben der düsteren Welt des professionellen Killers kam dieser Julius als extrem unzuverlässig herüber. Angus hatte es in seinem Gesicht erkannt, sobald sie zusammengetroffen waren. Er troff geradezu vor Falschheit und hielt höchstwahrscheinlich wichtige Informationen zurück. Zudem schien er zu der Sorte zu gehören, die den Job mehr als nur einem Profikiller anbot, nur um sicherzugehen, dass er erfolgreich ausgeführt wurde. Diese Typen waren immer schlecht fürs Geschäft. Das hieß, dass andere Auftragsmörder herumschlichen und sich höchstwahrscheinlich sowohl gegenseitig als auch die eigentliche Zielperson ausschalteten. Und nur der Letzte, der noch am Leben war, würde für den Job bezahlt. *Das heißt, wenn er nicht am Ende auch noch aufs Kreuz gelegt wurde*, dachte Angus wütend. Normalerweise hätte er einen Auftrag, an dem derartige Faktoren beteiligt waren, abgelehnt, aber er steckte zurzeit in einem finanziellen Engpass, daher meinte er in diesem Fall, dass der Lohn das Risiko wert war. Dennoch, seit er den Job übernommen hatte, wurde er von einer Pechsträhne heimgesucht, was meistens immer dann geschah, wenn er einen Auftrag annahm, der ihm nicht gefiel.

Aber von einem war er überzeugt: Julius war aalglatt und seine Motive waren völlig unklar. Angus hatte sich nur unter der Bedingung, dass er eine Vorauszahlung von zwanzigtausend

Dollar erhielt, bereit erklärt, für ihn zu arbeiten. Er war zuversichtlich, dass er den Job erledigen würde, aber selbst für den unwahrscheinlichen Fall, dass irgendetwas schiefging, würde er mit den zwanzig Riesen eine fällige Schuld bei einigen ziemlich unangenehmen Gangsterbossen bezahlen können. Den Auftrag erfolgreich zu erledigen, würde ihm weitere dreißigtausend Dollar einbringen, aber ohne Anzahlung bestand die entfernte Chance, dass er überhaupt nicht bezahlt wurde. Es war ein Risiko, dass er nicht eingehen wollte.

Das andere Ding, das ihn beschäftigte und ihn davon überzeugt hatte, dass sein Job entweder unter einem schlechten Stern stand oder eine Falle war, durfte wohl die Neuigkeit sein, dass das Zimmer, das er gebucht hatte, einem Typen namens Sanchez Garcia überlassen worden war. Nur weil er, Angus, ein wenig verspätet eingetroffen war. Dieser Mann war es, der angeblich den Umschlag an der Rezeption abgegeben hatte. Es erschien naheliegend, dass dieser Sanchez Garcia jetzt im Besitz der Vorauszahlung war und alle Details des Auftrags kannte. Vielleicht war er sogar ein anderer Profikiller?

Während ihm diese Dinge durch den Kopf gingen, kam Angus durstig und ausgesprochen übellaunig und frustriert in die Bar. Und in diesem Moment sah es so aus, als wäre seine Pechsträhne zu Ende. An einem Tisch in einer der hinteren Nischen der Lounge saß ein kleiner Schwarzer in einem violetten Anzug. Angus erkannte ihn sofort: Julius, der zwielichtige Bastard, der ihn engagiert hatte. Ein kahlköpfiger kleiner Bursche, der jeden Augenkontakt vermied, sobald ihm eine Frage gestellt wurde. Vielleicht konnte er erklären, was zum Teufel im Gange war. Oder wenigstens mit weiteren zwanzig Riesen rüberkommen.

Angus ging hinüber zu Julius' Tisch. Auf dem Weg dorthin rief er der Bardame zu: »Hey, Schlampe, bring mir mal einen doppelten Scotch on the rocks.«

Valerie, zutiefst entrüstet, betrachtete ihn von unten bis oben, wobei sie sich beinahe den Hals verrenkte. Ihr Mund klappte in einem überraschten »Ohhh« auf, als sie seine Größe realisierte. Wie die meisten Menschen, von denen er etwas verlangte, beschloss sie sofort, ihm seinen Wunsch zu erfüllen.

Angus entschied sich für einen Stuhl an Julius' Tisch, ihm direkt gegenüber. Zuerst schien der James-Brown-Imitator überrascht zu sein, ihn an diesem Ort zu sehen, doch dieser Eindruck verflog sehr schnell. Er nahm eine Flasche Shitting Monkey vom Tisch und trank einen Schluck. So etwas taten viele Leute und versuchten, besonders lässig auszusehen, wenn Angus sie einschüchterte. Es bereitete ihm ein bösesartiges Vergnügen, genau zu wissen, dass Julius trotz seiner betont lässigen Haltung wahrscheinlich im Begriff war, sich in die Hose zu scheißen. Der Killer warf den Umschlag mit den Fotos und der Todesliste auf den Tisch, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und starrte Julius drohend an, sein Gesicht zu einer zornigen Fratze verzerrt. »Wo sind die verdammten zwanzig Riesen?«, knurrte er. Sein roter Spitzbart zitterte bei diesen Worten.

Julius stellte die Bierflasche auf den Tisch und schluckte. »Du kommst zu spät«, sagte er. Falls er so etwas wie Angst hatte, zeigte er es nicht. »Ich habe den Auftrag jemand anderem gegeben.« »Wie bitte?«

»Du bist nicht pünktlich erschienen. Jemand anders hat jetzt den Kontrakt. Du hättest besser zuhören sollen, als ich erklärte, wie wichtig es ist, pünktlich hier zu sein.«

»Ich hör dir ja noch nicht einmal jetzt richtig zu, du langweiliger Arsch.«

»Nun, das ist dein Problem.«

Angus ballte frustriert die Fäuste. »Dämlicher Wichser«, grollte er und starrte den Sänger drohend an.

»Tut mir leid, Mann. Wer rastet, der rostet.«

Angus beugte sich über den Tisch und drang in seine persönliche Distanzzone ein. »Weißt du, ich bin mir ganz und gar nicht sicher, dass du derjenige bist, als der du dich anscheinend ausgibst.

Also achte lieber darauf, wie du mit mir redest, arschloch.«

In diesem Moment erschien Valerie an ihrem Tisch und blieb dicht hinter Angus' Schulter stehen. Sie beugte sich über ihn und stellte ein kleines rundes Silbertablett auf den Tisch. Darauf befand sich sein doppelter Scotch on the rocks. Das Eis schmolz sehr schnell und gab leise zischende Geräusche von sich, die die Stille zwischen den beiden Männern zu unterstreichen schienen.

»Ich übernehme das«, bot Julius großzügig an. In seinem Gesicht versammelten sich Sorglosigkeit und Unaufrichtigkeit.

»Sehe ich so aus, als würde ich bezahlen?«

Julius lehnte sich freundlich lächelnd über den Tisch und reichte Valerie zehn Dollar. Sie nahm das Geld und verstaute es in einer schwarzen Tasche vorne an ihrem Rock. Dann war sie so vernünftig, schnellstens den Rückzug anzutreten.

»Danke«, sagte Angus verkniffen, griff nach dem Glas und trank einen Schluck. Die Eiskwürfel verschoben sich und drückten gegen seinen Spitzbart. Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken trocken, während er das Glas aufs Tablett stellte. »Also – wo zum Teufel sind meine zwanzig Riesen? Ich schätze, die schuldest du mir auf jeden Fall schon mal dafür, dass ich den weiten Weg hierhergekommen bin.«

»Ich weiß nicht, welches Spiel du spielst, Mister Balls«, Julius betonte den Namen mit unverhohlenem Spott, »aber die zwanzig Riesen waren in dem Umschlag. Zumindest waren sie es, als ich ihn unter deiner Zimmertür durchschob. So wie ich es sehe, schuldest du mir jetzt zwanzigtausend.«

»Fick dich doch ins Knie. Die Tussi am Empfang erzählte mir, das Zimmer sei einem Typen namens Sanchez Garcia gegeben worden. Weshalb zum Teufel ist er hier?«

zum zweiten Mal wirkte Julius ehrlich überrascht. »Wer ist das?«

»Das möchte *ich* gerne wissen. Ist er der Mann, dem du den Job gegeben hast?«

»Scheiße, ich kenne den richtigen Namen des Mannes gar nicht, dem ich den Job gegeben habe. Nur dass er den meisten Leuten als Bourbon Kid bekannt ist. Er hat nicht viel dafür übrig, mit seinem richtigen Namen hausieren zu gehen.«

»Der Bourbon Kid, hä? Dieser Wichser also. Nun, hat er den Job schon erledigt? Denn ich bin jetzt hier und bereit anzufangen.«

Julius seufzte, dann zuckte er sorglos die Schultern. »Wenn man seinem Ruf trauen darf, dürfte der Job in etwa zehn Minuten erledigt sein.«

»Nun, das werden wir sehen.« Angus griff nach seinem Scotchglas, trank den Rest und zermalmte anschließend die Eiskwürfel zwischen den Zähnen, als wollte er Julius mit seiner Fähigkeit beeindrucken, niedrige Temperaturen zu ertragen. Dann stellte er das Glas unsanft zurück auf das Tablett und erhob sich.

»Ich suche erst mal diesen Sanchez Garcia und hol mir meine zwanzig Riesen zurück. Danach erledige ich den Job, wegen dem ich hergekommen bin.« Er verlieh dem Wort »erledige« einen besonders drohenden Klang.

»Viel Glück dabei.«

Angus konnte über Julius nur den Kopf schütteln. Dieser kleine Scheißer tat so, als ginge ihn das alles gar nichts an. Sein Verdacht, dass es besser wäre, sich nicht mit diesem Kerl einzulassen, hatte sich bestätigt. Er war sich nicht sicher, über wen er sich am meisten ärgern sollte, während er zurück ins Foyer stürmte. Seine Wut an Julius auszulassen, wäre reine Zeitverschwendung. Da war Sanchez Garcia ein viel besseres Ziel für seinen Frust.

Es wurde Zeit, dass er sich einen neuen Plan zurechtlegte.

SIEBZEHN ♦

Sanchez wurde von dem üblen Geruch überwältigt, den Otis Reddings Leiche verströmte. Der Anblick des Körpers hatte bei ihm bereits Übelkeit ausgelöst, und der Gestank in der Enge des Fahrstuhls machte es nur noch schlimmer. Und die Leiche schien ihn direkt anzustarren. Sie hatte außerdem die Augen eines Irren. Er versuchte überall hinzusehen, nur nicht in diese Augen, aber egal wohin er blickte, er konnte sie auf sich gerichtet sehen und spürte, wie sie sich in ihn hineinbrannten. Und jedes Mal, wenn er den Blick erwiderte, schienen sie größer geworden zu sein. Er verspürte den unwiderstehlichen Drang, Otis in sein rundes Gesicht zu schlagen und ihn anzubrüllen, er solle endlich aufhören ihn anzustarren, aber er hatte so eine Ahnung, dass Elvis das nicht dulden würde.

Er versuchte auch, sich bewusst zu machen, dass es im Augenblick wichtigere Dinge gab, mit denen er sich befassen sollte.

Während der Fahrstuhl dem Parterre entgegensank, hoffte und betete Sanchez, dass Elvis einen Plan hatte, wie er sie aus ihrer misslichen Lage befreite. Wenn es darum ging, Leichen loszuwerden oder einen Mordverdacht von sich abzulenken, war Elvis sicherlich einer der Qualifiziertesten. Schließlich verdiente er sich damit seinen Lebensunterhalt. Es musste eine schriftliche Anleitung geben, wie man in solchen Situationen am besten verfuhr.

»Scheiße, Mann. Verdammt, was machen wir jetzt?«, fragte Sanchez. Er konnte den verzweifelten Wunsch nicht kaschieren, dass Elvis das Kommando übernehmen sollte.

»Hilf mir, ihn aufzuheben«, sagte Elvis. Er bückte sich, schob einen Arm unter die rechte Achselhöhle der Leiche und hievte seine Seite von ihr hoch.

Nach kurzem Zögern ergriff Sanchez den linken Arm und zog. »Was tun wir jetzt?«

»Du kennst doch diesen Film *Immer Ärger mit Bernie*, nicht wahr?«

»Ja.«

»Genau das tun wir auch.«

»Wir nehmen ihn mit zum Wasserskifahren?«

»Nein, du Schwachkopf. Wir tun so, als sei er betrunken und wir würden ihn tragen. Dann legen wir seine Leiche irgendwo ab, wo niemand sie findet. Wenn es keine Leiche gibt, können wir auch nicht beschuldigt werden, ihn ermordet zu haben. Im Augenblick wissen nur diese Sicherheitstypen, die uns gesehen haben, dass er nicht betrunken war oder ist. Wenn wir die Leiche verstecken können, ehe sie uns aufstöbern, erzählen wir ihnen, dass er irgendein Säufer im Fahrstuhl war und im zweiten Stock ausgestiegen ist.«

Sanchez liebte Elvis. Der Plan war ziemlich beschissen, aber er war um einiges besser als alles, was ihm in einer so kurzen Zeit hätte einfallen können. Und da Sanchez im Augenblick an nichts anderes denken konnte, als dem Toten ein paar Ohrfeigen zu versetzen, war es eine Erleichterung zu wissen, dass er alles unter Kontrolle hatte: Elvis war so verdammt cool und geriet nie wegen irgendetwas in Panik. Er war nicht sonderlich clever oder gerissen, aber er war unglaublich selbstsicher und besaß alle Qualitäten eines geborenen Führers. Jeder, den er kennenlernte, erwärmte sich auf Anhieb für ihn und tat alles, um seine Sympathie zu gewinnen. Seine Anerkennung und seine Freundschaft waren die beiden Dinge, die die meisten Leute wertschätzten, und das traf erst recht auf Sanchez zu.

Sobald sie Otis Redding auf die Füße gehievt hatten, legte jeder sich einen seiner Arme auf die Schultern, um den Eindruck eines Betrunkenen zu erwecken, der von zwei Freunden gestützt wird. Es war ein Segen, dass an ihm keine Blutspuren zu sehen waren. Offenbar hatte er nur ein gebrochenes Genick und eine Riesenschweinerei in der Hose. Die Verletzung unterstützte das

Bild eines Betrunkenen, denn die leiseste Bewegung von Elvis und Sanchez bewirkte, dass sein Kopf unkontrolliert hin und her schwang. Natürlich landete sein Kopf zuerst auf Sanchez' Schulter, sodass die blicklosen Augen den Barbesitzer anstarrten. *So ein Bastard.*

Der Fahrstuhl kam im Parterre an und die Tür öffnete sich mit einem leisen Knirschen. Es klang für Sanchez ohrenbetäubend, und er betete innerlich, dass niemand in der Nähe war. So viel Glück war ihnen jedoch nicht beschieden. Zwei Personen warteten im Flur, ein älteres Ehepaar, beide in den Siebzigern und sehr elegant gekleidet, als wären sie unterwegs zur Kirche. Der Mann trug einen gut geschnittenen grauen Anzug und seine Frau ein konservatives blaues Kleid. Zweifellos war der Aufenthalt für sie eine ganz große Sache, und sie wollten dabei so gediegen wie möglich aussehen. Zuerst reagierten sie geschockt, als sie verfolgten, wie Elvis und Sanchez Otis Redding aus dem Fahrstuhl bugsierten. Die Füße des Toten schleiften über den Fußboden. Als sie an dem Ehepaar vorbeikamen, zwinkerte Elvis der Frau zu.

»Es ist alles okay, Ma'am«, sagte er beruhigend, wobei seine tiefe Stimme seinem freundlichen Lächeln zusätzlich Wärme verlieh. »Er hat ein wenig zu tief ins Glas geschaut.«

Die alte Frau lächelte und sie und ihr Mann unterdrückten ein Kichern, während sie in den Fahrstuhl traten. Sie verfolgten, wie Elvis und Sanchez Otis Redding durch den Korridor schlepten, während sie darauf warteten, dass sich die Fahrstuhltür schloss. Was für ein reizender junger Mann. Und was für ein guter Freund für seinen außer Gefecht gesetzten Gefährten. Dann drang ihnen der Gestank in die Nasen.

Sanchez und Elvis kamen an weiteren Hotelgästen vorbei, als sie den Weg zur Lobby einschlugen. Elvis beeilte sich, allen zu erzählen, dass Otis nur betrunken sei. Es gelang ihm, jeden zu überzeugen, und einige lachten sogar, wenn auch leise, damit sie den Mann, in dem sie einen Otis-Redding-Imitator zu erkennen glaubten, bloß nicht aufweckten.

»Wohin wollen wir denn, Mann?«, fragte Sanchez mit weinerlicher Stimme. »Dieser Kerl ist verdammt schwer!«

»Dort hinein«, sagte Elvis und deutete auf eine Tür auf der rechten Seite des Korridors. Es war eine graue Tür mit einem kleinen Schild, auf dem ein schwarzes Strichmännchen zu erkennen war, das darauf hinwies, dass sie sich in der Herrentoilette befanden. Wie immer konnte Sanchez den Plan hinter dieser Aktion nicht erkennen.

»Was ist? Musst du pinkeln?«, fragte er.

»Nein, Sanchez«, stöhnte sein Freund genervt. »Wir können ihn in eine der Kabinen setzen. Dort dürfte ihn für die nächsten Stunden niemand finden.«

»Oh. Ja. Ein guter Plan. Vor allem weil er so sehr nach Scheiße riecht.«

Sie zogen die Leiche zur Tür, und Sanchez schob sich rückwärts in den Raum. Otis und Elvis folgten, wobei Letzterer seinen Blick durch den Korridor wandern ließ, um sicherzugehen, dass niemand sie beobachtete. Offensichtlich hatten sie genau den richtigen Zeitpunkt erwischt, denn ihr seltsamer Toilettenbesuch verlief unbemerkt.

Zu seiner Erleichterung erkannte Sanchez, dass sich niemand in der Toilette aufhielt. Es war ein großer Raum, etwa fünfzehn Meter lang und fünf Meter breit. An der linken Wand erstreckte sich eine Reihe von acht Urinalen und auf der anderen Seite befanden sich sechs Toilettenkabinen.

Am Ende des Raums waren drei Waschbecken mit Spiegeln darüber zu sehen.

»In welcher Kabine sollen wir ihn deponieren?«, fragte er.

»In der ersten. Meinst du, ich will den Kerl länger schleppen als unbedingt nötig?«

Sanchez ging voraus und drückte mit dem Rücken die Tür der ersten Kabine auf, die sie erreichten. Elvis folgte und hielt dann Otis Redding alleine hoch, während Sanchez den Klodeckel herunterklappte, damit sie den Toten daraufsetzen konnten. Elvis ließ die Leiche auf den Deckel herab, und dann verbrachten die beiden ungefähr eine Minute damit, die Leiche dergestalt zu drapieren, dass sie aufrecht saß und nicht zur Seite kippte. Schließlich, nachdem

beide etwa zwanzig Sekunden gewartet und sich bereitgehalten hatten, notfalls zuzugreifen, falls der Tote ins Rutschen geriet, entschieden sie, dass er einen sicheren Sitz hatte und nur umkippen würde, wenn man ihn anstieß.

»Huuh!«, seufzte Sanchez. »Ich müsste jetzt wirklich pinkeln.«

»Gut. Verrichte dein Geschäft, während ich die Tür von innen verriegle und aus der Kabine klettere.«

»Cool.«

Sanchez verließ die Kabine und trat ans nächste Urinal an der gegenüberliegenden Wand. Er hörte, wie Elvis die Tür hinter ihm verriegelte, und dann, wie er leise murmelte, *Scheiße! Ich hab nicht richtig nachgedacht.*

Während er seinen Urin in das Porzellanbecken rinnen ließ, dämmerte es Sanchez, dass jemand, der aus einer Toilettenkabine klettern will, erst einmal auf die Kloschüssel steigen muss. Und das würde Elvis kaum schaffen, da Otis Redding darauf saß. Er hörte einigen Lärm, als sein Freund versuchte, den Weg nach draußen über die Tür zu nehmen. Das Poltern wurde von zahlreichen heftigen Flüchen begleitet.

Schließlich war Sanchez fertig, zog den Reißverschluss seiner Hose hoch und wandte sich um. Elvis sprang gerade hinter ihm auf den Fliesenboden und begann, sein goldenes Jackett abzuklopfen, wobei er nach möglichen Flecken auf den Schultern Ausschau hielt. Sanchez ging unterdessen zu den drei Waschbecken an der Stirnseite des Raums, drehte den Wasserhahn des mittleren auf und spülte sich sein Selbstgebrautes von den Händen.

»Sanchez«, rief Elvis hinter ihm. Sanchez blickte in den Spiegel über dem Waschbecken und sah, wie Elvis vor der zweiten Kabine stand. Es war die Kabine neben derjenigen, in die sie Otis Redding hineingesetzt hatten.

»Ja. Was ist los?«

»Schätze, du musst dir das mal ansehen.« Elvis starrte in die Kabine.

»Was ist denn da, verdammt noch mal? Eine Riesenwurst?«

»Viel schlimmer.«

Erstaunlicherweise hatte Elvis' Stimme einen besorgten Unterton, daher drehte Sanchez den Wasserhahn zu und schüttelte seine Hände trocken. Dann ging er hinüber zu Elvis. Noch ehe er die zweite Kabine erreichte, sah er, dass sie ein neues Problem hatten.

»Hey, was ist das da auf dem Boden?«, fragte er.

»Blut«, antwortete Elvis.

»Blut? Von Otis Redding?«

»Nee.«

Unter der Tür der Kabine, die halb offen stand, hatte sich eine kleine Blutpfütze gebildet. Langsam, aber stetig wurde die Pfütze mit jeder Sekunde größer. Sanchez' Schritte wurden zögernder, als er sich seinem Freund näherte, und als er ihn erreichte, warf er einen Blick um die Türkante.

»Heilige verdamnte Scheiße!«

Was Elvis entdeckt hatte, waren zwei weitere Leichen. Ein Typ, der aussah wie ein Penner, lehnte an der Wand neben der Kloschüssel. Der andere Typ, ganz in Schwarz gekleidet, lag mit dem Rücken auf dem Boden und hatte die Füße auf dem Toilettensitz. Blut rann aus einer Wunde in seinem Hinterkopf, was die sich ausbreitende Pfütze erklärte.

»Das verdamnte Blut war noch nicht da, als wir reinkamen«, stellte Sanchez mit zitternder Stimme fest. Ein Würgen stieg wieder in ihm hoch.

»Ich glaube, ich habe einen der Typen gestreift, als ich aus der Kabine geklettert bin.«

»Scheiße! Was zur Hölle ist in diesem verdamnten Laden im Gange?« Sanchez war aus seiner Bar, dem Tapioca, den Anblick von Toten gewöhnt, aber so etwas gehörte nicht in ein teures,

seriöses Hotel. In diesem Laden fand man Leichen, wohin man schaute.

Der Tote an der Wand trug einen schmutzigen Pullover und ausgefranzte Jeans. Sein Gesicht war mit Blut besudelt, das größtenteils von seiner gebrochenen Nase und einigen herausgebrochenen Zähnen stammte. Das fettige Haar war ebenfalls mit dunkelroten Strähnen durchsetzt. Der grässliche Anblick erhielt eine Steigerung durch die Augen, die sich, obgleich offen, so weit verdreht hatten, dass von ihnen nur noch das Weiße zu sehen war. *Wenigstens war er kein Gaffer wie Otis Redding.* Sanchez vergeudete nicht allzu viel Zeit damit, ihn anzustarren. Der andere Typ auf dem Boden war ein wenig älter und hatte volles dunkles Haar. Seine Augen hatten sich ebenfalls verdreht und seine Frisur war völlig in Unordnung. Während Sanchez ihn betrachtete, legte Elvis ihm eine Hand auf die Schulter.

»Weißt du eigentlich, wer das ist?«

»Hä?«

»Kurt Cobain und Johnny Cash. Zwei von den Typen auf der Todesliste in dem Umschlag.«

Natürlich hatte er Recht. Sanchez konnte nicht fassen, dass er es nicht erkannt hatte.

»Scheiße. Dieser Balls muss die beiden hier ebenfalls alle gemacht haben. Donnerwetter.«

»Ja. Wir müssen schnellstens von hier verschwinden, Sanchez. Wir sind jetzt in einer Toilette zusammen mit den ersten drei Opfern von der Todesliste. Wenn uns jemand hier findet, vor allem nachdem wir dabei gesehen wurden, wie wir den guten alten Otis durch die Gegend geschleift haben, stecken wir ganz tief in der Scheiße.«

Auch das war richtig. Dies war wirklich nicht der angenehmste Aufenthaltsort, und obgleich sie an alldem nicht die geringste Schuld traf, waren sie die Hauptverdächtigen. Hinzu kam, dass Elvis ein professioneller Mörder war.

Aber ehe sie Gelegenheit hatten, sich aus dem Staub zu machen, hörten sie, wie die Tür zur Toilette aufging. Elvis packte Sanchez am Arm und zerrte ihn in Kabine drei. Er schloss die Tür hinter sich und rückte den anderen Mann auf den Toilettensitz. Der entsetzte Barbesitzer war klug genug, keinen Ton von sich zu geben, aber Elvis legte trotzdem einen Finger auf die Lippen und schüttelte beschwörend den Kopf. Sanchez fand das höchst überflüssig. Er wusste selbst, wann er sich still zu verhalten hatte. Er wollte einen entsprechenden Kommentar abgeben, jedoch hörten sie in diesem Moment die Schritte von zwei Männern auf dem Fliesenboden des Toilettenraums. Während sie offensichtlich zu den Urinalen gingen, hoffte Sanchez inständig, dass die neuen Besucher das Blut nicht entdeckten, das aus Kabine zwei hervorsickerte, und beschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen.

ACHTZEHN ♦

Emily hatte Jahre damit verbracht, sich auf diesen, ihren großen Moment vorzubereiten: die Chance, sich einen Namen zu machen und sich einen Vertrag als Bühnenstar im Hotel Pasadena zu erkämpfen. Sie wünschte sich, ihre Mutter wäre da, um an dem aufregenden Ereignis teilhaben zu können. Sie in ihrer Nähe zu wissen, hätte ihr auch geholfen, halbwegs die Ruhe zu bewahren. Ihre Mutter Angelina war viele Jahre lang als erfolgreiche Varietékünstlerin herumgereist, und Emily hatte schon sehr früh den Wunsch gehabt, so wie sie zu sein und ein Publikum zu verzaubern. Schon als junges Mädchen hatte sie dank der Reisen ihrer Mutter schon sehr viel von der Welt gesehen. Es war eine wundervolle Jugend gewesen, in der sie tausende von interessanten Menschen aus allen Bereichen des Lebens kennengelernt hatte. Gerne erinnerte sie sich daran, wie gut sie sich stets mit dem Hotelpersonal verstanden hatte und wie beeindruckt die Angestellten immer vom Gesang ihrer Mutter gewesen waren. Angelina sang wunderschön und verfügte über eine erstaunliche stimmliche Ausdruckskraft. Ihre Wandlungsfähigkeit versetzte sie in die Lage, viele alte klassische Songs fast genauso darzubringen wie die ursprünglichen Interpreten, ganz gleich wie schwierig es war. Auf den Bühnen jedoch, auf denen ihr größere Freiheit gewährt wurde, konnte sie die Songs auch auf ihre eigene Art und Weise Interpretieren und tat dies auch nicht weniger überzeugend als ihre Vorbilder.

Sie hatte Emily von ihrer frühesten Kindheit an stets ermutigt, in ihre Fußstapfen zu treten, und war ihr eine gewissenhafte Lehrerin gewesen. Vor allem erinnerte Emily sich daran, wie sie oft in den Kulissen stand, ihrer Mutter bei ihren Auftritten zuhörte und zusah und sich wünschte, sie könne genauso sein wie sie. Jetzt bekam sie die Chance dazu.

Ihre gemeinsame Reisezeit hatte vor zwei Jahren ihr Ende gefunden. Angelina war, wie sie anfangs annahm, an einer Halsinfektion erkrankt, doch es stellte sich als etwas viel Schlimmeres heraus. Nach Monaten, in denen sie immer wieder versucht hatte aufzutreten, es jedoch entweder gar nicht konnte oder Vorstellungen ablieferte, die weit unter ihrem Standard lagen, musste sie feststellen, dass sie Kehlkopfkrebs hatte. Sie war erst siebenundvierzig Jahre alt. Beide Frauen waren am Boden zerstört.

Emily übernahm sofort die Rolle der Ernährerin ihrer kleinen Familie, doch nahezu jeder Cent, den sie verdiente, wurde für die Pflege ihrer Mutter ausgegeben. Und es reichte nicht aus.

Schlimmer noch, ihre eigene Gesangskarriere stagnierte, weil Angelina zu krank war, um auf Reisen zu gehen. Daher hatte Emily im letzten Jahr an jedem noch so obskuren Gesangswettbewerb östlich von Little Rock teilgenommen in der Hoffnung, den großen Durchbruch zu schaffen. Und wenn sie nicht sang, arbeitete sie in Fast-Food-Restaurants, um ihren Lebensunterhalt zu sichern.

Mit einer aus Verzweiflung geborenen Hoffnung wusste Emily, dass sich ihr nun die Chance bot zu beweisen, dass sie tatsächlich in jeder Hinsicht fähig war, in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten. Noch besser wäre sicherlich, dass, wenn sie den

Back-From-The-Dead-Gesangswettbewerb gewann, ihre Geldsorgen ein Ende hätten. Und sie wäre ein Star. Genauso wie ihre Mom. Ihre Mutter hatte sie stets mit unerschütterlicher Beharrlichkeit unterstützt, hatte sie gedrängt, nach den Sternen zu greifen, und mit dieser Erinnerung und trotz ihrer Nervosität empfand sie einen unsäglichen Stolz, während sie auf ihren Auftritt wartete. Getrübt wurde dieses Gefühl nur durch ihre Trauer darüber, dass ihre Mutter sie niemals auf der Bühne erleben würde.

Teilnahmsvoll verfolgte sie von der Seitenbühne aus, wie ein John-Lennon-Imitator den Titel »Imagine« verhunzte. Sie hätte sich eigentlich kein besseres Vorprogramm für ihren eigenen

Auftritt wünschen können, trotzdem empfand sie aufrichtiges Mitleid mit ihm. Sie hatte mitbekommen, wie nervös er gewesen war, ehe er die Bühne betrat. Offensichtlich hatte er sich von seiner Nervosität überwältigen lassen, denn bereits in der ersten Textzeile des Songs traf er einen falschen Ton. Es hatte einige schlimme Auftritte während der Show gegeben, aber seiner war wohl der bei Weitem schlechteste. Zudem half es ihm in keiner Weise, dass die Jury ihn noch lange weitersingen ließ, obgleich sie seine Darbietung eigentlich hätte abbrechen sollen. Viele bessere Sänger und Sängerinnen hatten ihre Darbietung schon nach zwanzig oder dreißig Sekunden beenden müssen. Doch dieser arme Kandidat musste fast genauso lange singen wie Otis Redding, damit das Publikum sich länger als nötig an seinem Elend weiden konnte. Als der letzte Ton verklang, war das Urteil der Juroren verständlicherweise vernichtend. Emily taten die verletzenden Kommentare, mit denen sie ihn überschütteten, in der Seele weh. »Schätzchen, meine *Katze* singt genauso«, war das schlimmste Urteil der ansonsten eher wohlwollenden Lucinda.

Um sich an Böartigkeit nicht überbieten zu lassen, folgte Candy mit: »Meine Katze singt sogar *besser!*«

Nigel versetzte ihm dann den Todesstoß, indem er betont genervt sagte. »Ich habe gedacht, *meine Katze* hat sich soeben erhängt.«

Vielleicht waren die gehässigen Bemerkungen sogar ein Glück im Unglück, denn Emily sah zu ihrer Erleichterung, dass der junge Mann dem Publikum aufrichtig leidtat. Seine Nerven hatten ihm auch schon ohne die Gemeinheiten der Juroren genügend Schaden zugefügt. Daher war es ein gewisser Trost, hören zu können, wie Teile des Publikums die Kommentare der Juroren mit lauten Buhrufen quittierten. Dennoch stand eins zweifelsfrei fest: John Lennon würde es ganz sicher nicht bis ins Finale schaffen.

Während der am Boden zerstörte Beatle-Imitator die Bühne verließ, lächelte er Emily kurz an. Sie konnte erkennen, dass er kurz davor war, in Tränen auszubrechen.

»Das nächste Mal schneidest du ganz bestimmt besser ab«, sagte sie mit einem tröstenden Blick. »Ich glaube, ich mache mich auf die Suche nach Nigel Powells Katze und borge mir ihren Strick aus.«

Es erschien unpassend, über seinen Scherz zu lachen, aber auch unhöflich, es nicht zu tun, daher behielt Emily ihr mitfühlendes Lächeln bei und blickte gleichzeitig auf ihre Schuhe, um jeden weiteren Augenkontakt zu vermeiden.

Auf der Bühne war Nina Forina, die Präsentatorin der Show, damit beschäftigt, das Publikum anzuheizen und darauf vorzubereiten, dass Emily als Nächste auftreten würde. Nina war eine bezaubernde Blondine Anfang dreißig. Sie trug ein langes glänzendes Silberlamékleid, das ihre Schlankheit betonte und den Eindruck vermittelte, dass sie keinerlei weibliche Kurven besaß. Außerdem trug sie die gleiche orangefarbene Sonnenbräune zur Schau, die wahrscheinlich aus derselben Quelle stammte wie Nigel Powells.

Während Nina die Zuschauer mit launigen Bemerkungen in Stimmung brachte, entdeckte Emily einen Mann, der links von ihr im Schatten stand. Er starrte wie gebannt auf irgendetwas, das sie an sich hatte. Sie fühlte sich anfangs geschmeichelt, doch die Art, wie er sie ansah, hatte etwas Beunruhigendes. Er bemerkte anscheinend gar nicht, dass sie sein Starren bemerkt hatte, und jedes Mal, wenn sie wegsah, wusste sie, dass er den Blick immer noch auf sie gerichtet hatte, wenn sie wieder zu ihm hinüberschaute.

Nach einer Weile erkannte sie, dass sein Interesse weniger ihr selbst als *ihrem Kleid* galt.

Verunsichert schaute sie an sich herab, um nachzusehen, ob sie möglicherweise einen hässlichen Fleck auf ihrem Bühnenkostüm hatte. Aber alles schien in Ordnung zu sein. Auch ihre Schuhe waren okay. Sie glänzten immer noch, denn sie hatte sie erst vor einer halben Stunde noch einmal auf Hochglanz poliert. Sie waren ein wichtiger Teil ihres Kostüms und sie warf nacheinander

einen kurzen Blick über jede Schulter, während sie ihre Highheels nacheinander hochhob, um nachzusehen, ob irgendetwas an ihren Sohlen klebte. Sie waren makellos sauber.

Emily war, auch ohne dass der Fremde sie ständig angaffte nervös genug und beschloss, teils um ihre Nerven zu beruhigen, auch ihre Zöpfe zu überprüfen, obgleich ihnen der Mann keine Beachtung schenkte. Sie hatte große Sorgfalt darauf verwandt, ihr Haar zu flechten, sodass es vor ihren Schultern auf ihre Brust herabhing. Sie war überzeugt, dass sie genauso aussah, wie es ihr vorschwebte. Aber der Bewunderer – falls er wirklich so etwas war – erschütterte ihre Selbstsicherheit, ganz gleich ob es seine Absicht war oder nicht. Sie hatte ihre äußere Erscheinung an die einhundert Mal im Spiegel in der Garderobe überprüft, um sicherzugehen, dass sie nichts übersehen hatte. Also warum starrte sie dieser komische Vogel an?

Sie blickte noch einmal zu ihm hinüber. Er fixierte immer noch ihr blaues Kleid. Nun schien er sich auch noch für ihre Schuhe zu interessieren. *Jetzt reicht's*, dachte sie. *Dieser Kerl muss in seine Schranken verwiesen werden.* Höflich, aber bestimmt. Sie entschied, dass es wohl am besten wäre, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, um das Eis zu brechen. Vielleicht bekäme sie auf diese Art und Weise heraus, warum er sich so merkwürdig verhielt.

»Ziemlich blank, nicht wahr?«, rief sie ihm zu.

Der Mann hob den Kopf und sah ihr direkt in die Augen. Sie schenkte ihm ein Lächeln in der Hoffnung, dass es erwidert wurde. Das wurde es nicht. Stattdessen trat er aus dem Schatten, in dem er sich verborgen hatte. Unwillkürlich fühlte Emily sich plötzlich unwohl. Dieser Typ war unheimlich. Schlimmer noch, er war genau das, was sie vor dem wichtigsten Auftritt ihres Lebens überhaupt nicht brauchen konnte. Seine dunkle Kleidung erweckte den Anschein, als brächte er den Schatten mit, während er sich ihr näherte. Während er ins Helle trat, konnte Emily erkennen, dass er eine schwarze Kampfhose und eine schwarze Lederjacke mit einer Kapuze auf dem Rücken trug. Er ging an ihr vorbei und holte gleichzeitig eine dunkle Sonnenbrille aus einer Brusttasche seiner Jacke und setzte sie auf und versteckte so seine Augen.

Und dann war er weg.

Emily war froh, nur noch seinen Rücken zu sehen. Sie beschloss, ihn augenblicklich aus ihrem Bewusstsein zu streichen und sich wieder auf den Auftritt ihres Lebens zu konzentrieren. Das wurde ihr leicht gemacht, denn ein oder zwei Sekunden nach seinem Abgang hörte sie, wie Nina Forina begeistert ankündigte, dass sie endlich an die Reihe käme. »Ladys und Gentlemen, bitte begrüßen Sie unsere nächste Interpretin – Emily Shannon!«

Emily trat hinaus auf die Bühne, wo das Licht der Scheinwerfer von ihren roten Schuhen funkelnd reflektiert wurde. Sie blieb in der Bühnenmitte neben der Showmasterin stehen. Sofort begann das gesamte Publikum zu applaudieren, denn am Kostüm war klar zu erkennen, wen sie darstellte.

Nina nannte es für jeden, der nicht von selbst darauf gekommen war. »Emily singt jetzt ›Over the Rainbow‹ aus dem Film ›Der Zauberer von Oz‹. Bitte applaudieren Sie für – *Judy ... Garland!*«

NEUNZEHN ♦

Emilys Darbietung von »Over the Rainbow« versetzte Nigel Powell in eine gehobene Stimmung. Die junge Frau hatte die Stimme eines Engels. Ihr Auftritt war schlicht atemberaubend und brachte ihr völlig zu Recht die bisher längsten und lautesten Standing Ovationen des Tages ein. Sie hatte den anderen die Schau gestohlen, wie er es auch erwartet hatte. Und seine beiden Mitjuroren waren nur allzu bereit gewesen, sie mit Lob geradezu zu überschütten. Sie hatte sie nicht enttäuscht. Er hatte sie als einen der fünf Finalisten ausgewählt und hoffte im Stillen, dass sie am Ende den Wettbewerb gewinnen würde.

Powells huldvolle Stimmung nach ihrem Auftritt hielt jedoch nicht sehr lange an. Kurz nachdem Emily die Bühne verlassen hatte, erschien Tommy, der Chef des Sicherheitsdienstes, auf einer Bühnenseite und gab ihm ein Zeichen. Irgendetwas war nicht in Ordnung. Aber was? Er ließ eine zwanzigminütige Pause ansagen, um sich des Problems anzunehmen. Er hoffte, dass Tommy nicht wegen einer Bagatelle ein solches Aufheben machte.

Nachdem er die Bühne verlassen hatte, strebte Powell mit langen Schritten zu seinem Büro. Tommy schien es eilig zu haben, während er vorausging. Sie hatten die Hälfte des Weges dorthin zurückgelegt, und noch immer hatte der Sicherheitsmann seinen Chef nicht darüber aufgeklärt, warum er ihn vom Jurorentisch des *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerbs weggeholt hatte. Powell wurde allmählich ärgerlich.

Der Flur, der zu seinem Büro führte, war leer, aber angesichts der Tatsache, dass wegen der unvorhergesehenen Pause viele Zuschauer die Bars oder die Toiletten oder das Kasino des Hotels aufsuchen würden, war wohl davon auszugehen, dass dieser Bereich des Hotels sich schon bald mit lärmenden Gästen füllen würde. Tommy trieb seinen Arbeitgeber zur Eile. Das erboste Powell noch mehr. Was bildete sich Tommy ein, dass er es wagte, ihn zu hetzen?

»Warum haben wir es so eilig?«, fragte er und schaffte es nicht, seinen Zorn zu verbergen.

»Ich möchte nicht, dass uns jemand belauscht, Boss.«

»Ich hoffe für Sie, dass es um eine wichtige Angelegenheit geht, Tommy. Ich kann nicht jedes Mal, wenn Sie ein Schwätzchen halten wollen, die Show stoppen. Wir unterliegen einem verdammt engen Zeitplan, wissen Sie«, beschwerte Powell sich.

Er hatte noch immer keine Ahnung, weshalb er fast rannte, aber Tommy, der immer noch einen Vorsprung von mindestens einem Meter hatte, winkte ihn hastig weiter. Er kam sich vor wie die Zielperson eines Attentats, die von einem Leibwächter zu einem sicheren Ort gebracht wurde, und hoffte inständig, dass dies nicht der Fall wäre. Der Sicherheitsmann wurde jetzt noch schneller und verfiel sogar in einen leichten Trab, während er ihm über die Schulter etwas zurief.

»Ja, ich weiß. Aber heute Abend ist eine Menge geschehen, Boss.«

»Reden Sie schon.«

»Wir glauben, dass Otis Redding tot ist.«

Powell blieb wie angewurzelt stehen und Tommy rannte noch ein paar Schritte weiter, ehe ihm bewusst wurde, dass sein Arbeitgeber ihm nicht mehr folgte.

»Kommen Sie, Boss!«

»Otis Redding?«

»Ja.«

»Nein.«

»Doch. Es ist mein Ernst. Er ist tot. Ich habe vier Leute zu Sanchez Garcias Zimmer hinaufgeschickt, genauso wie Sie verlangt haben. Und dort oben sahen sie zwei Typen mit einer Leiche in einem der Fahrstühle. Sie glauben, es war Otis Redding.«

Zwei junge Zuschauer rannten von hinten kommend an Powell vorbei und rempelten ihn beinahe um in ihrer Eile, während der Pause als Erste an der Bar zu sein. Als ihm klar wurde, dass die beiden höchstwahrscheinlich die Vorhut einer ganzen Schar waren, setzte er sich wieder in Bewegung und holte mit langen Schritten zu Tommy auf, der diesmal neben ihm blieb, anstatt vorzulaufen.

»Haben wir die Typen aus dem Fahrstuhl?«, fragte Powell.

»Noch nicht.«

»Hat noch jemand anders die Leiche gesehen? Wenn das bekannt wird, könnte unter den Gästen eine Panik ausbrechen.«

»Bisher offenbar nicht, aber meine Leute sind an der Sache dran.«

Der Hotelbesitzer runzelte die Stirn. Glücklicherweise verhinderte die beträchtliche Menge Botox in seinem Gesicht, dass es dem Sicherheitsmann signalisierte, wie besorgt er in Wirklichkeit war. Das Einzige, was ihn verriet, war seine Stimme.

»Scheiße. Dann hatte diese Wahrsagetante Recht gehabt. Dieser Kerl in Siebenhundertdreizehn ... Ist er tatsächlich hier, um die Finalisten umzubringen?«

»Es sieht so aus. Offenbar war noch ein anderer Mann in seiner Begleitung, aber keiner meiner Leute hat ihn genauer sehen können.«

»Interessant.« Powell ließ sich durch den Kopf gehen, was Annabel de Frugyn ihm gesagt hatte, als sie aufs Geratewohl ihre Voraussagen getroffen hatte. »Diese Mystische Lady meinte, er sei von einem der anderen Konkurrenten engagiert worden. Wir sollten darauf achten, ob sich einer der Teilnehmer seltsam verhält.«

Während er redete, bemerkte er, wie Tommy sich unbehaglich wand. Entweder hatte er vom schnellen Gehen Seitenstechen oder es gab ein anderes Problem.

»Was ist?«, fragte er und bemühte sich, seine wachsende Sorge zu kaschieren.

»Das ist noch nicht alles, Boss. Es gibt einen Grund, weshalb wir Ihr Büro aufsuchen müssen.«

»Und der wäre?«

»Dort ist gerade ein ziemlich großer Kerl, der einem richtig Angst machen kann.«

»Wie bitte? Was zum Teufel hat so ein Typ in meinem Büro zu suchen?«

»Er will Sie sprechen und wartet auf Sie.«

Die Tür zu Powells Büro befand sich zurückgesetzt in einem Alkoven. Als sie ihn erreichten, griff Tommy nach der Türklinke. Doch ehe seine Hand sie berührte, fasste Powell nach seiner Schulter, um ihn zurückzuhalten.

»Worüber will er mit mir sprechen?«

»Über Sanchez Garcia.«

»Mein Gott. Habe ich Zeit für einen solchen Scheiß?« Die Verdrossenheit in seiner Stimme wurde mit jedem Wort zunehmend deutlicher.

»Ja. Das sollten Sie wohl. Wie ich schon sagte, der Typ kann einem Angst machen.«

»Wachsen ihm Hörner aus der Stirn? Leuchtet er rot und hat er einen großen Dreizack in der Hand?«

»Nein.«

»Dann macht er mir keine Angst.«

Tommy, dem der wachsende Zorn seines Arbeitgebers nicht entging, versuchte ihn in Vorbereitung auf das Kommende zu besänftigen. »Meinen Sie nicht, Sie sollten versuchen, ein paar Gänge zurückzuschalten, Boss?«, empfahl er.

»Klar«, antwortete Powell. »Denn im Augenblick versuche ich es ganz und gar nicht.« Dann drängte er Tommy zur Seite und holte eine Schlüsselkarte aus seiner Jacketasche. Er zog sie durch den Leseschlitz neben der Türklinke und sah, wie das rote Licht auf Grün umschaltete. Während er den unglücklichen Sicherheitsmann mit einem missbilligenden Blick streifte, drückte

er auf die Türklinke. Die Tür sprang auf wie immer und schwang in sein Büro.

Powell ging mit energischen Schritten hinein und hoffte, seinen wartenden Gast mit seiner imposanten Erscheinung zu überrumpeln. Begrüßt wurde er vom Anblick eines wahren Riesen von einem Mann, der in *seinem* Sessel hinter *seinem* Schreibtisch saß und eine *seiner* Zigarren rauchte. Der Mann war mit einem langen grauen Trenchcoat und einem schmutzigen schwarzen T-Shirt darunter bekleidet. Er hatte kräftiges rotes Haar und einen drahtartigen Kinnbart. Sein wettergegerbtes, markantes Gesicht sah aus, als könnte es so manchen Hieb einstecken und als hätte er genau das sicherlich bereits des Öfteren getan. Powell sah Tommy an und verdrehte vielsagend die Augen, dann betrat er das Büro und ließ sich dem Mann gegenüber nieder. Tommy folgte ihm diensteifrig, schloss die Tür hinter ihnen und hielt sich wachsam zur Verfügung.

Der Hotelbesitzer spürte sofort eine Aura der Arroganz und des Unmuts, die den Mann hinter seinem Schreibtisch umgab. Er reagierte mit Gleichgültigkeit.

»Sie haben zwei Minuten. Was kann ich für Sie tun?«, fragte er mit einem Mindestmaß an Höflichkeit.

»Ich will zwanzigtausend Dollar von Ihnen.«

»Nein. Nächste Frage.« Er musterte den Eindringling drohend, ehe er hinzufügte: »Eindreiviertel Minuten.«

Sein Gast nahm die Weigerung widerspruchslos hin. »Wissen Sie, dass in Ihrem Hotel ein Irrer herumschleicht und die Teilnehmer Ihres Gesangswettbewerbs abserviert?«

»Ja, das weiß ich. Und meine Leute kümmern sich gerade darum. Ich erwarte, dass sie diesen Verrückten innerhalb der nächsten zehn Minuten dingfest gemacht haben.«

»Tatsächlich? Und wissen Sie, wer er ist?«

Die Fragen brachten Powell in Rage. »Ja. Und wissen *Sie* es?«

»Schon möglich.«

»Und was meinen Sie, wer er ist?«

»Sie zuerst.«

»Warum sollte ich?«

»Weil ich denke, dass Sie es nicht wissen.«

Da ihn dieses Gespräch zunehmend ermüdete, lenkte Powell als Erster ein. »Okay, ich glaube, sein Name lautet Sanchez Garcia«, sagte er und seufzte müde. Seine Toleranzgrenze war noch nie sehr hoch gewesen, aber dieser Typ wurde allmählich zu einer Plage.

Der rothaarige Mann paffte seine Zigarre, dann nahm er sie aus dem Mund und inspizierte ihr Ende, um zu sehen, wie lang die Asche war. Als er zufrieden feststellen konnte, dass er sie nicht auf dem Teppich abklopfen musste, fasste er Powell wieder mit einem überheblichen Grinsen ins Auge.

»Das ist richtig. Aber jetzt kommt die eigentliche Frage: Wissen Sie, wer dieser Garcia ist?«

»Ist das wichtig?«

»Es hat schon eine gewisse Bedeutung.«

»Dann los. Erleuchten Sie mich.«

»Sanchez Garcia ist besser unter dem Namen Bourbon Kid bekannt.«

Falls er darauf eine Reaktion erwartete, so wurde ihm dieser Gefallen nicht getan. Powell lehnte sich in seinem Sessel zurück und wandte sich an Tommy, der an der Tür stand und die Hände vor dem Bauch verschränkt hatte.

»Tommy, wer ist dieser Bourbon Kid?«

»Wahrscheinlich der schlimmste Massenmörder der lebenden Geschichte, Sir. Ein Irrer mit einem Alkoholproblem. Grundsätzlich jemand, den man nicht im Nacken sitzen haben will.«

»Hm, hm.« Nigel drehte sich wieder zu dem Mann in seinem Sessel um. »Und wer sind Sie?«

»Man nennt mich Invincible Angus.«

»Und warum nennt man Sie so?«

»Weil das mein Name ist.«

»Ich verstehe. Und ich soll Ihnen zwanzigtausend Dollar zahlen, damit Sie diesen Sanchez Garcia töten, der offenbar laut Tommy der schlimmste Massenmörder aller Zeiten ist?«

Tommy hüstelte. »Ich sagte *der lebenden Geschichte*.«

Sein Boss versuchte, die Stirn in Falten zu legen. »Was ist der Unterschied?«

»Nun – äh – die eine lebt und die andere nicht.«

»Wissen Sie überhaupt immer, worüber Sie gerade reden?«

»Nein, Sir.«

»Dann halten Sie den Mund.« Powell wandte sich wieder zu Angus um. Obgleich er schnellstens wieder zu seiner Show zurückkehren wollte, war sein Interesse geweckt. »Dass dieser Bourbon Kid ein Massenmörder ist, haben wir demnach geklärt, oder?«

»Richtig.«

Powell sah wieder zu seinem Sicherheitsmann. »Okay. Einen Moment. Tommy, stellen Sie fest, wie Ihre Leute mit der Suche nach diesem Bourbon-Garcia-Typen vorankommen.«

»Ja, Sir.« Er hakte ein kleines Walkie-Talkie an der rechten Hüfte von seinem Gürtel los, drückte auf einen Knopf, hielt das Gerät an den Mund und sprach ins Mikrofon.

»Sandy. Hier ist Tommy. Over.«

Ein paar Sekunden verstrichen, ehe eine Stimme quäkend aus dem Lautsprecher des Walkie-Talkies drang. Sie war laut genug, sodass jeder im Büro sie verstehen konnte.

»Hier ist Sandy. Wir haben Probleme, Boss.«

»Was ist los? Mister Powell ist gerade bei mir. Wir müssen wissen, was gerade im Gange ist.«

»Es wird Ihnen nicht gefallen.«

»Schießen Sie los.«

»Der Punkt ist, dass Tyrone und meine Männer soeben in der Herrentoilette im Parterre Otis Redding in einer der Kabinen gefunden haben. Er ist mit absoluter Sicherheit tot. So wie es aussieht, ist sein Genick gebrochen.«

»Gibt es irgendwelche Hinweise auf den oder die Täter?«

»Nein. Aber das ist noch nicht alles. Wir haben hier noch zwei weitere Leichen. Kurt Cobain und Johnny Cash sind ebenfalls tot. Und sie wurden noch schlimmer zugerichtet als Otis Redding.« Powells Stimmung verdüsterte sich. Er hatte soeben drei seiner Finalisten verloren. Das war schlecht. Tommy sprach wieder in sein Walkie-Talkie.

»Okay, setzt die Suche nach diesen Kerlen fort. Weit können sie nicht gekommen sein.«

»Das ist klar, Tommy – OH SCHEISSE!« Sandys Stimme bekam plötzlich einen panischen Ausdruck und seine Antwort wurde von einem lauten Krachen unterstrichen.

Tommy wurde nervös. »Sandy, was war das, verdammt noch mal?«

Der andere Mann antwortete nicht. Was sie aus Tommys Funkgerät zu hören bekamen, klang wie ein wilder Kampf. Während der nächsten zehn Sekunden erklangen Boxhiebe, die auf Fleisch trafen, schrille Schmerzlaute und Sandys Versuche, das augenblickliche Geschehen zu beschreiben. Es klang, als würden er und Tyrone angegriffen, aber seine Stimme wurde teilweise von dem Lärm im Hintergrund überdeckt. Schließlich brach die Verbindung zusammen und aus dem Lautsprecher drang nichts mehr.

Tommy versuchte, ihn wieder zu erreichen. »Sandy? Sandy? Sind Sie noch da? Was zur Hölle geschieht bei euch?«

Zwanzig Sekunden lang warteten sie auf eine Antwort von Sandy. Oder auch von Tyrone. Kein Ton erklang. Plötzlich wünschte Powell sich, er hätte Annabel de Frugyn noch einige weitere Fragen gestellt. Er machte einen tiefen Atemzug und nickte Tommy zu.

»Holen Sie mir zwanzigtausend Dollar für diesen Kerl hier«, sagte er und deutete auf den Mann ihm gegenüber.

Grinsend klopfte Angus ein wenig Asche von seiner Zigarre auf Nigels Schreibtisch. »Der Preis ist soeben auf fünfzigtausend gestiegen«, sagte er mit einem Augenzwinkern.

Powell erkannte sofort, dass ihm keine Zeit zum Feilschen blieb. »Holen Sie ihm fünfzig«, befahl er Tommy. Der Sicherheitsmann nickte, dann verließ er leise das Büro und schloss hinter sich die Tür.

»Gut zu wissen, dass Sie endlich erkannt haben, was Sache ist«, stellte Angus fest, paffte seine Zigarre und behielt seinen überheblichen Gesichtsausdruck bei. »Sie hätten von Anfang an auf mich hören sollen, nicht wahr?«

»Ich höre Ihnen ja noch nicht einmal jetzt zu.«

»Nun, ich denke, das ist Ihr gutes Recht. Beschaffen Sie mir nur das gottverdammte Geld.«

Powell schüttelte den Kopf und drohte Angus mit einem Finger. »Kein Problem. Sie räumen diesen Sanchez-Typen und jeden anderen, der bei ihm ist, aus dem Weg. Machen Sie es, wie Sie wollen. Ich bitte Sie nur, es außerhalb meines Hotels zu tun. Ich brauche hier keine weiteren Leichen mehr. Suchen Sie sie, finden Sie sie und dann bringen Sie sie hinaus in die Wüste und machen Sie sie dort fertig. Danach vergraben Sie die Mistkerle da draußen. Wenn Sie zurückkommen, warten fünfzig Riesen auf Sie. Und ich will ein Polaroidfoto.«

»Und ich will zwanzig jetzt.«

»Nichts zu machen. Es ist ja nicht so, dass Sie mich nicht finden können, wenn Sie den Job erledigt haben.«

Die Weigerung, eine Vorauszahlung zu leisten, ganz gleich wie gering der Betrag auch sein mochte, war Powells Methode klarzumachen, wer hier der Chef war. Angus mochte jemand sein, vor dem man sich fürchtete. Aber wenn er für Nigel Powell einen Job ausführte, dann würde er genauso behandelt wie jeder andere Angestellte des Hotels. Er müsste sich seinen Lohn erst verdienen.

Offensichtlich gefiel das dem Profikiller nicht. Und er machte seiner Unzufriedenheit Luft, indem er die Zigarre auf dem antiken Eichenschreibtisch ausdrückte. Selbst als die Glut erloschen war, presste er den Zigarrenstummel weiter mit den Fingern auf die Tischplatte, wobei er Powell die ganze Zeit drohend anstarrte. Sein Gesicht verzog sich dabei, als hätte sich ein Angelhaken in seinem Mundwinkel verfangen, an dem heftig gezogen wurde. Sobald er seine Miene wieder unter Kontrolle hatte, stand er auf und sein neuer Arbeitgeber begriff endlich, was Tommy damit gemeint hatte, dass er ein Furcht einflößender Zeitgenosse sei. Der Mann war ein verdammter Riese.

Wer immer dieser Sanchez Garcia sein mochte, er war auf jeden Fall in großen Schwierigkeiten.

ZWANZIG ♦

Das letzte Mal, dass Sanchez die Hosen voll und sich in Sicherheit gebracht hatte, während Elvis als Retter auf den Plan trat, war in einer Kirche gewesen, wo er ein Schulkind als Schutzschild benutzt hatte, während sein Freund die Bösen mit einer Waffe, die aussah wie eine Gitarre, niederschoss. Das war vor genau zehn Jahren gewesen. Diesmal benutzte der King einfach nur seine Fäuste. Innerhalb von neunzig Sekunden lagen die bulligen Sicherheitswachmänner ausgestreckt auf dem Fliesenboden der Herrentoilette, bewusstlos und blutüberströmt. Er hatte Sanchez abermals gerettet.

Mit einer Kombination aus Geschwindigkeit, Geschick und brutaler Kraft hatte der King die beiden Sicherheitsmänner Sandy und Tyrone entwapfnet und zusammengeschlagen. Sanchez war die meiste Zeit des Kampfs mit geschlossenen Augen in der Kabine geblieben, hatte sich jedoch eine übertriebene Version der Ereignisse zurechtgelegt, die er zum Besten geben würde, wenn er wieder ins Tapioca zurückgekehrt wäre. Wichtig war, dass Elvis den Job erledigt hatte, und das mit Stil. Als der Kampfeslärm sich endlich legte, öffnete Sanchez erst ein Auge, dann das andere. Elvis stand draußen vor der Kabine und wandte ihm den Rücken zu.

Die Sicherheitswachmänner lagen in einer Pfütze aus Blut auf dem Boden, das immer noch aus Kabine zwei herausickerte. Es war schwierig zu erkennen, ob etwas von dem Blut, das ihre schwarzen Anzüge tränkte, ihr eigenes war. Der Kopf des ihm am nächsten liegenden Wachmanns ruhte leicht verdreht auf den Bodenfliesen gepresst, und aus seiner Nase rann Blut. Den Kopf des anderen Wachmanns konnte Sanchez von dort aus, wo er kauerte, nicht sehen.

»Komm schon, Sanchez! Hilf mir mal, die beiden wegzuschaffen, okay?«, brüllte Elvis ihn an. Er hatte begonnen, den einen Sicherheitsmann zur dritten Kabine zu zerren, aber es war klar, dass er Hilfe brauchte, wenn er diese Sache schnell hinter sich bringen wollte, ehe jemand anderes die Toilette betrat.

»Wow. Du hast sie tatsächlich beide geschafft?«, sagte Sanchez überflüssigerweise und vergaß, den Ausdruck von Überraschung in seiner Stimme zu unterdrücken.

»Was zur Hölle hast du erwartet?«

»Na ja – also weißt du ... Sie waren bewapfnet.«

Elvis ließ den ersten bewusstlosen Wachmann vor Sanchez' Füßen auf den Boden der Toilettenkabine fallen und bedachte dann den memmenhaftesten Barbesitzer Santa Mondegas mit einem missbilligenden Blick.

»Ja, und du und ich sind beide in einer Minute bewapfnet, Sanchez. Wir haben jetzt zwei Pistolen. Ich hoffe bloß, dass wir sie nicht benutzen müssen, denn mein Instinkt sagt mir, dass du damit nicht mal deinen eigenen Arsch treffen würdest.« Er hielt kurz inne, dann fügte er hinzu: »Und der ist weiß Gott ein ausreichend großes Ziel.«

Sanchez ignorierte die Bemerkung. Stattdessen packte er den Mann, den Elvis fallen gelassen hatte, unter den Achselhöhlen und zog seinen Körper in die Ecke der Kabine neben die Kloschüssel, wo er ihn so gut es ging in eine aufrechte Haltung brachte. Allmählich beherrschte er das aus dem Effe.

»Äh – nun, meinst du nicht, es wäre besser, wenn du beide Pistolen hast?«, fragte er. Elvis war vermutlich mit seiner schwächeren Hand ein besserer Schütze, als Sanchez es mit seiner stärkeren rechten Hand je sein würde. Und außerdem hatte er genügend Mut, um jemanden ohne lange zu fackeln niederzuschießen. Sanchez würde wahrscheinlich zurückschrecken, wenn er in eine Situation geriet, in der er gezwungen wäre, mit einer Waffe auf jemanden zu feuern. Elvis wartete mit seiner Antwort. Er kam rückwärts in die Kabine und zog den zweiten

Wachmann hinter sich her.

»Keine Chance«, sagte er und ließ den Bewusstlosen auf den Boden sacken. »Für jeden eine. Falls wir getrennt werden und du auf dich alleine gestellt bist, dann brauchst du vielleicht ein Schießisen, und wenn auch nur aus Schau.«

Die beiden Männer bugsiierten den zweiten Wächter in die Ecke auf der anderen Seite der Kloschüssel, seinem Kollegen gegenüber. Als sie das geschafft hatten, betrachtete Sanchez die beiden bewusstlosen Wachmänner und hatte eine einmalige Idee. Ihm war klar geworden, dass er und Elvis sicherlich sehr schnell auffallen würden, falls jemand nach ihnen Ausschau hielt. Er trug sein grellrotes Hawaiihemd, während der King mit einem hell leuchtenden goldenen Jackett und einer großen Sonnenbrille mit goldenem Gestell ausgestattet war.

»Wir könnten doch mit diesen Typen die Klamotten tauschen, oder?«, schlug Sanchez vor.

»Dann müssten wir uns eigentlich unbemerkt rausschleichen können.«

Elvis musterte Sanchez eindringlich und seufzte. Dann schüttelte er missbilligend den Kopf. »Du bist ein selten dämlicher Trottel, Sanchez, weißt du das? Diese Typen haben in dem ganzen Blut auf dem Fußboden gelegen. Es klebt ihnen überall auf den Jacken und den Hosen. Wenn du wirklich in einem schwarzen Anzug, der mit Blut besudelt ist, hier rausgehen willst, weil du meinst, das sei unauffälliger, dann nur zu. Ich für meinen Teil habe lieber eine Pistole und versuche es mit Dreistigkeit.« Er streckte ihm eine der Pistolen entgegen, die er den Wachmännern abgenommen hatte. »Da, nimm. Jetzt brauchst du nur noch ein wenig Mumm in den Knochen.«

Sanchez griff zögernd nach der Waffe. Er sah dabei aus, als hielt er den Schwanz einer Schlange in der Hand, während er gleichzeitig darauf achtete, nicht von ihr gebissen zu werden. Elvis schüttelte abermals den Kopf und gab sich keine Mühe, seine Abscheu zu verbergen.

»Ach, verdammte Scheiße! Steck sie hinten in deinen Hosenbund und häng dein Hemd darüber. Du wirst doch in deiner Hose dafür genügend Platz haben, oder?«

Sanchez ignorierte die letzte Anspielung auf die Ausmaße seines Hinterns und tat, was ihm gesagt worden war. Die Pistole passte perfekt in den Hosenbund und der kalte Stahl des Laufs schmiegte sich zwischen die schweißnassen Hälften seines Hinterns. Die Zeit wurde knapp. Sie mussten so schnell wie möglich aus der Herrentoilette verschwinden.

»Was nun?«, fragte er.

»Wir sehen zu, dass wir rauskommen. Am besten meiden wir die Lobby – dort hängen zu viele Leute herum, die uns bemerken könnten. Ich schätze, wenn wir uns jetzt links halten, dann kommen wir zum hinteren Teil des Hotels. Dort muss irgendwo eine unbewachte Tür sein. Die können wir nehmen und gelangen auf den Parkplatz. Dann bleiben uns nach meiner Schätzung etwa zwei Minuten, um zu meinem Wagen zu rennen und einen Abflug zu machen.«

»Cool«, sagte Sanchez. »Du gehst aber voraus, okay?«

»Genau. Wenn es Verdruss gibt, dann Ziel mit der Kanone auf die Bösen und schieß gefälligst, klar?«

»Aber sicher doch.«

»Bist du cool?«

»So cool wie nie.«

Elvis verzog das Gesicht. »Ja. Okay. Dann bleib hinter mir. Schätze, uns bleibt kaum noch genügend Zeit.«

Er steckte die Pistole auf dem Rücken in seine schwarze Hose, wo sie von seinem glänzenden goldenen Jackett verdeckt wurde. Offenbar passte sie viel besser hinein als Sanchez' Pistole bei ihm. Er ging voraus zur Tür und zog sie einen Spalt breit auf. Er blickte wachsam in den Korridor. Sanchez schaute ihm über die Schulter. Niemand war zu sehen. Zufrieden machte Elvis einen Schritt, um auch den anderen Teil des Flurs zu überprüfen.

RUMMS!

Ehe Sanchez reagieren konnte, kam ein hochgewachsener Mann in einem grauen Trenchcoat in Sicht. Er hatte Elvis mit einem Schlag auf den Nacken erwischt, der ihn in die Knie brechen ließ. Der Mann beugte sich über ihn und traf ihn mit dem Lauf der Pistole, die er in der Hand hielt, noch einmal am Hinterkopf, diesmal jedoch um einiges härter. Elvis sackte auf dem Boden zusammen und rührte sich nicht mehr.

Scheiße!, dachte Sanchez. *Zieh deine Kanone und schieß.*

Wohl wissend, dass die Zeit nicht auf seiner Seite war, zog er die Pistole aus seinem Hosenbund. Sie kam schneller heraus, als sie hineingerutscht war, weil sie jetzt von dem Schweiß seines Hinterns glitschig geworden war. Während er nach dem Sicherungsbügel tastete, richtete er sie auf den Mann, der sich über Elvis beugte. Er erkannte den Typen auf Anhieb. Es war der Profikiller, dessen Zimmer und zwanzig Riesen er sich angeeignet hatte.

Invincible Angus zuckte kein bisschen, als er sich umdrehte und den Barbesitzer mit einer Pistole auf sich zielen sah. Dafür zuckte Sanchez in einem fort. Er schloss die Augen und betätigte den Abzug und krümmte sich prophylaktisch, weil er wusste, dass es gleich einen lauten Knall geben würde.

Ein lauter Knall ertönte tatsächlich.

Unglücklicherweise hatte Sanchez mit der Pistole in die Decke geschossen. Der wuchtige Rückschlag schleuderte ihn nach hinten und er krachte mit dem Kopf gegen die Wand in seinem Rücken. Der Aufprall schmerzte wie die Hölle, woraufhin die Welt vor seinen Augen verschwamm und er an der Wand abwärtsrutschte.

Als er auf dem Boden zusammensackte, war er bereits bewusstlos.

EINUNDZWANZIG ♦

Julius schloss seine Interpretation von »Get Up I Feel Like Being A Sex Machine« mit dem charakteristischen James-Brown-Schrei. Er versuchte den Spagat am Ende der Tanzeinlage, schaffte es jedoch höchstens ein Drittel des Weges nach unten. Nun stand er regungslos in einer Art halber Hocke und hatte den Arm in Richtung der Jury ausgestreckt.

Trotzdem gefiel es dem Publikum, und die Juroren – die wussten, dass er auf ihrer Liste der fünf stand, die im Finale auftreten sollten – überschütteten ihn mit überschwänglichem Lob. Vor allem Nigel Powell gratulierte ihm dazu, der bislang temperamentvollste Kandidat der gesamten Show zu sein.

Julius' Anstrengungen hatten seinen engen violetten Anzug enorm strapaziert. Die Hose stand kurz davor, nach dem versuchten Spagat und der sich daran anschließenden Hocke am Hintern zu platzen. Er sog jetzt den Beifall des Publikums gierig auf und war insgeheim froh, der Peinlichkeit entronnen zu sein, sich die Hose zu zerreißen.

Nachdem er die Ovationen dankbar hatte über sich ergehen lassen, stolzierte er zur Bühnenseite und winkte dabei heftig dem Publikum zu. Auf dem Weg hinaus auf den Korridor kam er an den Konkurrenten vorbei, die noch vorsingen mussten. Was für ein Haufen Trottel. Die armen Schweine hatten nicht die leiseste Ahnung, dass sie nicht die geringste Chance auf einen Sieg hatten. Sie wichen vor ihm auseinander wie die Fluten des Roten Meeres, und viele beglückwünschten ihn zu seinem Auftritt. Jetzt, wo alles vorbei war, wollte er nur noch weg von den anderen. Sie würden sowieso schon bald aus dem Wettbewerb ausscheiden, darum hatte es wenig Nutzen, jetzt zu ihnen höflich zu sein. Seine Chancen, die Konkurrenz zu gewinnen, waren nach dieser Darbietung besser als jemals zuvor. Alles, was er jetzt wissen musste, war, ob der Bourbon Kid seinen Anteil geleistet hatte. Ob er die – äh – anderen vier Finalisten aus dem Weg geräumt hatte.

Julius hüpfte regelrecht über den beigen Teppichboden im gelben Korridor, während er zum Fahrstuhl an seinem Ende ging. Als er ihn erreichte, kam er nach dem Rauschzustand während seiner Darbietung für die Jury allmählich wieder auf den Boden zurück. Kein Mensch war zu sehen, weil sich höchstwahrscheinlich fast alle Gäste im Konzertsaal drängten, um sich die Show anzusehen. Er drückte auf den Knopf in der Wand, um den Fahrstuhl zu rufen. Die silbern glänzenden Türen öffneten sich sofort und er betrat die Kabine. Während er sich anschickte, auf den Knopf für den achten Stock zu drücken, bemerkte er Blutflecken auf der Armaturentafel. Der Anblick zauberte ein Lächeln auf sein Gesicht. Das war vermutlich das Werk des Bourbon Kid. Jemand war in diesem Fahrstuhl zumindest schwer verwundet worden. Mit ein wenig Glück sogar *getötet*. Er betätigte den Knopf für den achten Stock, wandte sich dann um und blickte in den Korridor, den er soeben verlassen hatte.

Um vom Anblick seines neuen Komplizen begrüßt zu werden.

Der Bourbon Kid marschierte durch den Korridor in Richtung Fahrstuhl und sah so unheilvoll wie eh und je aus. Die dunkle Kapuze seiner Jacke bedeckte seinen Kopf, und darunter konnte Julius erkennen, dass er immer noch seine dunkle Brille trug. Im Innern eines Gebäudes. Die Totengräberkluft kennzeichnete ihn tatsächlich als einen Furcht erregenden Zeitgenossen. Der Mann strahlte Böses aus, ohne sich viel Mühe geben zu müssen. Ein idealer Verbündeter, wenn man vier unschuldige Menschen töten musste, dachte Julius. Er betätigte einen anderen Knopf auf dem Armaturenbrett des Fahrstuhls, damit die Türen offen blieben und sein Mietkiller eintreten konnte. Dabei schmierte er sich ein wenig klebriges Blut auf die Fingerspitze. Schnell wischte er es an seinem Hosenbein ab.

»Auch in den achten Stock?«, fragte Julius, während der Kid hereinkam.

»Ist mir egal.«

Die Türen schlossen sich und der Lift begann seine Aufwärtsfahrt. Sobald er sich in Bewegung gesetzt hatte, atmete Julius erleichtert auf und nahm sich die dicke dunkle Perücke vom Kopf. Sein kahler Schädel schwitzte nach den langen Minuten im Scheinwerferlicht, und es war angenehm, endlich wieder ein wenig kühle Luft zu spüren.

»Dieses verdammte Ding juckt wie die Hölle«, sagte er und schüttelte die Perücke, als wimmelte es in ihr von Insekten.

»Hör auf mit deinem verdammten Gejammer«, erwiderte der Kid.

»Was ist los mit dir?« Julius hielt inne. »Ach, vergiss es. Als machte es mir etwas aus. Ist alles erledigt?«

»Ich bin fertig.«

»Sind demnach alle tot? *Jetzt schon?*«

»Nein.«

»Nein? Wer ist noch am Leben?«

»Dorothy.«

»Wer zum Teufel ist Dorothy?«

»Judy Garland.«

»Was ist passiert? Konnte sie flüchten?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Ich töte keine Dorothys.«

»Blödsinn. Du tötest alles.«

»Keine Dorothys.«

»Warum nicht? Was für einen verdammten Unterschied macht das?«

»ich habe meine Gründe.«

»Als da wären?«

»Das geht dich nicht den geringsten Scheiß an.«

Julius stand im Fahrstuhl und betrachtete sein Spiegelbild in den Stahltüren. Sein violetter James-Brown-Anzug sah immer noch überzeugend aus. Neben seinem befand sich das Spiegelbild der dunklen und zwielichtigen Erscheinung des Bourbon Kid, der ebenfalls auf die silbernen Fahrstuhltüren starrte. Da seine Augen hinter seiner Sonnenbrille verborgen waren, verriet sein Gesicht nicht die geringste Gefühlsregung.

Julius konnte seine Enttäuschung und seine Verwirrung über diese Wende der Ereignisse nicht verbergen. »Nur um mir Klarheit zu verschaffen«, sagte er, wobei seine Stimme vor Wut zitterte.

»Du tötest jeden und alles, egal welchen Alters, welcher Rasse oder welchen Geschlechts, aber wenn es Dorothy aus dem *Zauberer von Oz* sein soll, dann meldet sich plötzlich dein Gewissen?«

»So in etwa könnte man es ausdrücken, ja. Hast du damit ein Problem?«

»Natürlich habe ich ein Scheißproblem damit!« Als Julius bemerkte, dass er die Stimme erhob, senkte er sie ein wenig, ehe er fortfuhr. »Sie ist die größte Gefahr für meinen Sieg in diesem Wettbewerb. Wenn sie es bis ins Finale schafft, dann war's das. Ende des Spiels. Ich *muss* bei dieser Show gewinnen und sie ist die Einzige, die besser singen kann als ich.«

»Ich habe einen anderen Plan.« Die Stimme des Kid klang mit jeder Silbe tiefer.

»Nun, das wird sicher was Tolles sein, vermute ich. Und wie sieht der aus?«

»Lern besser zu singen.«

Der Fahrstuhl stoppte und die Türen glitten auf. Während er ausstieg, attackierte Julius wütend den anderen Mann. »Du bist ein verdammter Komiker, weißt du das?«

Der Kid drückte auf den Parterreknopf und kehrte in die Mitte der Fahrstuhlkabine zurück.

»Wo zum Teufel willst du hin?«, fragte Julius.

»Meine Arbeit ist getan.«

Während die Fahrstuhltüren sich zu schließen begannen, machte Julius einen Schritt vorwärts und streckte die linke Hand aus, um die Türen offen zu halten.

»Du weißt, dass du nicht bezahlt wirst, wenn du nur drei von ihnen tötest, nicht wahr? Der Auftrag betraf alle vier«, erklärte er.

»Mir egal.«

»Nun, das ist richtig gut – denn jetzt muss ich die fünfzig Riesen jemand anderem zahlen, und er braucht nichts anderes zu tun, als Judy Garland zu töten.«

Der Kid schüttelte langsam den Kopf. »Niemand rührt sie an. Nicht heute.« Seine Stimme klang wie knirschendes Geröll.

»Tut mir leid, Mann, aber sie ist Geschichte. Selbst wenn ich die verdammte Böse Hexe des Westens anheuern muss, um sie aus dem Weg zu räumen. Sie wird diesen verdammten Wettbewerb niemals gewinnen.«

»Möglich, dass sie ihn nicht gewinnt, aber sie kommt ins Finale.« Der Kid deutete mit einem Kopfnicken an, Julius solle die Fahrstuhltüren freigeben.

Der Sänger blickte ein letztes Mal in die dunklen Brillengläser und schüttelte in hilfloser Wut den Kopf. »Ich hätte mir denken können, dass man sich auf dich nicht verlassen kann. Du gottverdammter Idiot!«

Der Kid griff in seine Lederjacke. Julius ließ sich schnell die möglichen Konsequenzen dieser Geste durch den Kopf gehen. Zigaretten vielleicht. Oder eine Waffe. Höchstwahrscheinlich eine Waffe. Bei diesem Gedanken war er klug genug, die Tür loszulassen, sodass sie sich schließen konnte.

Sämtliche freudige Erregung, die Julius verspürt hatte, war verflogen, verdunstet wie Tau in der Wüste. Obgleich sein perückenloser Schädel sich abgekühlt hatte, begann er zu schwitzen.

Scheiße! Verdammt gottallmächtige Scheiße! Er erkannte, dass die Dinge nun eine katastrophale Wendung zum Schlimmsten genommen hatten. Die Judy-Garland-Imitatorin war immer noch am Leben – zumindest einstweilen. Aber sie musste aus dem Rennen sein, ehe das Finale begann. Aus dem Rennen hieß tot.

ZWEIUNDZWANZIG ♦

Sanchez' Augenlider fühlten sich an, als wären sie mit Erdnussbutter zusammengeklebt. Er öffnete sie langsam, erst das eine, dann das andere, und blinzelte mehrmals. Hatte er einen Kater? Nein. Aber jemand hatte ihm gerade ins Gesicht geschlagen. Er identifizierte diese Empfindung. Irgendwie war er daran gewöhnt. Dies war jedoch der Schlag eines Mannes. Das wusste er, weil seine linke Wange ein wenig stärker brannte als üblich nach einem Klaps. Mehr Sorge machte ihm jedoch der pulsierende Schmerz in seinem Hinterkopf. Er erinnerte sich jetzt vage. Der Schmerz rührte von dem heftigen Aufprall her, den er hatte einstecken müssen, als er vor der Herrentoilette gegen die Korridorwand geschleudert worden war. Das musste einige Zeit früher gewesen sein. Er blinzelte abermals und versuchte, seine Sicht zu klären, aber es funktionierte nicht. Das lag zum Teil daran, dass er gerade erst das Bewusstsein wiedererlangt hatte. Aber es kam auch daher, weil er auf einem Klappbett in irgendeinem großen und gediegen ausgestatteten Wohnmobil auf und ab hüpfte. Das Bett war an der Seitenwand befestigt und der Wagen war mit hoher Geschwindigkeit unterwegs.

»Wo zur Hölle bin ich?«, stöhnte er, nachdem ihm weder seine Augen noch seine Logik eine Erklärung lieferten.

»Auf Devil's Graveyard«, antwortete eine Stimme. »In etwa zehn Minuten ist dieser Schmerz in deinem Kopf wie weggeblasen.«

Sanchez richtete sich auf. Dann stellte er fest, dass er seine Hände nicht bewegen konnte. Er blickte nach unten und konnte in der Dunkelheit so eben erkennen, dass sie mit dickem silbergrauem Klebeband gefesselt waren. Als er wieder hochsah, fiel sein Blick auf zwei Sicherheitswachmänner aus dem Hotel, die ihm gegenüber auf der Bank saßen, die an der anderen Innenwand des Wohnmobils befestigt war. Beide Männer trugen die vorgeschriebenen schwarzen Anzüge, die vom Hotel zur Verfügung gestellt wurden. Der Mann, der Sanchez direkt gegenüber saß, hatte dunkles stacheliges Haar und ein Gesicht, das nur eine Mutter lieben konnte. Sein Namensschild, das Sanchez jetzt lesen konnte, nachdem seine Augen sich an die matte Beleuchtung gewöhnt hatten, wies ihn als Tommy Packer, Chef des Sicherheitsdienstes, aus. Der andere Mann hatte einen kurzen militärischen Haarschnitt. Beide richteten Pistolenmündungen auf ihn. Derjenige, der geredet hatte, war der Dunkelhaarige, Tommy. Der andere sagte nichts, fixierte ihn jedoch wachsam. Und bereit, seine Pistole zu benutzen.

»Bist du okay, Sanchez?«, erkundigte sich eine vertrautere Stimme. Links neben ihm saß Elvis.

»Mein verdammter Schädel tut weh«, klagte Sanchez und sah Mitleid heischend zu seinem Freund.

»Ja. Es scheint, als hättest du dich selbst k.o. geschlagen.«

»Warum sollte ich so etwas tun?«

»Weil du ein verdammter Schwachkopf bist.«

»Oh. Das schon wieder.« Da er für einen Moment vergaß, dass seine Hände gefesselt waren, hatte Sanchez das überwältigende Bedürfnis, seinen Hinterkopf zu massieren. Sein Versuch war erfolglos. Er konnte sich allenfalls seinen Schädel mit dem Klebeband kratzen, mit dem seine Hände zusammengebunden waren. Ein weiterer prüfender Blick verriet ihm, dass Elvis sich in einer ähnlichen Zwangslage befand. Sanchez schaute Tommy fragend an.

»Was geschieht jetzt?«, wollte er wissen.

»Ihr werdet in die Wüste hinausgebracht, wo ihr hingerichtet und verscharrt werdet.«

Sanchez schluckte. »Äh, na ja – ist das wirklich nötig? Ich meine, das Ganze ist doch ein Riesenmissverständnis. Das hast du ihnen doch erklärt, nicht wahr, Elvis?«

»Das habe ich, aber sie wollten es nicht hören, Mann.«

»Oh.« Sanchez konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. Oder sein Erschrecken. »Hast du einen Plan, wie du uns aus dieser Lage befreien kannst?«, fragte er Elvis hoffnungsvoll.

»Ja.«

»Cool. Und wie sieht der aus?«

»Meinst du, ich erkläre dir den Plan, während Ernie und Bert da drüben sitzen? Du dämlicher Arsch. Was meinst du, wer ich bin? *Du*?«

»Ach ja. Richtig. Au weh, mein verdammter Schädel.«

Der Kleinbus kam am Straßenrand zum Stehen und Sanchez hörte, wie vorne der Fahrer ausstieg. Er war von den hinteren Sitzen aus nicht zu sehen, aber Sanchez hörte, wie er um den Wagen herum zur Doppeltür ging, wobei seine Schuhe auf dem Rollsplitt des Highways knirschten. Sekunden später wurden die Türflügel geöffnet. Zu seiner Enttäuschung sah Sanchez Invincible Angus mit zwei Schaufeln in der Hand draußen stehen.

»Okay, Tempo. Alles aussteigen!«, befahl der große Mann.

Sanchez schaute durch die offenen Türen hinaus. Es war dunkel auf dem Highway, das einzige Licht kam vom Vollmond. Die Wüste war zu ihren besten Zeiten ein Dreckloch, aber jetzt war sie ein dunkles, kaltes Dreckloch mit eisigem Wind. Wo am Tag nur Staub und Sand und sterbende Pflanzen gewesen waren, erklangen jetzt raschelnde Laute, ein Quieken und Heulen von unsichtbaren Tieren und tanzenden Schatten.

Die beiden Wachmänner wedelten mit ihren Pistolen in Richtung der Doppeltür und gaben Sanchez und Elvis das Zeichen auszusteigen. Elvis stand auf und sprang aus dem Wagenheck hinaus auf den einsamen verlassenen Highway. Sanchez folgte ihm wie gewohnt, wenn auch mit großer Beklommenheit. Es war ziemlich dunkel im hinteren Abteil des Wagens und als er hinaussprang, schaffte er es, über irgendetwas zu stolpern und mit dem Gesicht auf Invincible Angus' linker Schulter zu landen, ehe er wie ein nasser Sack zu Boden stürzte.

»Netter Versuch«, sagte Angus lakonisch. »Typisch Profikiller. Die versuchen immer irgendetwas.«

Die beiden Wachmänner folgten Sanchez nach draußen. Tommy bückte sich, fasste den Barbesitzer unter der rechten Achsel und zog ihn vom Boden hoch.

»Bist du sicher, dass dieser Typ ein Berufsmörder ist?«, fragte er zweifelnd.

»Lass dich nicht durch das Aussehen täuschen. Dieser Kerl ist tödlich. Dieses tollpatschige Idiotengetue ist reine Schau«, erklärte Angus kühl.

Elvis protestierte. »Bist du noch bei Trost?«, sagte er verächtlich. »Sanchez ist ein Scheißbarkeeper und kein verdammter Killer.«

Angus schüttelte den Kopf. »Nee, nee. Kein Barkeeper kann mit bloßen Händen drei Männer regelrecht hinrichten und anschließend zwei Sicherheitsmänner überwältigen.«

»Du dämlicher Wichser. Er hat nichts davon getan.«

»Wer war es dann? *Du* vielleicht?«, meinte Angus spöttisch.

»Nun ja, ich habe niemanden getötet, aber ich hab die beiden Sicherheitstypen schlafen gelegt, wenn du so fragst.«

Angus schmunzelte. »Hältst du mich für blöde? Aber ich sag dir was. Ich gebe euch beiden die Chance zu beweisen, wer von euch der Killer ist.« Er warf die beiden Schaufeln auf den Boden.

»Also, Freunde, los geht's. Schnappt sie euch und folgt mir.«

Sanchez starrte auf die Schaufeln. »Na super«, sagte er sarkastisch. »Sollen wir jetzt auch noch irgendwelche Scheißsandburgen in der Wüste bauen? Das muss mein Glückstag sein.«

Bis zu diesem Moment hatte Angus beinahe freundlich geklungen. Nun wurde er ungehalten.

»Weißt du, Sarkasmus ist eine sehr unschöne Eigenschaft. Und so wie du aussiehst, solltest du dich lieber ein wenig damit zurückhalten, Fettsack.«

Sanchez und Elvis bückten sich und schafften es, mit ihren gefesselten Händen, je eine Schaufel zu ergreifen. Die beiden Wachmänner behielten sie dabei aufmerksam im Auge und achteten darauf, dass keiner eine plötzliche Bewegung machte.

»Na los doch«, befahl Tommy und bohrte Sanchez den Pistolenlauf in den Rücken. »Ihm nach.« Sanchez und Elvis gingen hinter Invincible Angus her, verließen den Highway und stolperten in die Wüste mit den beiden Sicherheitsmännern als Nachhut, die gelegentlich mit ihren Pistolen die Rückenpartien ihrer Gefangenen traktierten.

Angus schritt knapp zwei Meter voraus und suchte sich einen Weg durch verkrüppelte Salbeisträucher und Wacholderpflanzen, die vielleicht dreißig Zentimeter hoch das Erdreich bedeckten. Er steuerte auf eine besonders einsam erscheinende Gegend in der Wüste zu, die gut zwanzig Meter von der Straße entfernt war. Sanchez nutzte die Gelegenheit, um Elvis zu fragen, wie sie ihre Flucht inszenieren wollten.

»Wie sieht der Plan aus?«, flüsterte er.

»Wir warten.«

»Warten? Warten auf was?«

»Dass irgendetwas geschieht.«

»Toller Plan. Hat es lange gedauert, bis er dir eingefallen ist?«

»Eigentlich ja.«

Ein gutes Stück vor ihnen blieb Angus auf einem Gelände voller lockerem Erdreich und Sand stehen, auf dem nicht einmal die ärmliche Vegetation gedieh. Er deutete auf den Boden.

»Okay, es läuft folgendermaßen«, sagte er. »Ihr fangt beide an zu graben. Das Loch soll groß genug sein, sodass einer von euch Platz darin hat. Seht mal, Leute, ich bin ein umgänglicher Mensch. Ich möchte nur wissen, wer von euch der Profikiller ist, der sich meine zwanzigtausend Dollar geschnappt hat.«

Elvis schüttelte den Kopf. »Von was, verdammt noch mal, redest du, Mann?«

»Da war ein Umschlag mit zwanzigtausend Dollar darin. Jemand hat die Zwanzigtausend rausgenommen und den Umschlag an der Rezeption abgegeben. Wer von euch beiden hat das getan?«

Selbst die Sicherheitsleute konnten sich nicht zusammenreimen, wovon Angus redete. Nur Sanchez wusste, dass zwanzig Riesen in dem Umschlag gesteckt hatten, weil er sie gestohlen und ausgegeben hatte. Tommy meldete sich von seinem Platz hinter Sanchez zu Wort.

»Was redest du da, Mann? Welche zwanzig Riesen? Die kriegst du von Mister Powell, wenn du deinen Job erledigt hast. Und sogar noch mehr.«

Angus griff mit beiden Händen in die Taschen seines Trenchcoats und holte zwei Pistolen hervor. Er gab Tommy und dem anderen Wachmann mit einem Kopfnicken ein Zeichen.

»Geht mal zur Seite.«

Tommy und der andere Wächter traten ein Stück zurück. Und dann, zu Sanchez' Überraschung, feuerte Angus zweimal, einmal mit jeder Pistole. Seltsam war nur, dass er nicht auf Sanchez und Elvis zielte. Die beiden Wachmänner stießen kurz erstickte Schreie aus, gefolgt von dem typischen Geräusch zu Boden stürzender Körper, ausgelöst durch je eine von Angus abgefeuerte Kugel in den Kopf.

»Ich wusste doch, dass dieser Typ auf unserer Seite steht!«, sagte Sanchez fröhlich.

Angus sah Elvis fragend an. »Ist dein Freund immer so dämlich?«

Elvis nickte. »Ich fürchte. Man gewöhnt sich daran.«

»Wie bitte?«, fragte Sanchez. »Was geht hier vor?«

»Er erschießt seine Handlanger, um zu zeigen, wie böse er ist«, sagte Elvis. »Der Typ ist eine wandelnde Karikatur. Hast du das nicht bemerkt?«

»Tatsache ist, dass ich genau das gar nicht tue«, protestierte Angus. »Diese Typen wussten nicht,

wer ich bin. Sie dachten, ich helfe ihrem Boss. Aber ich habe Wichtigeres zu tun als das. Ich bin hier, um einige der Teilnehmer an dem Gesangswettbewerb zu eliminieren.«

Elvis musste Angus immer weiter reizen. »Siehst du, Sanchez? Ich sagte doch, er ist die reinste Karikatur. Jetzt verrät er uns die Einzelheiten seines raffinierten Plans, ehe er uns erschießt. Steck ihn in einen grauen Anzug, rasier ihm den Schädel und du hast Doctor Evil vor dir.«

»Halt verdammt noch mal die Schnauze!«, schnappte Angus.

Elvis ignorierte ihn. »Was kommt als Nächstes?«, fragte er. »Sperrst du uns jetzt irgendwo ein und fährst dann zum Hotel zurück und *denkst* nur, dass wir sterben?«

Angus' Gesicht begann zu zucken, als Elvis' Spöttelei seinen Ärger in rasende Wut verwandelte.

»Hört mir gut zu«, knurrte er und zielte mit den Pistolen auf sie. »Ihr habt die Wahl. Einer von euch kann sein Leben retten, wenn er mir sagt, wo meine zwanzig Riesen sind.«

»Scheiße, Mann. Das wissen wir nicht«, erwiderte Elvis. »In dem Umschlag waren keine zwanzig Riesen, das schwöre ich.«

»Er hat Recht«, pflichtete Sanchez ihm eilig bei. Er wusste nicht, wovor er sich mehr fürchten sollte: davor, dass Angus glaubte, er wisse wo das Geld war, oder davor, dass Elvis herausbekam, dass sich in dem Umschlag tatsächlich zwanzig Riesen befunden hatten.

»Okay«, sagte Angus. »Wenn das so ist, dann fangt an, das verdammt Loch zu graben. Aber wenn einer von euch eine Idee hat, wie er meine zwanzig Riesen zurückholen kann, dann soll er sich keinen Zwang antun und seinem Freund mit der Schaufel eins über den Schädel geben.

Wenn das geschieht, dann kann derjenige, der noch auf den Beinen steht, mit mir ins Hotel zurückkehren, um mir das Geld auszuhändigen, nachdem wir den Verlierer verscharrt haben.«

Sanchez musterte Elvis misstrauisch. Würde der King sich gegen ihn stellen? Sollte Sanchez tatsächlich so etwas wie Mumm entwickeln und zuerst zuschlagen? Oder hatte Elvis wirklich einen Plan, um sie aus dieser gefährlichen Lage zu befreien?

»Ich denke, wir sollten anfangen zu graben«, schlug Elvis vor. Für jemanden, der wahrscheinlich schon bald sterben müsste, erschien er bemerkenswert sorglos.

Durch ihre eng zusammengebundenen Handgelenke behindert, stießen beide Männer unbeholfen die Schaufeln ins Erdreich und begannen ein Loch zu graben. Angus verstaute eine seiner Pistolen im Trenchcoat und holte eine Schachtel Zigaretten hervor. Während er mit den zähnen eine Zigarette herausangelte, flüsterte Sanchez mit Elvis.

»Mal im Ernst, du hast einen Plan, nicht wahr?«

»Irgendetwas wird passieren, Mann.«

»Woher weißt du das?«

»Es passiert immer irgendetwas.«

»Das ist es? *Irgendetwas passiert immer?* ist das dein Plan?«

»Hast du einen besseren?«

»Noch nicht.«

»Dann hör auf zu meckern.«

»Hör *du* auf zu meckern.«

Angus hatte die Zigaretenschachtel wieder eingesteckt und zündete sich jetzt seine Zigarette mit einem Edelstahl-Zippo an. Dann nahm er einen tiefen Zug und ließ das Feuerzeug wieder in seinem Mantel verschwinden. Er machte den Eindruck, als sei er jetzt bereit zu entscheiden, wer als Erster sterben sollte.

»Hey, weniger quatschen, schneller graben!«, rief er und blies eine Rauchwolke durch die Nasenlöcher aus.

Die beiden Gefangenen stießen die Schaufeln in das Grab, das allmählich Gestalt annahm. Sie gruben für einige Minuten weiter und warfen einander argwöhnische Blicke zu. Elvis hatte den meisten Erfolg mit seiner Schaufel, daher war das Grab an seinem Ende deutlich tiefer als bei

Sanchez. Als Elvis' Seite etwa dreißig Zentimeter tief war, meldete sich der Alarm seiner Armbanduhr und zeigte neun Uhr an. Es war ein leises Piepen, aber es klang deutlich hörbar durch die Stille der Wüste. Sanchez verfolgte, wie sein Freund die Schaufel in das Grab fallen ließ.

»Hey«, rief Angus und richtete die Pistole auf Elvis. »Heb das auf und grab weiter, du Mistkerl.« Elvis schüttelte den Kopf. »Kann ich nicht«, sagte er.

»Warum nicht?«

»Gerade ist etwas passiert.«

DREIUNDZWANZIG ♦

Gewöhnlich betätigte sich der Bourbon Kid nicht als Lebensretter. Genau betrachtet, hatte Emily-die-Judy-Garland-Imitatorin es wahrscheinlich nicht verdient, am Leben zu bleiben. Aber er hatte nicht vor, sich der Qual auszusetzen mitzuerleben, wie jemand, der ihn an Beth erinnerte, seine Seele an den Teufel verkaufte. Und die einzige Methode, ein Problem zu lösen, die der Kid kannte, war zu töten. Was ihm ein ernstes Dilemma bescherte.

Er hatte kein Problem gehabt, die anderen Kandidaten zu töten. So wie er es betrachtete, waren sie alle bereit gewesen, dem Teufel ihre Seele zu verkaufen, um zu Ruhm und Reichtum zu gelangen, ganz gleich ob ihnen das bewusst war oder nicht. *Geborene Verlierer, allesamt.*

Julius-James Brown war auch so ein armseliger Möchtegernstar. Er unterschied sich von den anderen nur insofern, dass er noch dringender gewinnen wollte als die anderen. Hinzu kam, dass der Kid ihn nicht leiden konnte. Also, wenn er das Wetsingen gewann und dem Teufel seine Seele verkaufte, in Ordnung. Da gab es jedoch ein entscheidendes Hindernis.

Julius war nicht gut genug, um Emily zu besiegen. Nicht in einer Million Jahre.

Ihre Judy-Garland-Interpretation würde seine James-Brown-Nummer zu Staub zermalmen.

Jemand musste gefunden werden, der Emily schlagen konnte und sie so davor bewahrte, ihre Seele an den Teufel zu verkaufen, natürlich nur unter der Voraussetzung, dass dies wirklich das Schicksal war, das dem Sieger blühte – und darauf hatte er lediglich Julius' Wort. Wenn jemand besser als sie wäre, dann würde dies Julius' Pläne vereiteln und den kleinen Mistkerl lehren, was es hieß, dem Kid seinen Lohn zu verweigern, nachdem er drei seiner Rivalen ausgeschaltet hatte. Normalerweise hätte der Kid wegen einer solchen Angelegenheit irgendjemanden getötet, aber hinter Julius steckte mehr, als man auf den ersten Blick erkennen konnte. Falls es in diesem Hotel tatsächlich irgendwelche Untotenaktivitäten gab, dann war Julius derjenige, der am besten darüber Bescheid wusste. Diese Tatsache sorgte dafür, dass er sich noch für einige Zeit seines Lebens erfreuen konnte. Aber es würde ihm nicht helfen, die eine Million Dollar Preisgeld und den angeblichen Vertrag mit dem Teufel zu gewinnen. Der Kid würde dafür sorgen, dass die an jemand anderen gingen. Und er wusste schon genau, wer das sein würde.

Er fand Jacko im Spielkasino, wo er an einem Roulettetisch saß. Der

Möchtegern-Michel-Jackson fiel in seinem lächerlichen roten Lederanzug auf wie ein bunter Hund. Im Kasino war es ziemlich ruhig, weil die meisten Leute in den Konzertsaal gegangen waren, um sich anzusehen, wie die letzten Interpreten ihre Auftritte absolvierten und anschließend von Nigel Powell entsprechend verbal misshandelt wurden. Die wenigen Leute, die zwischen dem Kid und Jacko standen, hatten es eilig, Platz zu machen, als er auf den Roulettetisch zuging. Er trug immer noch seine Sonnenbrille, sodass niemand seine Augen sehen konnte. Eigentlich wollte das auch niemand.

Vier Spieler saßen auf Hockern am Roulettetisch. Jacko, der am vorderen Ende und damit dem Kid am nächsten saß, hatte einen einzigen Chip auf die Nummer dreizehn gesetzt. Wirklich, die Wette eines Ver zweifelten. Der Croupier, ein Mann mit silbergrauem Haar und wahrscheinlich nicht älter als vierzig, versetzte das Rouletterad in Drehung und schnippte dann eine kleine Kugel in entgegengesetzter Richtung in den Kessel. Jacko beobachtete das Geschehen aufmerksam, doch ehe er Gelegenheit hatte, das Ergebnis zu sehen, legte der Kid ihm eine Hand auf die Schulter und drehte ihn zu sich herum, um ihm in die Augen zu blicken. Jacko schien überrascht zu sein, ihm wieder zu begegnen, begrüßte ihn jedoch mit einem begeisterten Lächeln.

»Hi, Mann. Wie geht es dir?«, fragte er.

»Hör mir gut zu, du Stück Scheiße.«

»Ich freue mich auch, dich zu sehen«, erwiderte Jacko vorwurfsvoll und ließ den Blick zu den anderen drei Spielern am Tisch schweifen. Sie alle reagierten ziemlich schockiert über das rüde Auftreten des Kid und seine unflätige Sprache. Aber klugerweise entschied jeder, der Croupier inklusive, sich einen Kommentar zu verkneifen, und lenkte seine Aufmerksamkeit schnell wieder auf das Rouletterad.

»Du hattest gar nicht die Absicht, an diesem Gesangswettbewerb teilzunehmen, nicht wahr?«, fragte der Kid.

»Wie? Na klar wollte ich das.«

»Totaler Quatsch. Du wolltest nur hierher mitgenommen werden.« Der raue Unterton in der Stimme des Kid, der Jacko schon vorher aufgefallen war, meldete sich zurück. Und zwar äußerst bedrohlich.

»Niemals, Mann. Ich schwöre bei Gott. Ich wollte mich anmelden, aber wie sich herausstellte, erlauben die Veranstalter, dass nur einer einen bestimmten Sänger kopiert. Es gibt bereits einen Michael Jackson, und er trat auf, ehe ich Gelegenheit hatte, mich in die Teilnehmerliste einzutragen. Das heißt, dass ich mir die Show nur ansehen kann und vielleicht im nächsten Jahr eine Chance bekomme.«

»Du nimmst an diesem Wettbewerb teil. Ich habe dich nicht hierher mitgenommen, damit du im Kasino herumsitzt und mit –« er warf einen kurzen Blick auf die anderen Spieler – »mit einem Haufen hässlicher Verlierer Roulette spielst.« Die fraglichen Verlierer wollten protestieren, sagten jedoch nichts. Ein Blick des Kid machte ihnen klar, dass es für sie nur noch schlimmer kommen konnte.

Jacko seufzte. »Hast du mir nicht zugehört? Michael Jackson ist bereits aufgetreten. Er sang ›Beat it‹, und das sogar recht gut.«

»Was für ein Kostüm hat er getragen?«

»Hä?«

»Was für einen Bühnenanzug?«

Die Frage überraschte Jacko offensichtlich. »Ah – keine Ahnung, es war, äh, das gleiche Kostüm, das Jacko in dem Video getragen hat.«

»Richtig. Das macht Sinn, nicht wahr?«

»Ja. War's das?«, fragte Jacko und wandte sich wieder zum Tisch, um zu sehen, ob er gewonnen hatte.

In diesem Moment fiel die Kugel in ein Fach des Rouletterades und der Croupier verkündete die Gewinnzahl. Dreizehn Schwarz. Jackos Augen leuchteten auf und er stieß einen Jubelschrei aus. Er hatte einen Chip auf die Dreizehn gesetzt und damit eine ansehnliche Summe gewonnen.

Während der Croupier begann, die verlorenen Einsätze zusammenzuharken und den Gewinnern ihre Chips zuschob, packte der Kid abermals Jackos Schulter und drehte ihn zu sich um. Diesmal war die Art und Weise, wie er ihn umdrehte, um einiges aggressiver.

»Du hast mir vorhin erzählt, du wolltest ›Earth Song‹ singen.«

»Das stimmt.«

»Warum dann der rote Lederanzug aus dem *Thriller*-Video?«

»Er gefällt mir, das ist alles.«

»Blödsinn.«

Jacko wand sich unbehaglich. Er schluckte krampfhaft und sagte: »Mein Gott, Mann, was ist dein Problem?«

»Du gehst innerhalb der nächsten zwanzig Minuten auf die Bühne oder ich mache dir das Leben zur Hölle.«

»Verdammt noch mal. Wie oft soll ich dir erklären –«

»Du bist John Belushi.«

»Wie bitte?«

»John Belushi.«

Jacko war sichtlich verwirrt. »Der ist doch Komiker, nicht wahr?«

»War.«

»Nun, ich mache keine Stand-up-Comedy.«

»Er war auch Sänger.«

»John Belushi?« Jacko ließ sich kurz durch den Kopf gehen, was der Kid gesagt hatte. Dann schien ihm ein Licht aufzugehen. »Ach ja, er war bei den Blues Brothers, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Mann, bist du bescheuert? John Belushi war ein Weißer.«

»Das war Michael Jackson auch.«

»Schon möglich. Aber ich kann in dieser Aufmachung keine Blues-Brothers-Nummer bringen.« Er deutete auf seinen Anzug. »Außerdem hatte ich keine Zeit, um zu proben.«

»Das brauchst du auch nicht.«

Der Kid nahm seine Sonnenbrille ab und reichte sie Jacko. »Setz die auf und geh zur Bühne. Ich treffe dich dort in fünf Minuten mit dem Rest deines Kostüms.« Er wartete ab, um sich zu vergewissern, dass er verstanden worden war, ehe er mit seiner charakteristischen rauen Stimme hinzufügte: »Wenn du nicht dort auftauchst, dann suche und finde ich dich und ver helfe dir zu einer echten Michael-Jackson-Nase.«

Nachdem er seine Absichten unmissverständlich klargemacht und sich davon überzeugt hatte, dass Jacko begriff, machte der Kid kehrt und verließ das Spielkasino. Abermals machten andere Besucher ihm eilig Platz. Diesmal konnten sie seine Augen sehen. Der Anblick war keinen Deut angenehmer.

Jacko rief ihm noch etwas nach. »Ich brauche mehr als ein verdammtes Kostüm, um mich fürs Finale zu qualifizieren, ist dir das klar?«

»Ich kümmerge mich darum«, lautete Kids letzte Bemerkung, ehe er hinter einer Gruppe Besucher verschwand.

VIERUNDZWANZIG ♦

Als Gabriel die Harley mit aufheulendem Motor an dem Straßenschild vorbeilenkte, das alle Besucher auf Devil's Graveyard begrüßte, wusste er, dass eine wilde Nacht auf ihn wartete. Er hatte nichts Geringeres vor sich als ein Rendezvous mit dem Schicksal.

Gabriel Locke war ein New Age Disciple, ausgebildet von Gottes eigenen Kopfgeldjägern, um die Welt vor dem Bösen zu schützen. Für einen Werber und Streiter für die Werke Gottes sah Gabriel nicht ganz so aus, wie viele Leute erwartet hätten. Bei ihm gab es nicht den typischen Kurzhaaarschnitt, das stets freundliche Lächeln und den billigen blauen Anzug. Er war ein stark tätowierter Biker mit kahl rasiertem Schädel und einer fünf Zentimeter langen Narbe, die horizontal unter seinem linken Auge verlief. Wenn er etwas weniger einschüchternd ausgesehen hätte, wäre vieles für ihn vielleicht anders verlaufen.

Nach einer frühen Karriere als Möchtegernprediger hatte er einen Mann namens Rodeo Rex kennen gelernt, der ihm gezeigt hatte, dass die Würdigung der Werke Gottes aus mehr bestand, als nur seine Lehre zu verbreiten und einen festen Glauben zu haben. Es gab noch eine andere Seite. Eine *viel dunklere* Seite. Eine Seite, auf der im Namen des Herrn getötet wurde, um die Menschheit zu schützen. Rex hatte ihn alles über das Jagen und Töten von Teufelsanbetern, Vampiren, Werwölfen und anderem untotem Abschaum sowie verschiedener anderer böser Erscheinungen gelehrt, die auf dieser Erde keinen Platz hatten (und sowieso niemals in den Himmel kommen würden).

Zuletzt waren sie in Plainview, Texas, gewesen und hatten einen Vampir-Zirkel ausgelöscht, der ein unterirdisches, die ganze Nacht geöffnetes Spielkasino mit Selbstbedienungsrestaurant betrieb. Alle, die beim Spiel verloren, durften das Etablissement verlassen, da sie mit ziemlicher Sicherheit am nächsten Tag zurückkehren würden, doch alle, die hoch gewonnen hatten, kamen nicht mehr raus. Zumindest nicht lebendig. Sie wurden stattdessen den Unsterblichen als Nahrung serviert, was wiederum den Vorteil hatte, dass auch sie sich in Vampire verwandelten und somit keine Nachwuchsprobleme entstanden.

Daher hatten Gabriel, sein Mentor Rex und zwei andere New Age Disciples sich dort eingefunden und das Kasino lange beobachtet, ehe sie bis an die Zähne bewaffnet eines Nachts dem Laden einen Besuch abstatteten. Die Vampire hatten nur schwache Gegenwehr geleistet, wie sich herausstellte. Sie waren typische Blutsauger, die es nur auf die Schwachen abgesehen hatten. Und tatsächlich brachten einige von ihnen sich lieber selbst um, als möglicherweise Rex' Bande in die Hände zu fallen. Die Operation war ein unglaublicher Erfolg.

Aber zwei bedeutsame Dinge waren während ihres einmonatigen Aufenthalts in Plainview geschehen. Erstens lernten sie einen kleinen kahlköpfigen schwarzen Mann kennen, der behauptete, mehr als zweitausend Jahre alt zu sein. Er war sozusagen aus dem Nichts aufgetaucht und behauptete, Gott hätte ihn ausgesandt, um die Disciples zu suchen und ihnen den Auftrag für eine neue Mission zu übermitteln. Dieser Mann firmierte unter dem Namen Julius. Er war gleichermaßen freundlich, kultiviert und gebildet. Und er kannte sich in religiösen Dingen aus. Für die meisten Menschen wäre jemand, der behauptete, zweitausend Jahre alt zu sein, ein Lügner und ein Narr gewesen, aber nicht für Gabriel. Der Gnädige Gott führte ihn oft in alle Winkel der Erde und brachte ihn mit den verschiedensten Personen zusammen, die ähnlich haarsträubende Dinge behaupteten wie Julius. Gabriel hatte einen unerschütterlichen Gottesglauben und war aus diesem Grund überzeugt, dass Julius die Wahrheit sprach. Als nun der kleine Mann Rex und seine Mannschaft bat, ihm bei der Erledigung eines Jobs im Namen Gottes behilflich zu sein und die Mächte des Bösen zu bekämpfen, wussten sie, dass er einer von

den Guten war.

Ihrer Unterstützung sicher, hatte Julius erläutert, dass sie ihm helfen müssten, einen Fluch vom Hotel Pasadena auf Devil's Graveyard aufzuheben. Der Job hatte alles, was sie sich von einer Mission Gottes wünschen konnten. Untote waren beteiligt, es gab Verträge, die mit dem Teufel geschlossen wurden, eine Talentshow, in der die Imitatoren von berühmten verstorbenen Stars auftraten, und, fast ebenso wichtig, es gab eine Belohnung von fünfzigtausend Dollar.

Rex hatte sich einverstanden erklärt, dass er und seine Mannschaft den Job annehmen würden – tatsächlich konnten sie es kaum erwarten –, aber dann kam es zum zweiten bedeutsamen Ereignis in Plainview, Texas. In der Nacht, in der sie erfolgreich das Vampir-Kasino vernichtet hatten, statteten sie dem örtlichen Rotlichtbezirk einen Besuch ab. Und dort kamen sie zu einer verrauchten, heruntergekommenen Bar, in der ein Wettkampf im Armdrücken stattfand. Ein Mann besiegte alle Besucher. Ein finster aussehender Zeitgenosse mit dunklem, fettigem schulterlangem Haar und einem Zweitagebart. Er sah aus wie ein Bikertyp, der mit jeder heiklen Situation fertig wurde.

Es überraschte niemanden, als Rex sich einen Stuhl heranzog und den Mann herausforderte. Was folgte, war ein Duell im Armdrücken, wie man es noch nie erlebt hatte. Es dauerte fast vierzig Minuten, in denen keiner der Männer auch nur einen Zentimeter nachgab. Das brachte Rex zur Weißglut, denn er hatte in seinem ganzen Leben noch nie ein Duell im Armdrücken verloren oder war einer Niederlage auch nur nahegekommen. Die Nachricht von dem außergewöhnlichen Wettkampf hatte sich in Windeseile verbreitet, und Hunderte von Leuten waren zu der Bar geströmt, um den Ausgang mitzuerleben und auf den Sieg Wetten abzuschließen.

Erst hatte der eine Mann, dann der andere die Oberhand, aber am Ende siegte Rex, wie er es immer getan hatte. Der andere Typ schien aufzugeben, als hätte er einen Muskelkrampf. Das alles geschah sehr schnell. In dem einen Moment waren die Arme nahezu unbeweglich miteinander verschlungen und im nächsten ließ Rex die Hand seines Gegners auf die Tischplatte krachen und stimmte ein lautes Siegesgebrüll an. Doch dann beobachtete Gabriel etwas sehr Seltsames und Unerwartetes. Etwas, das er noch nie zuvor gesehen hatte. Der Mann, den Rex besiegt hatte, wollte die Hand seines Gegners nicht loslassen. Stattdessen begann er sie fest zu drücken.

»Verdammt, was tust du? Lass los, verdammtes Arschloch!«, hatte Rex gebrüllt.

Sein Widersacher hatte nicht reagiert. Eigentlich hätte er loslassen und Rex zu seinem Sieg gratulieren sollen. Aber nicht dieser Typ. Dieser Typ hatte keine Klasse. Er verstärkte den Griff um Rex' Hand. Gabriel und zwei seiner Disciple-Brüder schauten zu und wussten nicht, was sie tun sollten. Die Knochen in Rex' Hand knackten, einer nach dem anderen. Gabriel erinnerte sich an den gleichgültigen Ausdruck im Gesicht des Mannes, während Rex sich krümmte und sich zu befreien versuchte, während er verzweifelt die andere Hand nach seinem Gegner ausstreckte.

Doch der stumme Mann lehnte sich außer Reichweite zurück und behielt seinen schrecklichen Griff bei. Rex hatte Gabriel gelehrt, dass ein Kampf Mann gegen Mann der einzige faire Weg sei, Dinge zu regeln, daher unternahmen er und die anderen Disciples nichts und schauten nur weiter zu.

Und bereuten es.

Schließlich löste der andere Mann seinen Griff, stand auf und verließ die Bar, ohne eine Gratulation oder eine Entschuldigung für seine Tat zu äußern. Rex schnappte sich seinen Gewinn und begab sich heftig fluchend ins nächste Krankenhaus, um seine Hand richten zu lassen.

Gabriel hatte ihn begleitet, um ihm moralische Unterstützung zu leisten. Sein Mentor litt offensichtlich Qualen, wie er es noch nie bei jemandem erlebt hatte. Unterdessen folgten die beiden anderen Mitglieder der New Age Disciples dem Mann, der Rex die Hand gebrochen hatte. Sie hatten die Absicht, sich bei ihm für seinen Angriff auf ihren geliebten Anführer zu revanchieren.

Im Krankenhaus hatten die Ärzte an Rex' Hand eine Notoperation durchführen müssen. Sie war jedoch irreparabel geschädigt, und sie hatten sie am Ende amputieren und durch einen Haken ersetzen müssen. Das war ein Schock gewesen, und nicht nur für Rex. Wie zum Teufel sollte man jemanden trösten, dem gerade die Hand am Gelenk abgetrennt wurde? Gabriel hatte nicht die leiseste Idee gehabt, was er hätte sagen sollen. Er konnte sich noch immer lebhaft an Rex' rasende Wut über den Vorfall erinnern. Und so kam es, dass Gabriel, ohne seinen ziemlich aus der Bahn geworfenen Boss vorher um Rat zu fragen, Ash anrief und ihm grünes Licht für die Vergeltungsaktion an dem Mann gab.

Was das Ganze nur noch schlimmer gemacht hatte.

Als Gabriel anrief, saßen Ash und Roderick in einem Wagen auf dem Parkplatz eines Motels, zu dem ein kleiner Imbiss gehörte. Ash informierte Gabriel, dass der Mann, dem er und Roderick gefolgt waren, einen schwarzen Pontiac Firebird fuhr. Sie waren ihm zu dem Motel am Stadtrand von Plainview gefolgt, wo er angehalten hatte, um eine Kleinigkeit zu essen. Sie hatten sich auf den Parkplatz gestellt, um ihn zu beobachten, und warteten auf einen Anruf von Gabriel mit weiteren Anweisungen von Rex. Gabriel erinnerte sich nur zu gut an sein Gespräch mit Ash, denn es war das letzte Mal, dass sie miteinander sprachen. Er hatte Ash befohlen, dem Mann in den Imbiss zu folgen. Ash hatte gehorcht, jedoch seine Zielperson nirgendwo in dem Imbiss entdecken können. So war er dann mit Gabriels Erlaubnis zum Wagen zurückgekehrt, um darauf zu warten, dass der Mann wieder auftauchte.

Gabriel hatte alles, was danach geschah, über sein Mobiltelefon mithören können. Es verfolgte ihn immer noch, selbst jetzt, sieben Wochen später.

»Gabe, keine Spur von dem Kerl im Imbiss oder im Motel. Der Typ an der Rezeption meint, er habe ihn noch nie gesehen«, hatte Ash durchgegeben.

»Ihr habt ihn aber reingehen sehen, oder?«

»Ganz klar, aber der Rezeptionsheini meint, es sei niemand reingekommen.«

»Dann lügt er. Schau noch einmal nach.«

»Warte mal. Ich muss zurück zum Wagen. Bei Roderick ist irgendetwas im Gange.«

»Was?«

»Bleib dran. Der verdammte Wagen wackelt, Mann.«

Gabriel hörte, wie Ash die Tür öffnete.

»Ash! Steig nicht ein!«, hatte er ins Telefon gebrüllt.

»Was zur Hölle? Rod? *Rod?* Mein Gott! Gabe! *Er ist tot!*«

»Steig nicht in den Wagen!«

»Seine Kehle ist aufgeschlitzt. O Jesus! Was zum –« Er hatte am Telefon panisch und verzweifelt geklungen, doch die Verbindung wurde mitten im Satz unterbrochen. Gabriel hatte versucht, ihn erneut zu erreichen, aber ohne Erfolg. Schließlich war er zu dem Motel gefahren und hatte den Wagen mit seinem grässlichen Inhalt gefunden. Von dem Fremden war nichts zu sehen gewesen. Einige Tage später hatten die Ermittlungen der örtlichen Polizei ergeben, dass der Mörder der Fahrer des Pontiac Firebird war. Nachdem er Roderick getötet hatte, war er auf den Rücksitz ihres Wagens umgestiegen und hatte dort gewartet und wenig später Ash die Kehle durchgeschnitten, nachdem er zum Fahrzeug zurückgekehrt war.

So hatte es sich ergeben, dass Gabriel, da Rex mit seiner neuen Hand beschäftigt war und Roderick und Ash den Tod gefunden hatten, den Devil's-Graveyard-Job ganz alleine durchziehen musste. Außerdem erzählte man sich, dass der Kerl, der Rex' Hand zerquetscht und dann die beiden anderen Disciples getötet hatte, ebenfalls dorthin gefahren sei. Es war absolut möglich, dass er beabsichtigte, sich die von Julius für seine streng geheime Mission ausgesetzte Belohnung abzuholen. Und wenn die Dinge so liefen, wie sie sollten, könnte Gabriel ihn töten. Darauf freute er sich schon.

Der eisige Wüstenwind drang ihm bis auf die Knochen, während er auf seiner choppermäßig umgebauten Harley, an der fast jedes Bauteil aus Metall verchromt war, sodass sie silbern im Mondlicht funkelte, den verlassenen Highway hinunterraste. Gabriel hatte schon immer die Kälte geliebt. Er fühlte sich lebendig, wenn sich die Haut an seinen Armen zusammenzog und rot färbte. Aus diesem Grund fuhr er, sogar des Nachts, immer in einer schwarzen Lederweste über einem ärmellosen schwarzen T-Shirt. Er war ein erfahrener Biker und genoss den zusätzlichen Reiz, keinen Helm oder zu viel Schutzkleidung zu tragen. Seine einzige Konzession in Sachen Sicherheitskleidung bestand aus einem Paar schwerer Motorradstiefel mit Chromschnallen und einer schwarzen Lederhose, obgleich er diese Teile eher aus modischen Gründen als zum Schutz trug.

Auf seinem rechten Bizeps prangten drei tätowierte Würfel mit den Zahlen eins, zwei und drei. Was er sich mehr als alles andere wünschte, sich aber erst noch verdienen musste, waren drei ähnliche Tätowierungen auf seinem linken Bizeps mit den Zahlen vier, fünf und sechs, die anzeigten, dass er ein vollwertiges Mitglied der New Age Disciples war. Die erfolgreiche Ausführung seiner Mission würde ihm dazu verhelfen. Auf der Rückseite von Gabriels rasiertem Schädel befand sich eine andere Tätowierung in Gestalt eines kleinen Kruzifixes. Er sah aus wie ein mörderischer Hurensohn.

Und genau das war Gabriel auch. Rex hatte ihn wegen seiner Fähigkeiten als Killer aufgenommen, aus keinem anderen Grund. Der religiöse Aspekt seiner Tätigkeit war ihm noch ziemlich neu. Sicher, die Schulungen machten ihm durchaus Spaß, aber nicht so viel wie das Töten. Als junger Mann hatte er ein paar Menschen getötet, die er lieber hätte am Leben lassen sollen. Nun unterwies Rex und die New Age Disciples ihn im Töten aus den richtigen Gründen. Im Töten für das Wohl der Menschheit.

Der abendliche Himmel hatte sich ziemlich plötzlich verdunkelt und die Sterne glitzerten hell, während er an Sleepy Joe's Diner vorbeidonnerte und das überlaute Blubbern des V-Twin-Auspuffs als Echo von den Gebäudemauern zurückgeworfen wurde. Dank einer Straßenkarte, die Julius Rodeo Rex gegeben hatte, kannte er von dort den weiteren Weg zum Hotel. Da Rex selbst nicht teilnehmen konnte, hatte er die Karte zusammen mit der Mission an Gabriel weitergegeben. Es erfüllte ihn mit Stolz, dass Rex ihm zutraute, einen derart wichtigen Auftrag alleine ausführen zu können. Er wollte sich dieses Vertrauens als würdig erweisen. Dies hatte er sich selbst dadurch erschwert, dass er verspätet eintreffen würde, aber er war jetzt kurz vor dem Ziel. Einige Kilometer die Straße hinunter erhellte das Hotel Pasadena den Nachthimmel. Die Zeit des Tötens war nahe.

Gabriel konnte es kaum erwarten, endlich zu beginnen. Die Wut über all das, was seinen Kameraden während der letzten Wochen zugestoßen war, hatte sich in ihm aufgestaut, und er war bereit, ihr freie Bahn zu lassen. Zufälligerweise ergab sich seine erste Gelegenheit dazu um einiges früher, als er erwartet hatte.

Auf der rechten Straßenseite gut fünfhundert Meter vor ihm sah er eine zerlumpte Gestalt auf sich zustolpern. Er verringerte das Tempo seines Bikes von gut neunzig auf beherrschbarere vierzig Stundenkilometer. Mit der rechten Hand zog er eine matt glänzende silberne Pistole aus einem maßgeschneiderten Holster seitlich an seinem Motorrad. Während der Abstand zu der Gestalt, die aus der Wüste auf ihn zuwankte und mit den Armen ruderte, zügig abnahm, zielte er und feuerte. Der Explosionsknall der Waffe hallte sogar über dem Auspufflärm der Harley als mächtiges Donnern durch die Nachtstille. Das Geschoss schlug mit tödlicher Präzision im Gesicht des Fußgängers am Straßenrand ein.

Guter Schuss, dachte Gabriel, während er an der zusammengebrochenen Gestalt vorbeifuhr. Alles, was an Halloween zu Fuß aus der Einöde des Devil's Graveyard herauskam, verdiente so gut wie sicher den Tod.

Er verstaute die Pistole in einem Schulterhalfter unter seiner Jacke, bereit, sie bei jedem Passanten, auf den er traf, sofort wieder zu benutzen. Weitere zwei Kilometer die Straße hinunter entdeckte er ein am Straßenrand geparktes Wohnmobil. Ein böses, selbstgerechtes Grinsen breitete sich auf seinem narbigen Gesicht aus.

Seine Nacht des Tötens versprach interessant zu werden.

Hinter ihm am Highway lag der Körper des Mannes, den er niedergeschossen hatte, und kühlte allmählich ab. Sein Hinterkopf fehlte und seine dunkle Uniform war staubig und mit Blut besudelt.

So endeten das Leben und die allzu kurze Polizeikarriere von Johnny Parks.

FÜNFUNDZWANZIG ♦

Jacko sah von der Bühnenseite zu, wie ein Frank-Sinatra-Imitator von der Jury heftig eins auf den Deckel bekam. Sinatras Vortrag hatte ziemlich unsicher begonnen und war im späteren Verlauf immer schlechter geworden. Er leistete sich gleich am Anfang einen dicken Patzer, indem er bei seiner Interpretation von »My Way« fälschlicherweise die Textzeile. »I know the end is near« sang. Danach hatten seine Stimme und seine Erinnerung an den richtigen Text ihn vollständig im Stich gelassen. Zeitweise jaulte er wie eine ertrinkende Katze, und an einer besonders wichtigen Stelle schien er plötzlich Flämisch zu singen. Seine Darbietung beendete er schließlich mit einem entsetzlichen Hustenanfall.

Jacko hatte seinen Namen bei den Organisatoren der Show zehn Minuten, bevor Sinatra auf die Bühne ging, eingetragen. Sie hatten sich bereit erklärt, ihn als Letzten auftreten zu lassen, wenn er sich ein besseres Kostüm beschaffte als den roten Lederanzug, den er trug. Es war schwierig gewesen, sie davon zu überzeugen, dass er einen Blues-Brothers-Song zum Besten geben wollte, vor allem weil er überhaupt nicht wusste, welchen Titel er singen wollte. Aber sie hatten ihm die Teilnahme sehr wahrscheinlich nur deshalb gestattet, weil sie dachten, er wäre einer der unterhaltsamen Freaks.

Seit er sich im Bereich hinter der Bühne aufhielt, wo sich der Bourbon Kid mit ihm treffen wollte, hatte er drei Auftritte mitbekommen. Sie waren ausnahmslos schrecklich gewesen. Aber jetzt, während er miterlebte, wie Frank Sinatra von der Jury förmlich zertrümmert wurde, war er der letzte Konkurrent, dessen Auftritt bevorstand. Er sollte innerhalb der nächsten zwei Minuten auf der Bühne erscheinen und er hatte noch immer nicht das Blues-Brothers-Kostüm, das der Bourbon Kid ihm versprochen hatte. Die Bemühungen des Kid, einen passenden Anzug zu finden, nahmen mehr Zeit in Anspruch, als Jacko erwartet hatte, was nicht unbedingt schlecht war. Falls der Kid nicht mit seinem Anzug auftauchte, dann hätte er eine perfekte Entschuldigung, nicht auf die Bühne zu gehen und zu singen. So wie es im Augenblick aussah, könnte er als Michael Jackson verkleidet und mit einer Sonnenbrille auftreten. Und dem mangelte es, was die Erscheinung der Blues Brothers betraf, doch erheblich an Authentizität.

Er eilte die Treppe hinunter, die auf die Bühne führte, und ging herum, um einen letzten Blick in den Gang zu werfen und nachzusehen, ob der Kid zu ihm unterwegs war. Er schaute dreimal nach, ehe er entschied, dass er sich lieber aus dem Staub machen sollte. Doch dann, als er schon fast alle Hoffnung aufgegeben hatte, sah er den dunkel gekleideten Killer am Ende des Flurs aus der Lobby kommen. Er trug einen schwarzen Anzug und ein weißes Oberhemd in der einen Hand und eine elegante schwarze Clipkrawatte in der anderen. Er kam durch den Flur auf Jacko zugetrabt.

»Meinst du nicht, du hättest das Ganze ein wenig besser vorbereiten können?«, schnappte der nervöse Sänger sarkastisch. »Ich weiß noch nicht mal, welchen verdammten Song ich bringen soll, und seien wir doch mal ganz ehrlich, bei dieser Eile hätte ich noch nicht einmal Zeit, den »Chicken Dance« auswendig zu lernen.«

»Halt verdammt noch mal die Schnauze und zieh das an«, knurrte der Kid. Er warf Jacko den Anzug und das Hemd zu. Jacko fing beides auf und breitete es auf dem Fußboden aus. Dann schlüpfte er widerstrebend aus seinem roten Lederjackett und reichte es dem Kid, damit er es festhielt. Als Letzterer keinerlei Anstalten machte, es zu nehmen, ließ Jacko es am Ende auf den Fußboden fallen.

»Das ist ein Scheißplan, weißt du das?«, beschwerte er sich. »Ich muss in dreißig Sekunden auftreten und habe noch nicht mal eine richtige Nummer zusammen.«

»Das ist schon okay«, sagte der Kid und holte einen kleinen silbernen Gegenstand aus der Gesäßtasche. »Das wird dir helfen.«

»Ach ja? Und was ist das?«, fragte Jacko, während er das weiße Oberhemd aufhob und seine Hände in die Ärmel schob.

»Ich hab dir das besorgt.« Der Kid hielt das etwa zehn Zentimeter lange Objekt hoch, das er aus der Tasche gezogen hatte. Jacko warf nur einen kurzen Blick darauf und schüttelte den Kopf.

»Oh nein. Oh nein, nein, nein. Du glaubst doch wohl nicht, dass ich mit einer Mundharmonika dort hinausgehe und ernsthaft hoffe, dass ich gewinnen könnte?«

»Betrachte dich als Überraschungsnummer. Niemand hat bisher ein Instrument gespielt. Damit fällst du garantiert auf.«

»Ich werde ausgelacht, genau das wird passieren.«

»Dieses Risiko gehe ich gerne ein.« Die Stimme des Kid klang wie Schotter, der unter Schuhsohlen knirscht.

»Ja, darauf hätte ich wetten können. Und wenn ich Nein sage?«

»Du willst nicht wirklich wissen, was ich mit dir tue, wenn du Nein sagst.«

»Und wenn ich versage? Ich habe noch immer keinen gottverdammten Song.«

»Brauchst du auch nicht. Geh auf die Bühne und erzähl den Juroren, dass deine Frau vor Kurzem gestorben ist. Erzähle ihnen, dass ihr Name Sally war. Dann singst du ›Mustang Sally‹. Das hat einen Refrain zum Mitsingen. Das Publikum wird Mitleid mit dir haben, selbst wenn du völlig versagst. Versuch sie zum Mitsingen zu animieren. Dann kannst du auf der Mundharmonika spielen, während sie für dich den Gesangspart übernehmen.«

Jacko knöpfte den obersten Hemdknopf zu und seufzte. »Scheiße, Mann. Wo hast du diesen Plan gefunden? In einer Packung Cornflakes?«

Der Kid machte einen Schritt vorwärts, streckte eine Hand aus und packte ihn am Hals. »Ich habe einen besseren Plan, wenn du ins Finale kommst. Was du lieber schaffen solltest. Dies hier habe ich mir auf die Schnelle ausgedacht.« Damit ließ er Jackos Hals los, klemmte die Krawatte, die er noch in der Hand gehalten hatte, an den Hemdkragen und rückte sie gerade.

Jacko bückte sich, um das Anzugjackett vom Fußboden aufzuheben. »Wo hast du überhaupt diese Klamotten gefunden?«, erkundigte er sich.

»Irgendein Typ in der Lobby hat sie getragen.«

»Und was trägt er jetzt?«

»Einen Leichensack höchstwahrscheinlich.«

»Hübsch. Der Anzug eines Toten. Und immer noch warm. Genau das, was ich mir immer gewünscht habe.«

Während er in das Jackett schlüpfte, hörte er, wie die Ansagerin seinen Namen rief. Es wurde Zeit zu gehen. Der Kid schob ihn zurück zur Bühnenseite. Als sie dort ankamen, trat der Frank-Sinatra-Imitator den Tränen nahe in den Gang. Er setzte eine tapfere Miene auf, als er mit ihnen auf gleicher Höhe war, und nickte Jacko zu.

»Viel Glück, Mann. Die sind da draußen ziemlich brutal.«

Jacko schaute dem niedergeschlagenen Sänger nach, wie er zum Fahrstuhl am Ende des Korridors trottete. Der Kid ließ ihn etwa zehn Meter weit kommen, ehe er ihm nachrief: »Hey, Sinatra. Komm mal her.«

Sinatra wandte sich um. Eine kleine Träne war an seiner rechten Wange herabgesickert. Er war noch ein junger Bursche, bestimmt noch keine zwanzig, und Ablehnung, zusammen mit dem damit einhergehenden Schock und Frust, war vermutlich eine völlig neue Erfahrung für ihn. Sich ein wenig Trost wünschend, ging er zu Jacko und dem Kid zurück und hoffte, dass sie ihm vielleicht irgendetwas Ermutigendes sagten.

»Was ist los, Mann?«, fragte er und blieb einen Meter vor dem Bourbon Kid stehen.

Der Kid versetzte ihm einen Kinnhaken. Der Treffer holte ihn von den Füßen. Er schwankte eine Sekunde lang mit einem benommenen Gesichtsausdruck, ehe er nach hinten kippte. Während er in Richtung Fußboden sackte, streckte der Kid die Hand aus und erwischte den schwarzen Filzhut an der Krempe. Ein dumpfer Laut ertönte, als Sinatras Kopf auf dem Teppichboden aufschlug. Ungerührt wandte der Kid sich um und stülpte den Hut auf Jackos Kopf und schob ihn dann leicht auf die Seite. Die Verwandlung von Michael Jackson in einen Blues Brother war nahezu komplett. *Abgesehen von der Hose*. Die Zeit war jedoch abgelaufen und Jacko würde in seiner roten Lederhose auf die Bühne gehen müssen. Trotzdem hatte der Wechsel in weniger als anderthalb Minuten stattgefunden.

»Ja, du siehst okay aus, Mann«, sagte der Kid. »Allerdings müssen wir uns fürs Finale mit dieser verdammten roten Hose irgendetwas einfallen lassen.«

»Das denke ich auch«, sagte Jacko achselzuckend. »Irgendwie passt sie nicht zu dem Kostüm, nicht wahr?«

»Sie passt zu verdammt noch mal überhaupt nichts. Du siehst da drin immer wie ein Arschloch aus.«

»Vielen Dank. Wünschst du mir auch noch Glück, hä?«

»Du brauchst kein Glück.« Der Kid reichte ihm die Mundharmonika. »Jetzt geh und zieh deine Nummer durch.«

Jacko holte tief Luft und eilte dann in seiner neuen Aufmachung und mit einer Mundharmonika in der Hand, auf der er noch nie gespielt hatte, zurück zur Bühnenseite. Dort hielt er für ein paar Sekunden inne, um zu Atem zu kommen, dann trat er auf die Bühne und ins Scheinwerferlicht. Seine Darstellung der Blues Brothers mochte in einem Desaster enden, aber wenigstens glich er ihnen von der Taille aufwärts. Außerdem hatte er ein Hilfsmittel. Keiner der anderen Konkurrenten hatte ein Musikinstrument benutzt. Wenn er den Juroren bewies, dass er einigermaßen annehmbar Mundharmonika spielen konnte, schaffte er es vielleicht tatsächlich bis ins Finale.

SECHSUNDZWANZIG ♦

Sanchez war sich nicht sicher, was er von Elvis' plötzlicher Entscheidung, seine Schaufel fallen zu lassen, halten sollte. Noch weniger sicher war er, wie er die geheimnisvolle Bemerkung seines Freundes, dass etwas »passiert sei«, deuten sollte. Was sollte das heißen? Es musste der Teil eines Plans sein, aber welchen Plans? Eines Plans, der ihre Flucht zum Ziel hatte, hoffte er. Er war gar nicht glücklich über die Möglichkeit, dass Elvis möglicherweise beabsichtigte, ihn aufs Kreuz zu legen.

Doch wenn der Plan es schaffte, Invincible Angus aus dem Konzept zu bringen, dann würde er gewiss funktionieren. Der Profikiller war offensichtlich verwirrt über Elvis' plötzliche Feststellung, dass irgendetwas geschehen war. Die rechte Seite seines Gesichts zuckte und er biss heftig die Zähne zusammen. Dieser Mann war angespannt wie eine zusammengedrückte Sprungfeder, und seine Selbstkontrolle stieß an ihre Grenzen. Er riss die Augen weit auf und zielte mit der Pistole auf Elvis' Kopf.

»Heb die verdammte Schaufel auf und fang wieder an zu graben, sonst blase ich auf der Stelle ein verdammt Loch in deinen verdammt Schädel«, befahl er drohend.

Elvis zeigte nur wenig Besorgnis und noch weniger Interesse. Er erschien irgendwie abgelenkt.

»Hör mal, Mann, wir müssen schnellstens von hier verschwinden«, sagte er. Im Mondlicht verriet das Gesicht des King zunehmende gespannte Erwartung. Sanchez war ebenso verwirrt wie Angus. Was hatte Elvis vor? Und sollte Sanchez irgendwie mitmachen?

»ich zähle jetzt bis drei«, sagte Angus. »Und wenn du bis dahin die Schaufel nicht wieder in der Hand hast und gräbst, lässt du mir keine Wahl. Eins ...«

Sanchez entschied, dass der Zeitpunkt gekommen war, sich bemerkbar zu machen. Elvis hatte eine Karte ausgespielt und hoffte vielleicht, dass er mit etwas Raffiniertem nachzog. Indem er zu Angus schaute, rief er: »Achtung, hinter dir«, und deutete auf einen Punkt hinter dem linken Bein des Killers.

»*Um Himmels willen!*« Angus schüttelte den Kopf und sah Elvis an. »Ist dieser Typ echt? Das ist doch der älteste Trick der Welt. Und *der* soll ein weltberühmter Berufskiller sein?«

»Okay«, sagte Elvis. »Dann schau mal hinter mir nach.«

An diesem Punkt war sogar Sanchez verwirrt. Wie immer ihr Plan aussehen sollte, er schien unendlich lahm zu sein. »Achtung, hinter dir« war schon schlapp genug, aber wenn Elvis jetzt weitermachte, indem er jeden aufforderte, hinter ihn zu schauen, dann griffen sie wirklich nach Strohhalmen. Dennoch entschied Sanchez, weiter mitzumachen, und betete zu Gott, dass das Ganze wirklich Teil eines Plans war. Die Schaufel immer noch mit seinen gefesselten Händen festhaltend, drehte er sich, um einen Blick hinter seinen Freund zu werfen. Zuerst konnte er außer den Umrissen der beiden toten Sicherheitsmänner auf dem Boden nicht viel erkennen. Dann, in der Friedhofsstille, die Elvis' Aufforderung folgte, hörte er plötzlich etwas.

Ein tiefes Rumpeln. Ein Geräusch aus der Erde, als seien hunderte Maulwürfe dabei, sich nach oben zu graben. Aus dem Augenwinkel gewahrte er eine Bewegung in der Nähe des toten Wachmanns hinter Elvis. Der Erdboden begann in Gestalt kleiner Erd- und Sandhaufen aufzubrechen, wobei Staub und kleine Steine in die Luft geschleudert wurden. Sanchez spürte, wie ein Erdbrocken auf seinem Schuh landete. Er kam aus dem Grab, das er und Elvis ausgehoben hatten. Er fuhr herum und beugte sich über das Loch, um nachzusehen, woher der Erdbrocken gekommen war. Das Rumpeln schien auf allen Seiten zu erklingen, aber die nächste Geräuschquelle befand sich eindeutig im Grab. Weitere Erdkrümel flogen heraus. Irgendetwas kam durch die Erde nach oben.

»Was zur Hölle ist das?«, rief Angus ihnen zu. Er konnte das Geräusch, das von Sekunde zu Sekunde lauter wurde, deutlich hören.

Immer noch ins Grab starrend, fixierte Sanchez die kleinen Steine und Erdbrocken, die herausgeschleudert wurden. Beim ungewissen Licht des Mondes war er sich nicht sicher, ob seine Augen ihm etwas vorgaukelten oder nicht. Dann bohrte sich etwas Bleiches von unten durch das Erdreich.

Eine Hand.

Eine alte, vermoderte Hand mit Dreck unter den kurzen, abgebrochenen Fingernägeln. Ihre Finger bewegten sich, suchten nach etwas, woran sie sich festhalten konnten. Es war eine Hand, die sich aus der Erde wühlte. Sanchez schaute wieder zu Angus, der die Pistole auf ihn richtete.

»Es ist eine verdammte Hand!«, brüllte er.

»Wie bitte?«

Es hatte um einiges länger gedauert, als es hätte dauern sollen, doch Sanchez hatte endlich genau erkannt, was es war, wovor Elvis sie zu warnen versuchte. Etwas passierte tatsächlich, das war richtig. Noch etwas, das die verdammte Mystische Lady nicht vorhergesagt hatte, dachte er völlig zusammenhanglos.

»O mein Gott! Hinter dir!«, brüllte er plötzlich. Er starrte auf den Erdboden hinter Angus, und er hatte tatsächlich etwas gesehen. Und das war mehr als nur eine Hand. Was Sanchez sah, war ein halb vermoderter Leichnam, der im Begriff war, sich aus dem Erdreich zu befreien. Die obere Körperhälfte befand sich bereits über der Erdoberfläche, und einer ihrer Arme war ausgestreckt und griff nach Angus' linkem Oberschenkel. Das Gesicht war eine Masse aus zerfetztem und faulendem Fleisch. Der Körper war noch mit Kleiderresten umhüllt, die kaum mehr als die Hälfte des skelettierten Torsos verbargen. Die Kreatur besaß noch Haare, wenn auch grau und voller Erde, Augen und Zähne, aber jedes Gramm Fett, das der Körper vielleicht einmal enthalten hatte, war verschwunden oder während seines unterirdischen Schlafs verbraucht worden. Seine schwarzen, fanatisch glühenden Augen signalisierten einen wahnsinnigen Hunger. Einen Hunger nach menschlichem Fleisch.

Das war jedoch erst der Anfang. Als Angus endlich wach wurde und begriff, dass tatsächlich etwas im Gange war, und sich umwandte, um nachzusehen, eruptierten zwei weitere Erdhaufen rechts und links von ihm. Leiber stiegen aus flachen Gräbern in der Wüste. Leiber all der toten Menschen, die dort während der letzten einhundert Jahre beerdigt worden waren.

Die wahre *Back-From-The-Dead-Show*, ein alljährlicher Leichenschmaus für die Untoten, fing gerade erst an. Und es sah so aus, als sollten Sanchez, Elvis und Invincible Angus die Vorspeise sein. Diese grotesk deformierten, Fleisch fressenden Vertreter der Untoten hatten ein ganzes Jahr ihren Winterschlaf gehalten.

Und sie sahen verdammt hungrig aus.

SIEBENUNDZWANZIG ♦

Als der letzte Interpret zum Vorsingen die Bühne betrat, waren die anderen Konkurrenten mittlerweile unglaublich nervös. Jeder wollte wissen, ob er oder sie es bis ins Finale geschafft hatte. Für diejenigen, die schon früh am Abend ihren Auftritt gehabt hatten, war das Warten unerträglich. Viele von ihnen hatten Zuflucht in einer der Hotelbars gesucht, um mit einem Drink die Nerven zu beruhigen, ehe die Finalisten bekannt gegeben wurden. Andere waren auf ihre Zimmer gegangen, um sich auszuruhen. Ein paar Unglücksrabben waren getötet worden und ein anderer, Elvis, unternahm gerade eine Spazierfahrt in die Wüste.

Eine der wenigen, die sich entschieden hatten, sich auch noch den Auftritt des letzten Konkurrenten anzusehen, war Emily. Sie war nicht so nervös und gespannt wie die anderen, weil sie wusste, dass ihr ein Platz im Finale sicher war. Sie wusste bereits seit Monaten, dass sie nichts anderes zu tun hatte als zu erscheinen und ihren Auftritt beim Vorsingen nicht zu vergeigen. Nachdem sie diese Hürde erfolgreich überwunden hatte, ließ sie den anderen Konkurrenten, von denen sie wusste, dass sie keine Chance hatten, ins Finale zu gelangen, ihre Unterstützung zuteilwerden. Diese Unterstützung war von Herzen aufrichtig gemeint. Sie nahm an, dass sie sich dann auch wegen des ganzen Schwindels besser fühlen würde.

Der Mann auf der Bühne, der wie einer der Blues Brothers gekleidet war – nun, zumindest oben herum –, sah nicht so aus, als sei er eine Bedrohung, und außerdem erschien er viel zu nervös. Als sie sich daran erinnerte, wie nervös sie bei ihrem eigenen Auftritt gewesen war, flog ihm Emilys Herz zu. Hinzu kam, dass die rote Lederhose, die er trug, nicht gerade eine Hilfe war. *Armer Kerl*. Sie schaute von der Bühnenseite zu, wie er nervös mit einer Mundharmonika herumhantierte, während Nina Forina ihm ein paar Fragen stellte. Emily hatte das Glück gehabt, von der Showmasterin nicht interviewt zu werden, ehe sie sang. Wenn Nina einen Kandidaten bat, dem Publikum ein wenig über sich selbst zu erzählen, bedeutete das gewöhnlich, dass der Kandidat entweder ein Freak war oder dass er eine tränenreiche Geschichte auf Lager hatte.

»So, Jacko, sind Sie nervös?«, fragte Nina und legte eine perfekt manikürte orangefarbene Hand auf seine Schulter.

»Ja, ein wenig«, murmelte er leise.

»Haben Sie irgendwelche Freunde oder Familienangehörige im Publikum?«

»Äh – nein. Meine einzige Freundin war meine Frau Sally, aber sie ist vor Kurzem gestorben.« Das Publikum stieß ein einstimmiges und mitfühlendes »Aaah« aus.

»Das tut mir leid«, sagte Nina mit einem Blick, der sicherlich mitfühlend ausgefallen wäre, wenn das Botox dies nicht verhindert hätte. »Und wie ist sie gestorben?«

»Hä?«

»Ihre Frau, Sally. Was war die Ursache ihres tragischen Todes? Oder ist es für Sie zu schmerzlich, darüber zu sprechen?«

Emily kam es so vor, als bereitete diese Befragung Jacko Unbehagen und als wüsste er darauf keine Antworten. »Äh, ja – ich meine, ja, es war schmerzlich. Sie wurde von einem Leoparden gefressen.«

»Von einem *was*?«

»Einem Leoparden.«

Das Publikum stieß einen einstimmigen Seufzer aus. Indem sie sofort erkannte, dass das Interview schon lange genug gedauert hatte, wandte Nina sich wieder an das Publikum und schmetterte in ihr Mikrofon: »Okay, das ist eine sehr traurige Geschichte. Aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb, Ladys und Gentlemen, bitte ich um Applaus für ... *den Blues Brother!*«

Emily beobachtete, wie der Blues Brother stocksteif stehen blieb, sich nicht vom Fleck rührte und lediglich tiefe Atemzüge machte. Du meine Güte, dachte sie, er ist leer. Der Applaus war verstummt und fast zwanzig Sekunden gespenstischer Stille verstrichen, ehe Jacko endlich zu singen begann. Der Song, den er sich ausgesucht hatte, war »Mustang Sally«, obgleich er Mühe hatte, die erste Zeile über die Lippen zu bringen.

»Mustang Sally,

Someone better slow your Mustang down.«

Hätte kein Mikrofon vor ihm gestanden, hätten die Juroren, die nicht mehr als zehn Meter von ihm entfernt waren, ihn kaum gehört. Was letztlich auch ganz gut war, denn wenn man sich die zweite Textzeile genau anhörte, sang er anscheinend den völlig falschen Text. Wie jemand, der einen Titel im Autoradio mitsingt, schien er immer dann ein wenig zu nuscheln, wenn er den Text nicht mehr genau kannte.

Emily ging auf Zehenspitzen zum Bühnenrand, um besser sehen zu können, und hielt sich dabei hinter dem langen roten Vorhang, der zur Bühnenseite zurückgezogen war. Sie dachte, sie sei alleine, bis sie jemanden bemerkte, der sie von der Seitenbühne aus beobachtete. Er stand ungefähr einen Meter links von ihr vor einer Wand, die tiefschwarz gestrichen war. Sie hatte ihn nicht gesehen, bis sie ganz nahe bei ihm war, denn er verschmolz wie ein Chamäleon mit der dunklen Wand.

Sie erkannte in ihm den fremden Mann, den sie früher am Tag gesehen hatte, kurz bevor sie auf die Bühne gegangen war. Er trug immer noch die schwarze Lederjacke mit der dunklen Kapuze auf den Schultern. Das war nun wirklich jemand, der praktisch unbemerkt von einem Schatten zum anderen gleiten konnte. Aber obgleich sie ihn beunruhigend fand, nutzte Emily diese zweite Gelegenheit, diesen Fremden anzusprechen.

»Haben Sie ihm Ihre Sonnenbrille geliehen?«, fragte sie und deutete mit einem Kopfnicken auf den Blues Brother auf der Bühne.

Der Mann war so sehr darin vertieft gewesen, Jackos Auftritt zu verfolgen, dass er nicht bemerkt hatte, wie sie sich ihm näherte. Sein erster zorniger Blick deutete an, dass ihm ihr Annäherungsversuch höchst unwillkommen war, aber schon sein zweiter Blick fiel ein wenig sanfter aus, als er sie erkannte.

»Ja, er brauchte jede Hilfe, die er kriegen kann.«

»Die ersten Zeilen sind die schlimmsten. Doch dann wächst das Selbstvertrauen.«

»Stimmt.« In der rauen Stimme schwang tiefe Skepsis mit.

Emily hatte jedoch tatsächlich Recht. Obgleich er zögernd und stockend angefangen hatte, wurde Jacko mit jeder Zeile besser und mit jedem Wort, das er sang, lauter und selbstsicherer. Und als er zu der Mundharmonika-Passage kam, erstrahlte er geradezu. Der Junge konnte wirklich spielen. Plötzlich horchte das Publikum auf und begann mitzuklatschen.

»Ich hab's doch gewusst«, meinte Emily. »Jetzt ist er ganz gut, nicht wahr?«

»Er ist besser als Sie, das ist schon mal sicher.«

Emily war bestürzt, und zwar sowohl über die unangebrachte Aggression in der Bemerkung als auch über ihre Grausamkeit. »Wie bitte?«, fragte sie betont ruhig.

»Sie waren scheiße. Warum gehen Sie nicht nach Hause? Sie werden niemals gewinnen.«

»Ich habe das gleiche Recht, hier zu sein, wie jeder andere.« Gegen ihren Willen wurde sie wütend, und eine leichte Röte breitete sich auf ihren Wangen aus.

»Ihre Vorsingerei war reiner Schwindel«, fügte der dunkle Fremde hinzu.

Emily spürte, wie ihre Wangen sich intensiver röteten. Es war nicht sehr angenehm, hören zu müssen, wie jemand ziemlich laut aussprach, dass ihr Weg ins Finale vorbestimmt war. Für eine Sekunde zweifelte sie an ihrem Talent.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, stotterte sie und suchte krampfhaft nach einer Möglichkeit,

sich diesem Gespräch zu entziehen.

»Das Finale ist manipuliert. Und falls Sie es nicht bemerkt haben sollten, drei der für das Finale Auserwählten sind verschwunden. Es scheint so, als gefiele jemandem nicht, dass betrogen wird. Warum tun Sie nicht allen Beteiligten einen Gefallen und verpissen sich verdammt noch mal zurück nach Kansas?« Er sah sie drohend an, wobei seine Augen ohne die Sonnenbrille noch beunruhigender erschienen. Sie glaubte nicht, dass drei ihrer Mitfinalisten verschwunden waren – das sagte er nur, um sie zu verunsichern.

Aber er hatte damit Erfolg. Emily schluckte heftig, um die Tränen zurückzuhalten. Es war nicht sehr angenehm, wenn auf diese Weise mit einem gesprochen wurde. Was für ein Problem hatte dieser Kerl? Sie hatte ihm nichts Böses getan. Auf der Bühne war Jacko jetzt in seinem Element und brachte ein heißes Mundharmonikasolo, welches das gesamte Publikum von den Sitzen riss. »Sie sind sehr unhöflich«, platzte sie heraus, ehe sie sich von dem dunkel gekleideten Fremden abwandte und nach rechts ging, wo sie sich in ihrer Verwirrtheit fast in den dunkelroten Vorhangfalten verhedderte.

Nach Standing Ovationen der Zuschauer, die gut eine Minute dauerten, gaben die drei Juroren ihre Urteile ab. Die ersten beiden, Lucinda Brown und Candy Perez, äußerten wohlwollend positive Kommentare, die den Beifall des Publikums erhielten. Schließlich kam der Juror in dem grellweißen Anzug in der Mitte, Nigel Powell, an die Reihe. Er war der Juror, dessen Meinung am meisten zählte. Er erschien um einiges zorniger als vorher während Emilys Auftritt. Er hatte es außerdem ohne Zweifel eilig, eine Pause zu machen.

»Nun, was kann ich sagen, Jacko?«, begann er. »Dein Gesang war bestenfalls mittelmäßig.« Das Publikum buhte und er lehnte sich zurück und drehte sich halb zum Zuschauerraum um. »Das war er wirklich!«, protestierte er. »Aber dafür war dein Mundharmonikaspield hervorragend.« Das Publikum vergaß das Buhen und begann laute Freudenrufe auszustoßen. Als der Lärm sich ausreichend gelegt hatte, fuhr Powell fort. »Aber der Punkt ist, dass diese Show beweisen soll, dass du singen kannst, und für mich klang das überhaupt nicht nach den Blues Brothers. Ohne die Mundharmonika wäre das Ganze wahrscheinlich nicht einmal Mittelmaß.«

Weitere Buhrufe drangen aus dem Zuschauerraum, und aus dem Augenwinkel bemerkte Emily einen Anflug von Erregung auf dem Gesicht des Mannes neben ihr. Tatsächlich sah er aus, als sei er bereit, irgendjemanden zu töten, daher schlich sie sich im Interesse des Selbstschutzes davon und kehrte in die Sicherheit der Künstlergarderobe im achten Stock zurück. Wenigstens dort, so dachte sie, wäre sie unter Freunden wie Johnny Cash, Otis Redding, Kurt Cobain und James Brown.

ACHTUNDZWANZIG ♦

Invincible Angus feuerte seine Pistole ab, und die Hölle brach los. Im wahrsten Sinne des Wortes. Um ihn herum entstiegen unheimliche Kreaturen der Erde. Eine von ihnen bekam sein Hosenbein zu fassen, während sie sich hochzog, was für ihn das Zeichen war, wild um sich zu schießen. Es war außerdem das Zeichen für Elvis und Sanchez, die Flucht zu ergreifen.

»Renn!«, brüllte der King.

Die Mühe hätte er sich sparen können. Sanchez hatte seine Schaufel längst fallen gelassen, kehrtgemacht und den Rückweg zum Straßenrand in einem für ihn zügigen Tempo angetreten. Er lief, so schnell es ihm mit Händen, die nach wie vor mit Klebeband gefesselt waren, möglich war. Er hatte es geschafft, den ausgestreckten Armen von zwei Kreaturen zu entgehen, die hinter ihm aus der Erde geklettert waren, und das Glück war auch weiterhin auf seiner Seite. Die Leiber der beiden Wachmänner hatten die Aufmerksamkeit der Zombies abgelenkt. Sie waren eine leichte Beute: erst vor Kurzem getötet, immer noch warm und nicht mehr in der Lage, sich zu wehren. Angus, der sich auf der anderen Seite des Grabes befand, das er von Sanchez und Elvis hatte ausheben lassen, hatte ein größeres Problem. Auf seiner Seite des Grabes lagen keine Leichen, daher griffen alle Zombies in seiner Nähe nach ihm und versuchten ihn festzuhalten. Obgleich er den ersten in den Kopf geschossen hatte, sprangen sie um ihn herum regelrecht aus der Erde. Nicht dass Sanchez sich einen feuchten Kehricht darum gekümmert hätte. Das geschah diesem Schwachkopf nur recht.

Zwischen Sanchez und dem Kleinbus am Straßenrand befanden sich keine Zombies, daher rannten er und Elvis so schnell sie konnten darauf zu. Sanchez empfand Rennen eigentlich immer als eher unangenehm, aber diesmal war es mit vor dem Bauch gefesselten Händen besonders schwierig. Indem er das Beste aus seiner Lage machte, hob er die Hände vor sein Gesicht, schloss die Augen und betete zu jedem möglichen Gott, der ihm zuhörte, dass der Van nicht abgeschlossen war und der Zündschlüssel im Schloss steckte. Und wenn auf dem Beifahrersitz ein unberührtes Hackfleischsandwich liegen sollte, umso besser.

Sie waren nur noch wenige Meter vom Highway entfernt, als ihnen ein kleiner Lichtschimmer in der Ferne ein wenig Hoffnung machte. Es war ein einzelner Scheinwerfer, etwa fünfhundert Meter entfernt. Sanchez schaute zu Elvis. Er hatte es ebenfalls gesehen und wusste, dass es ihre beste Chance war.

Sie hofften, dass es auf der Straße ein wenig sicherer wäre, da die Gefahr, dass eines der abscheulichen, halb verfaulten Wesen durch die Asphaltdecke brach, doch eher gering war. Aber ihre Glückssträhne endete abrupt, ehe sie die Straße erreichten, als eine Hand neben Sanchez' Füßen aus der Erde herausschoss und seinen linken Fußknöchel packte. Diese kleine Störung seines Laufs reichte aus, ihn ins Straucheln zu bringen. Er verlor den Halt, stürzte schwer zu Boden und schlug sich mit seinen beiden gefesselten Händen ins Gesicht. Für den Barbesitzer war es ein Glück, dass Elvis, obgleich ein oder zwei Meter vor ihm, nicht der Typ war, der einen Freund im Stich ließ, nur weil halb vermoderte untote Kreaturen aus der Erde stiegen. Als er hörte, wie Sanchez stürzte, hielt er an, um nachzusehen, was geschehen war.

»Scheiße, Sanchez! Du hast eine große verdammte Hand an deinem Knöchel!« Er betrachtete den Fuß seines Freundes und die grauhäutige, nahezu vollständig skelettierte Hand, die das Fußgelenk gepackt hielt. An der Hand durch einen verfaulten Arm befestigt und aus der Erde herausragend, war die obere Hälfte eines Riesen von einem Zombie. Sein Kopf war doppelt so groß wie der Kopf eines normalen Menschen. Die Haut hatte die Farbe von dunkler Asche und sah aus, als sei sie in heißen Teer getaucht worden. Die Augen waren gelb und leuchteten in der

Dunkelheit. Hätte Sanchez diese Erscheinung erblickt, wäre er so gut wie sicher in Ohnmacht gefallen.

Immer noch gnädigerweise ahnungslos hinsichtlich dessen, was ihn gepackt hatte, war Sanchez vielmehr damit beschäftigt, seinen Fuß aus der Hand zu befreien. Er zerrte mit der geballten Kraft seiner Beinmuskeln, aber die Kraft des Monsters war größer. Es versuchte, den Fuß zu seinem Mund zu ziehen, während es aus seinem ehemaligen Grab herauskletterte. Wenn die anderen Zombies hungrig aussahen, so machte dieser den Eindruck, als könnte er den entsetzten Barbesitzer in einem Stück verschlingen, ohne anschließend auch nur einen einzigen Knochen auszuspucken. Sein aufklaffender Mund war eine riesige Höhle mit zwei Reihen großer gelber Zähne in eingeschrumpftem blutendem Zahnfleisch und zwei ausgeprägten Tonsillen hinten in seinem Rachen. Seine hell leuchtenden gelben Augen weiteten sich beim Anblick von Sanchez' feistem Bein in seiner Hand.

Elvis packte die gefesselten Hände seines Freundes und zog, so kräftig er es vermochte. Nun war der King schon stark, aber der riesige Hurensohn an Sanchez' Bein war um einiges stärker, daher hatte er mit seinem Versuch keinen Erfolg.

»Nun komm schon, du verdammter Schlappschwanz! Du schaffst es!«, brüllte er Sanchez an. Der Schlappschwanz war davon nicht überzeugt. Er hatte nun das Ding gesehen, das ihn gepackt hatte.

»Scheiße! SCHEISSE!«, schrie er. »Ich komme nicht los! Ich komme nicht los!« Sanchez war noch nie so entsetzt gewesen. Er war in seinem Leben schon von einer ganzen Menge Dinge erschreckt worden, von winzigen Spinnen bis hin zu Vampir-Banden und Werwölfen, aber dies hier stellte alles in den Schatten. Es war das erste Mal, dass irgendetwas von diesen gewaltigen Ausmaßen ihn angegriffen hatte und versuchte, sein Bein zu verspeisen. Auch erreichte Elvis mit seinen Versuchen, ihn zu befreien, nicht viel. Sanchez hatte das Pech, vom Hulk Hogan der Zombies gepackt worden zu sein. Einem Riesen mit unglaublicher Kraft. Um das Ganze noch schlimmer zu machen, waren drei weitere Zombies der Erde entstieg und kamen nun auf sie zu. Sie hatten den Versuch aufgegeben, ihre Zähne ebenfalls in die Leichen der beiden Sicherheitswachmänner zu schlagen, die bereits in einem Schwarm vermodernder Untoter untergingen.

»Elvis! Scheiße! Hilf mir, Mann, zum Teufel noch mal!«, kreischte Sanchez verzweifelt.

»Ich versuch's ja, Mann. Kannst du ihn nicht treten oder so was? Oder dich auf den Mistkerl draufsetzen?«

Sanchez warf sich herum und sah, dass der Riese sich mittlerweile gut zur Hälfte aus der Erde herausgearbeitet hatte und ihn an seinem Knöchel hochhob, um ihm jeglichen Halt zu rauben, und Anstalten machte, ihm ein Stück aus dem Bein zu beißen. Er war an dem Punkt, die Kontrolle über sich zu verlieren und seinen Darminhalt an seinem Bein in Richtung des Mundes der Kreatur laufen zu lassen, als ...

BOOM!

Erschrocken blickte er zur Straße, von wo der Laut gekommen war. Gleichzeitig spürte er, wie der Griff des Zombies an seinem Knöchel schlaff wurde. Er kämpfte sich auf die Füße, um sich auf sicheren Grund zu flüchten. Der Zombie hielt ihn noch immer fest – er konnte seine kalten Finger auf seinem Fleisch spüren –, aber jetzt schaffte er es, sein Bein freizubekommen. Ein Blick nach unten enthüllte, dass die Hand der Kreatur nicht mehr mit ihrem restlichen Körper verbunden war. Der Arm war am Ellbogen dank eines Schusses, der von einem Motorradfahrer, der gerade auf dem Highway anhielt, abgefeuert worden war, abgetrennt worden.

Elvis, der immer noch Sanchez' Hände hielt, zog den rundlichen Barbesitzer an sich. Dann, in einem Anflug plötzlicher Verlegenheit, lösten sie sich hastig voneinander, während das Motorrad die letzten paar Meter zurücklegte und der Fahrer jeweils kurz Gas gab, als er herunterschaltete.

Beide rannten zum Straßenrand, um ihren Retter zu begrüßen. Das Motorrad rollte bis zu ihnen und blieb stehen. Der Fahrer gab ein letztes Mal kurz Gas, dann schaltete er den Motor aus. In der plötzlich einsetzenden Stille trat er den Seitenständer nach unten, lehnte die Harley darauf und stieg ab. Sogar Elvis, der nicht gerade klein war, konnte erkennen, dass er ein Riese von einem Mann war. Er beachtete Sanchez und Elvis nicht, schlenderte an ihnen vorbei, zog eine .357 Dan Wesson PPC aus einem Schulterhalfter, zielte auf den mittleren der drei Zombies, die auf sie zukamen, und feuerte einen einzelnen Schuss mitten in sein Gesicht. Der Knall und der Anblick des auseinanderfliegenden Kopfs ihres Gefährten erschreckten die beiden anderen rechts und links neben ihm. Sie blieben stocksteif stehen und begannen allmählich zurückzuweichen und warteten, um zu sehen, ob der gewaltige Biker noch einmal auf sie schießen würde. Stattdessen wandte er seine Aufmerksamkeit dem riesigen Mutanten zu, der immer noch halb in der Erde steckte und jetzt nur noch einen Arm besaß. Er holte eine Handvoll Patronen aus einer Tasche seiner schwarzen Lederhose und lud in aller Ruhe seinen schwergewichtigen Revolver nach. Dann feuerte er einen Schuss in das Gesicht des Zombies und tötete ihn auf der Stelle. Den schlimmsten Feind bereits am Anfang eines Kampfs zu töten, hatte immer die gewünschte Wirkung. Die anderen wichen zurück und nahmen Kurs auf die beiden toten Wachmänner und auf Invincible Angus, der immer noch damit beschäftigt war, in der Dunkelheit neben dem frisch ausgehobenen, aber immer noch flachen Grab eine ganze Bande von Kreaturen abzuwehren.

Pech gehabt, dachte Sanchez.

Der Mann mit dem schweren Revolver wandte sich zu Elvis und Sanchez um.

»Okay, verschwinden wir von hier«, sagte er. »Das Ganze kann nur noch schlimmer werden.« Er schien sich nicht die geringsten Sorgen wegen des Profikillers zu machen, der in einiger Entfernung um sein Leben kämpfte. Abgesehen von allem anderen trieben sich hier zu viele wiederauferstandene Zombies herum, als dass ein Mann mit einem einzigen Revolver an eine Rettungsaktion hätte denken können. Angus müsste schon alleine klarkommen.

»Das walte Gott«, sagte Sanchez, blickte zum Himmel und murmelte ein stummes Dankgebet. Er war, ab und an, ein tiefreligiöser Mensch, allerdings nur zu Zeiten, zu denen es ihm passte. Mit anderen Worten, wenn er knietief in der Scheiße steckte.

Zu seiner Überraschung ging der massige Biker zu Elvis hinüber, und die beiden grinsten einander an. Der King, der es geschafft hatte, das Klebeband abzureißen, mit dem seine Hände gefesselt gewesen waren, schüttelte dem anderen Mann die Hand.

»Yo, Gabriel, Mann, wie läuft's denn so?«, fragte Elvis lächelnd. Es war offensichtlich, dass die beiden alte Freunde waren.

»Es könnte schlechter gehen. Was treibst du so?«

»Nicht viel. Hier ist ziemlich tote Hose.«

»Ja. Willst du mitfahren?«

»Das kannst du wohl annehmen.«

Gabriel schwang sich auf seinen großen Harley-Davidson-Chopper, klappte mit dem Fuß den Seitenständer hoch und ließ den Motor an. Elvis kletterte auf den langen Ledersitz hinter ihm. Gabriel blickte zu Sanchez, der im Stillen betete, dass auch ihm angeboten wurde mitzufahren, allerdings konnte er nicht erkennen, wie das gehen sollte.

»Na komm, Fettarsch. Steig auf«, befahl Gabriel und gab Sanchez mit einer Geste zu verstehen, dass er sich auf die wenigen Zentimeter Vordersitz setzen sollte, die zwischen Gabriel und dem voluminösen Benzintank noch frei waren. Der Barbesitzer brauchte kein zweites Mal aufgefordert zu werden und schaffte es irgendwie, ein Bein über das Motorrad zu heben und sich auf den Vordersitz zu quetschen, wo Gabriels lange Arme an ihm vorbei den Lenker festhielten. Es war noch nicht einmal andeutungsweise gemütlich, aber verdammt viel besser, als mit einer Bande verfaulender, längst toter Freaks zurückgelassen zu werden.

»Was zur Hölle sind diese merkwürdigen Wesen?«, fragte er und deutete mit einem Kopfnicken auf die Zombies in der Nähe des frischen Grabes, die sich immer noch bemühten, sich von Invincible Angus einen fetten Happen zu sichern.

»Wenn ich mich nicht irre, dann sind das Ghuls oder vielleicht auch Zombies. Ich würde mir an deiner Stelle wegen ihnen keine Sorgen mehr machen – Invincible Angus wird sich schon gebührend um sie kümmern«, sagte Gabriel und ließ den Motor aufheulen. Und tatsächlich gingen die Flüche des Killers am Grab schnell in einer Serie Pistolenschüsse unter.

»Sie kennen Angus?«

»Klar. Und jetzt halt dich fest.«

Der Chopper fuhr an und rollte den Highway hinunter, wobei das Drehmoment des großen V-Twin die zusätzliche Last mühelos bewältigte. Da ihm der Wüstenwind Sand und allerlei Insekten ins Gesicht blies, entschied Sanchez, dass er wohl am besten den Mund hielt, um die Aufnahme unerwünschter Nahrung zu vermeiden. Er hörte Elvis und Gabriel so gut es ging zu, als sie einander lautstark über dem Lärm des Motors und des Windes auf den neuesten Stand brachten, während die Harley durch die Nacht dröhnte.

»Was führt dich in diese Gegend, Gabe?«, rief Elvis von hinten.

»Rex hat mich hergeschickt. Es gibt ein Untoten-Problem in dieser Gegend. Das hast du sicherlich schon bemerkt. Ich bin hier, um es zu lösen.«

Heilige Scheiße!, dachte Sanchez. Er kannte Gabriel erst seit einer Minute und erstarrte bereits in Ehrfurcht vor ihm.

»Du bist hergekommen, nur um die Untoten zu bekämpfen?«, hörte er Elvis fragen.

»Das ist ein Grund. Ich muss außerdem einige Sänger töten.«

»Ich schätze, jemand anders könnte die Sänger für dich getötet haben.«

»Das wäre dann ein Job weniger, denke ich. So hätte ich wenigstens mehr Zeit, um eine eher persönliche Angelegenheit zu regeln.«

»Und die wäre?«

»Hast du schon von Roderick und Ash gehört?«

»Ja, Mann. Tut mir aufrichtig leid.«

»Nun, der Typ, der sie getötet hat, soll angeblich hierhergekommen sein. Ich denke, jetzt habe ich genug Zeit, um ihn zu suchen.«

Sanchez lauschte der gebrüllten Unterhaltung während der gesamten Rückfahrt zum Hotel. Es sah ganz danach aus, als wären die Toten, die er im Laufe des Tages gesehen hatte, nur die Spitze des Eisbergs.

NEUNUNDZWANZIG ♦

Die Art und Weise, wie Invincible Angus die Zombiekreaturen abwehrte, war beeindruckend. Im Laufe der Jahre hatte er gegen Männer und Frauen jeder Gestalt und Größe gekämpft und dabei alle möglichen unterschiedlichen Waffen eingesetzt, daher wusste er sich in einem Kampf zu behaupten. Und obgleich es ihn überrascht hatte, von Zombies angegriffen zu werden, war er diszipliniert genug, um diesen Gedanken aus seinem Bewusstsein zu verdrängen und sich stattdessen darauf zu konzentrieren, dieses Drecksvolk zu vernichten. Er würde später noch genug Zeit haben, darüber nachzudenken, was sie hier draußen in der Wüste eigentlich zu suchen hatten. Im Augenblick stand Überleben ganz oben auf seiner Agenda.

Er hatte schon ziemlich frühzeitig erkannt, dass diese Kreaturen über einen erstaunlich hohen Intelligenzgrad verfügten. In den meisten Zombie-Filmen, die er bisher gesehen hatte, stolperten sie gewöhnlich mit ausgestreckten Armen halbbenommen herum und murmelten ständig Worte wie »Blut« oder »Gehirne« vor sich hin. Aber diese hier waren anders, zumindest hatten sie für solchen Unfug nichts übrig. Sie griffen strategisch an. Sie schafften es, sich von seiner Pistole fernzuhalten. Tatsächlich attackierten diese hinterhältigen Bastarde ihn immer nur dann, wenn er ihnen den Rücken zuwandte, daher musste er sich ständig drehen. Er schaffte es, vier von ihnen niederzuschießen, doch schon bald musste er feststellen, dass ihn die ständige Dreherei völlig benommen machte. Er würde nicht mehr lange herumwirbeln können, ehe einer von ihnen ihn in einem unachtsamen Moment überrumpelte.

Was er doch niemals erwartet hätte, war, dass nicht alle von ihnen ausschließlich darauf aus waren, ihn zu töten. Als eine besonders knochige und zerlumppte Kreatur über den Boden kroch und dann auf seinen Rücken sprang, erwartete er, dass sie versuchen würde, ihm ein Stück aus dem Hals zu beißen. Aber der hinterlistige kleine Bastard schob stattdessen seine Hand in die Tasche seines Trenchcoats. Was zum Teufel ...? Zuerst konnte Angus sich nicht zusammenreimen, hinter was dieses Ding her war.

Zu seinem heillosen Schrecken hatte der Zombie, als er ihn endlich abschütteln konnte, die Schlüssel zu seinem Van aus seiner Tasche geangelt. Dieser raffinierte Mistkerl. Während die anderen Zombies ihn weiterhin umkreisten, rannte der heimtückische Scheißkerl hinkend zu seinem Van, gefolgt von einem anderen, der etwas trug, das aussah wie ein sehr schmutziges und zerrissenes pinkfarbenes Kleid. Wenn Angus nicht schnellstens die Situation in den Griff bekam, müsste er wohl oder übel zusehen, wie zwei untote, gehirnlose Freaks seinen ganzen Stolz stahlen. Das war völlig unerwartet und äußerst unerwünscht.

»Raus da, ihr elenden Wichser!«, brüllte er hinter ihnen her.

Warum Angus seine Zeit damit vergeudete, ihnen etwas zuzurufen, sei dahingestellt. Auf jeden Fall reagierten sie nicht. Schlimmer noch, er hätte ihnen nachlaufen sollen, stattdessen stand er stocksteif da, während die anderen Kreaturen ihn umringten, und war wie gelähmt, als er mit ansehen musste, wie zwei verdammte Zombies in sein geliebtes großes blaues Wohnmobil stiegen und die Türen schlossen.

Falls sie wussten, wie man ein Automobil fuhr, und tatsächlich starteten, würde jede Chance auf eine Flucht zerrinnen wie Butter in der Sonne. Als er hörte, wie der Motor blubbernd ansprang, wusste er, dass er nur noch eine Möglichkeit hatte: nämlich sich durch die Masse der umherstolpernden Monster zu kämpfen und den Van zu erreichen, ehe er davonfuhr. Auf das Geräusch des startenden Motors folgte wenige Sekunden später der Klang des CD-Spielers, der im Van eingeschaltet wurde. Angus' Mund klappte entgeistert auf. Er stürmte auf die beiden Zombies zu, die zwischen ihm und dem Van standen, und konnte sie leichter zur Seite stoßen, als

er erwartet hatte. Dann rannte er weiter, so schnell er konnte, schoss oder trat jeden Zombie nieder, der kühn oder dumm genug war, sich ihm in den Weg zu stellen. Auf keinen Fall würden diese dreckigen Zombies sich mit seinem Van und seiner CD mit Tom Jones' größten Hits aus dem Staub machen.

»Kommt verflucht noch mal sofort raus! Das ist mein Wagen, ihr verdammten Hurensöhne! Dafür werde ich euch töten! Ein zweites Mal!«

Angus' Rufe hatten keinerlei Wirkung. Während die Zombies sich entfernten und den Highway hinunterjagten, hörte er den Refrain von »Delilah« aus den Lautsprechern plärren.

Verfluchte diebische untote Arschlöcher!

Angus' Wohnmobil war eins seiner wertvollsten Besitztümer, aber seine Tom-Jones-CD war unbezahlbar. *Ein vom Meister persönlich signiertes Exemplar.* War er vorher schon wütend gewesen, so raste er jetzt geradezu vor Zorn. Zu seinem großen Pech musste er immer noch einen Haufen Zombies abwehren, ehe er auch nur daran denken konnte, seinen Van über den Highway zum Hotel Pasadena zu verfolgen.

DREISSIG ♦

Der Bourbon Kid wartete darauf, dass Jacko endlich damit aufhörte, dem Publikum zuzuwinken. Die Blues-Brothers-Nummer war nicht so gut gelaufen, wie er gehofft hatte. Emily Shannon, die Judy-Garland-Imitatorin, war weitaus besser. Und nachdem er sie kurz kennengelernt hatte, war der Kid ziemlich sicher, einen schlechten ersten Eindruck auf sie gemacht zu haben. Indem er versucht hatte, sie davon zu überzeugen, dass sie aus der Show aussteigen und nicht im Finale auftreten sollte, war es ihm lediglich gelungen, sie zu verärgern und sich sämtliche Sympathien bei ihr zu verscherzen. Das wäre nicht schlimm gewesen, wenn sie seinen Rat befolgt und sich aus der Show verabschiedet hätte, aber es sah nicht so aus, als hätte sie das getan. Das erzeugte bei ihm ein Gefühl des Unbehagens. Und etwas, das er schon lange nicht mehr empfunden hatte: Schuld. Er fühlte sich schuldig, sie verärgert zu haben. Er konnte sich jedoch beim besten Willen nicht erklären, warum es ihn störte.

Es war auf den Tag zehn Jahre her, dass er Beth, die einzige wahre Liebe in seinem Leben, für immer verlassen hatte. Emily sah Beth so ähnlich. Sie waren sogar gleich gekleidet, verdammt noch mal. Und Emily hatte so eine angenehme, freundliche Art und die gleiche offenerzige Unschuld, die Beth einst besessen hatte. Was zum Teufel hatte das zu bedeuten? War das irgendein Zeichen? Eine Chance, die Freveltaten von vor zehn Jahren wiedergutzumachen? Wenn er diesmal seine Fehler korrigierte und Emily rettete, würde das sein Gewissen erleichtern? Die Erinnerung an das Gesicht seiner Mutter schoss ihm durch den Kopf. Er sah sich, sechzehn Jahre alt, wie er sich über sie beugte, während er ihr in die Brust schoss. Dann erinnerte er sich an das grinsende Gesicht von Kione, dem Vampir, der seine Mutter vergewaltigt und sie in eine von seiner Art verwandelt hatte. Dieser Hurensohn lebte noch, wenngleich in einem Zustand ewiger Qual, und hing von einer Decke daheim im Apartment des Kid herab, bereit, bei seiner Rückkehr wieder gefoltert zu werden. War das vielleicht der Ort, wo der Kid hingehörte und den er schnellstens aufsuchen sollte, um seinen Neigungen folgen zu können? Daheim? Verstümmelnd und folternd? Das war es nämlich, was er am besten konnte. Vor allem wenn es galt, damit etwas zu erreichen.

»Bist du okay?«, fragte Jacko.

Der Kid hatte kaum bemerkt, dass sein die Blues Brothers imitierender unfreiwilliger Helfer auf der Bühnenseite neben ihm stand. Er schreckte aus seinen sentimentalischen Gedanken und musterte den Idioten in der roten Lederhose und dem schwarzen Anzugjackett. Er hatte all seine Hoffnungen auf diesen Clown konzentriert. *Was für eine verdamnte Zeitverschwendung.*

»Ich bin hier fertig«, sagte er zu Jacko. »Du kannst die Sonnenbrille behalten. Viel Glück im Finale. Wenn du es bis dorthin schaffst.«

»Hä?«

Der Plan, Emily davon abzuhalten, weiterhin am Wettbewerb teilzunehmen, hatte nicht funktioniert. Der Kid hatte alles in seiner Kraft Stehende getan, um sie vor dem Unvermeidlichen zu bewahren, aber sie schien wild entschlossen zu sein, ihn zu ignorieren und sich selbst in Gefahr zu bringen, indem sie das Wetsingen gewann und einen unseligen Vertrag unterschrieb. Die Talente des Kid wurden woanders dringender gebraucht. Jeder, den er im Hotel Pasadena kennengelernt hatte, war ein verdammt Idiot, ein lausiger Betrüger oder ein mörderischer Schleimhaufen. Es wurde Zeit, sich zu verziehen.

Indem er einen verwirrt dreinschauenden Jacko zurückließ, ging er zum Rezeptionstisch. Als er schließlich davor stand, hatte seine Laune sich derart verdüstert, dass er die Empfangsdame mit seiner Pistole bedrohte. Er machte ihr unmissverständlich klar, dass er lieber sofort seine

Autoschlüssel ausgehändigt haben wollte, als dass ein Helfer seinen Wagen zu einem der Hotelausgänge brachte. Sie brauchte weniger als dreißig Sekunden, um seine Schlüssel zu finden und ihm zu geben.

Der hintere Parkplatz war gerammelt voll mit Autobussen, die scharenweise Trottel von außerhalb der Stadt herangekarrt hatten. Diese Busse standen alle auf dem hinteren Teil, sodass er zu seiner Freude seinen schwarzen Firebird in der ersten Wagenreihe nur ein paar Meter vom Hinterausgang des Hotels fand.

Er öffnete die Fahrertür und wollte gerade einsteigen, als er eine zum Chopper umgebaute Harley-Davidson an der Seite des Hotels von der vorderen Zufahrt kommend entlangrollen sah. Sie fiel ihm auf, weil der Fahrer nicht nur einen, sondern zwei Beifahrer hatte, einen auf dem Sitz vor ihm, den anderen hinter ihm. Und er erkannte alle drei.

Er rutschte langsam hinters Lenkrad und schloss leise die Fahrertür. Was hatte diese drei Typen ins Hotel verschlagen? Und warum waren sie zusammen? Der Erste, den er erkannte, war der fette Typ vorne – Sanchez, der Barkeeper aus dem Tapioca in Santa Mondegga. Hinter ihm saß der Fahrer, ein mächtiger, kahl rasierter Biker, und hinter ihm Elvis, ein Berufskiller aus derselben Stadt. Zwei von diesem Trio standen mit der blutigen Schicksalsnacht des Kid vor einem Jahrzehnt in enger Verbindung. Als er zur Kirche gegangen war, um seinen jüngeren Bruder von einem Spätgottesdienst abzuholen, hatte er dort Elvis und Sanchez mit einem ganzen Haufen toter Vampire angetroffen. Elvis und ein Prediger namens Rex hatten die Vampire getötet und, so unglaublich es erschien, Sanchez hatte seinen Bruder vor den Vampirattacken geschützt.

Jedenfalls war es das, was sie ihm erzählten, und er hatte keinen Grund, ihnen nicht zu glauben. Der dritte Mann auf der Harley, der zwischen Sanchez und Elvis eingeklemmt war und das Bike lenkte, war sein Besitzer, Gabriel Locke. Ein New Age Disciple und wahrscheinlich ein ganz netter Bursche, aber angesichts dessen, was kürzlich in Plainview vorgefallen war, ein wenig sauer auf den Kid. Sogar mörderisch sauer.

Er beobachtete, wie die drei von dem Chopper abstiegen und zum Notausgang auf der Rückseite des Hotels gingen. Sanchez, der Obertrottel, versuchte ein paar Mal die Tür aufzuziehen, ehe ihm klar wurde, dass sie sich nur von der Innenseite öffnen ließ. Dann schlugen die drei die Richtung zur Vorderseite des Hotels ein.

Aber warum waren sie hier? Elvis war ein Berufskiller, aber er könnte auch gekommen sein, um als Sänger in der Show aufzutreten. Sanchez war ein Idiot, und es lohnte sich nicht, weiter über ihn nachzudenken, aber Locke – er könnte durchaus erschienen sein, um den Job zu erledigen, den der Kid aufgekündigt hatte. *Den Job, zu dem gehörte, Emily zu töten.* Er wollte dafür sorgen, dass Julius den Wettbewerb gewann und den Vertrag unterschreiben konnte. Doch Gabriel Locke war im Auftrag des Herrn unterwegs, was bedeutete, dass er wahrscheinlich versuchen würde, Emily zu verschonen. Aber würde er das wirklich?

Der Kid öffnete die Wagentür und stieg aus. Er holte eine Packung Zigaretten aus seiner Jackentasche und angelte eine mit den Zähnen heraus. Dann ließ er sich auf der Motorhaube seines Wagens nieder und zündete die Zigarette an. Ein Rauchfaden kräuselte sich in die kühle Nachtluft. Er musste über einiges nachdenken. Was ging eigentlich genau in diesem Hotel vor? Und in der Wüste ringsum?

Während er nachdachte und den Mond betrachtete, hörte er, wie sich ein weiteres Fahrzeug näherte. Seine Reifen quietschten, als raste es mit Höchstgeschwindigkeit durch die Steilkurve einer Rennstrecke. Kurz darauf erschien es an derselben Ecke, an der der Harley-Chopper aufgetaucht war. Es war ein großes blaues Wohnmobil, fast lang genug, um als Bus klassifiziert zu werden, und es war so schnell unterwegs, dass es beinahe umkippte, als es um die Hotelecke kurvte. Der Kid konnte das Gesicht des Fahrers nicht erkennen, aber der Van raste auf ihn zu und stoppte schwankend dicht vor dem Notausgang. Sofort flogen die Türen auf und zwei dunkle

Gestalten sprangen auf beiden Seiten heraus. Sie rannten zum Notausgang und versuchten die Tür zu öffnen, so wie Sanchez es ein paar Minuten vorher getan hatte. Auch sie hatten keinen Erfolg.

Dann machten sie kehrt und gewahrten ihn auf der Motorhaube seines Firebird. In diesem Moment erkannte er, dass ihre Augen glühten. Eine der Gestalten hatte rote Augen, die andere gelbe, und sie leuchteten unheildrohend durch die dunkle Nacht.

Untotes Mistvolk.

Der Bourbon Kid legte seine Zigarette vorsichtig auf die Motorhaube, rutschte vom Firebird herunter und ging auf die beiden Kreaturen zu. Er hörte sie fauchen, und dann kamen sie zögernd näher und trennten sich, sodass sie ihn in die Mitte nahmen. Beide hungerten nach seinem Fleisch.

Der Kid analysierte seine augenblickliche Lage. Er hatte nur noch zwei Kugeln übrig, und die waren viel zu wertvoll, um sie mit dem Ausschalten eines Zombiepaars zu vergeuden. Daher griff er, während die beiden auf ihn zukamen, mit der rechten Hand in die linke Tasche seiner Jacke nach einer anderen Waffe.

Der Zombie, der ihm am nächsten war, trug offenbar einen zerfetzten Rollkragenpullover, der früher einmal weiß gewesen, jetzt aber grau vor Schmutz war. Außerdem trug er eine Hose, der ein Bein nahezu vollständig fehlte, und, was überhaupt nicht dazu passen wollte, eine zerbrochene Brille mit dickem schwarzem Rand. Er schien der hungrigere der beiden zu sein, und der Kid bereitete sich darauf vor, dass er auch zuerst angreifen würde. Das tat er dann auch, und während er auf ihn zustürmte, holte der Kid mit dem rechten Arm aus und zielte nach seinem Hals. In seiner Hand befand sich jetzt ein Messer mit Hirschhorngriff und einer zwanzig Zentimeter langen Klinge. Es schlitze den Hals des Zombies auf, und während sein Kopf nach vorne sackte, drang Blut aus der Wunde und rann über seine Brust. Der sterbende Zombie sank auf die Knie, während ein rasselndes, raues Geräusch aus der Halswunde drang.

Sein Partner, eine Frau, trug ein entsetzlich dreckiges pinkfarbenes Kleid. Die Erscheinung hatte lange, strubbelige Haare und ein Gesicht, das nur noch zur Hälfte mit Haut bedeckt war. Der Anblick ihres auf die Knie fallenden Kameraden verwirrte sie für einen kurzen Moment, und der Kid machte sich diesen Vorteil zunutze, stieß mit dem Messer zu und ramnte es in Brusthöhe tief in das pinkfarbene Kleid. Die Klinge glitt leicht durch das faulende Fleisch, und der Kid drückte sie nach unten, um den Brustkorb zu öffnen. Das Fleisch war an einigen Stellen so weich wie Butter, aber an anderen so hart wie Knorpel. Nachdem er einen etwa zwanzig Zentimeter langen Schnitt ausgeführt hatte, kippte die Untote wie ihr Partner nach vorne und stürzte zu Boden, ehe der Kid das Messer wieder aus ihrer Brust herausziehen konnte. Es rutschte ihm aus der Hand, weil die Klinge sich irgendwo im Brustkorb verfangen hatte.

Beide Kreaturen waren nun endgültig tot, aber ärgerlicherweise für den Kid war die zweite auf seinem Messer gelandet. Er drehte die Kreatur mit dem Fuß auf den Rücken, bückte sich, ergriff den herausragenden Griff des Messers und zog es mit einem Ruck aus der Leiche. Blut spritzte in alle Richtungen, und einige Tropfen landeten sogar auf seiner Hand. Viel mehr Sorge machte ihm jedoch der Zustand seines Messers. Aufgrund der Tatsache, dass der Griff auf dem Boden aufgeschlagen war, bildete er mit der Klinge einen Winkel von fast neunzig Grad. Der Kid betrachtete es eingehend. Abgesehen davon, dass es völlig verbogen war, war es auch noch mit Zombieinnereien beschmiert. Das Messer war ruiniert und er warf es wütend auf den Boden.

Schon wieder eine Waffe im Eimer.

Als wäre es nicht schon schlimm genug, dass er nur noch zwei Kugeln übrig hatte, jetzt hatte er auch kein Messer mehr. Wenn es jemals ein Zeichen gab, dass er lieber nach Hause zurückkehren sollte, dann war dies ein solches. Aber während er Anstalten machte, zu seinem Wagen zurückzukehren, auf dessen Motorhaube seine Zigarette allmählich verglühte, entdeckte er etwas

am Rollkragenpullover des ersten Zombies. Es sah aus wie ein Aufnäher. Er bückte sich und nahm ihn eingehender in Augenschein. In schwarzen Lettern in den Aufnäher eingestickt konnte er einen Namen erkennen.

Buddy Holly.

Er wandte sich zu der Leiche im pinkfarbenen Kleid um. Sie war wieder auf die Vorderseite gerollt, daher drehte er sie mit dem Fuß abermals um. Auch sie besaß ein Namensschild, dieses jedoch in Brusthöhe auf der rechten Seite des Kleides. Er zog den Stoff ein Stück hoch, um die Schrift lesen zu können. Auch diesen Namen kannte er.

Dusty Springfield.

EINUNDREISSIG ♦

Die Flucht vor den Zombies steckte Sanchez immer noch in den Knochen, als die drei, nachdem das Bike geparkt worden war, das Hotel betraten. Die nächtliche Fahrt wäre normalerweise ein berauschendes Erlebnis gewesen, aber nach dem Grauen, das er soeben in der Wüste erlebt hatte, erschien sie völlig belanglos. Er musste noch immer die Tatsache verarbeiten, dass er und sein Freund gerade noch ihr eigenes Grab ausgehoben hatten und dass er miterlebt hatte, wie zwei Männer kaltblütig erschossen worden waren. Und das hatte stattgefunden, ehe die Untoten aufgetaucht waren, sich aus der Erde nach oben gegraben und versucht hatten, ihn zu verspeisen. Angesichts all dieser Gedanken, die ihm durch den Kopf rasten, war es ein ausgesprochen ernster Sanchez, der Gabriel und Elvis in die Hotellobby und weiter in die Bar folgte.

Gabriels massige Gestalt, seine lederne Bikermontur, der rasierte Schädel und die Tätowierungen ließen ihn unter allen anderen Hotelgästen hervorstechen. Aus seiner eigenen Erfahrung als Barkeeper wusste Sanchez, dass Gabriel schnellstens bedient würde. Lass die großen, gefährlich aussehenden Burschen niemals warten.

»Drei Flaschen Bier«, rief Gabriel der jungen Frau hinter der Theke zu. Valerie sah ihn einmal kurz an, murmelte halblaut etwas und drehte sich dann schnell zu dem Kühlschrank hinter ihr um. Sie holte drei Flaschen Shitting Monkey heraus, hebelte die Verschlüsse mit einem Öffner, der an einer Schlüsselkette an ihrem Gürtel hing, auf und stellte die Flaschen auf die Theke.

Gabriel warf ihr einen zusammengefalteten Fünfundzigerschein zu, angelte die Flaschen von der Theke und wandte sich an Elvis und Sanchez. »Suchen wir uns einen Tisch und unterhalten wir uns darüber, weshalb wir alle hier sind.« Er nickte Elvis zu. »Du kannst anfangen, indem du mir erzählst, wen Invincible Angus umbringen soll.«

»Na klar, Gabe.«

Sanchez schaute sich in der Bar um. Die Aufteilung des Raums mit seinen weit verstreuten Tischen sorgte dafür, dass private Gespräche nicht so leicht belauscht werden konnten. Und dies würde ganz sicher ein sehr privates Gespräch.

Am Ende des Raums und am weitesten von der Theke entfernt befand sich ein leicht erhöhter Bereich. Überall im restlichen Gastraum waren die Tische mit ein oder zwei Personen besetzt, doch hier waren alle Tische frei. Elvis ging zu einem Tisch in einer Ecke voraus. Aus einer großen schwarzen Lautsprecherbox an der Wand ein gutes Stück über ihrem Tisch drang leise Hintergrundmusik, die dazu beitragen würde, ihre Unterhaltung vor jedem abzuschirmen, der sich vielleicht dafür interessierte, was ein riesenhafter Biker, ein Elvis-Imitator und ein rundlicher Barbesitzer einander zu erzählen haben könnten.

Sanchez setzte sich neben Elvis in einen der cremefarbenen Lehnstühle. Ihre Rücken waren der Theke zugewandt, während Gabriel sich auf der anderen Seite des Tisches mit dem Rücken zur Wand entspannte. Er wollte wohl ganz sicher sein, dass er alles verfolgen konnte, was in der Bar vor sich ging. Seine Augen zuckten ständig hin und her und hielten Ausschau nach allem, das aus dem Rahmen des Normalen fiel. Nachdem er jeden der anderen Gäste, von denen etwa zwanzig an Tischen Platz gefunden hatten, auf eine mögliche Gefahr hin überprüft hatte, schnappte er sich die nächste Bierflasche und streckte sie den anderen entgegen.

»Salute«, sagte er. Elvis und Sanchez folgten seinem Beispiel und alle drei Männer stießen klirrend mit den Flaschen an.

»Nun«, sagte Gabriel, nachdem er einen tiefen Schluck Bier getrunken hatte, »wisst ihr, weshalb Angus hierhergekommen ist?«

Sanchez hatte keine Ahnung. Die Beantwortung dieser Frage überließ er lieber Elvis.

»Nun«, begann der King unsicher, »*genau* wissen wir das nicht. Sanchez hier bekam Angus' Zimmer zugewiesen und fand dort einen Umschlag mit einer Todesliste darin. Es gab jedoch keinen einzigen Hinweis, von wem diese Liste stammte. Nur Fotos von den vier Zielpersonen.« Gabriel stellte seine Bierflasche auf den Tisch. »Lasst mich mal raten. Er sollte Otis Redding, Kurt Cobain, Johnny Cash und Judy Garland töten, stimmt's?«

Sanchez war beeindruckt. Der Bursche war um einiges besser als die Mystische Lady.

»Donnerwetter! Woher zum Teufel weißt du das?«

»Ich denke, Angus war mein Ersatzmann.«

»Dein *was*?«

»Er sagte ›Ersatzmann‹, du Idiot«, warf Elvis wegwerfend ein. »Was bist du – taub oder einfach nur dämlich?«

»Richtig«, sagte Gabriel. »Er war mein Ersatzmann. Den Auftrag sollte eigentlich ich ausführen. Die vier Leute auf den Fotos sollten Märtyrer sein. Getötet zum Wohle der Menschheit. Wenn ich es nicht schaffen sollte, rechtzeitig hier zu sein, wollte der Typ, der mich engagiert hat, den Job an Angus weitergeben. Er war der Ersatz für den Notfall, könnte man sagen.«

Gabriel hielt inne, griff nach seiner Bierflasche und trank einen zweiten Schluck. Er dachte kurz nach, ehe er fortfuhr. »Seht mal, Angus war vor einigen Jahren noch einer der weltbesten Profikiller, aber er hat ein Glücksspielproblem. Das macht ihn unzuverlässig. Er schuldet vielen Leuten eine Menge Geld, und das beeinträchtigt sein Urteilsvermögen. Er kann sehr empfindlich reagieren, wenn man ihm keinen Vorschuss zahlt, und das bedeutet, dass er oft den Boten erschießt, anstatt den verdamnten Job zu erledigen. Er ist in letzter Zeit ziemlich reizbar.«

»Glücksspiel, hm?«, sagte Sanchez mit unverhohlenem Spott. »Was für ein Verlierer. Wie viel ist er denn schuldig?«

»Das ist wohl seine Sache, denke ich«, sagte Gabriel und trank wieder von seinem Bier.

»Finde ich auch«, sagte Elvis und setzte seine eigene Bierflasche an die Lippen. »Aber warum hast du gesagt, die vier Leute seien Märtyrer? Und wer ist der Typ, der ihren Tod will?«

Gabriel beugte sich vor und senkte die Stimme. »Der Typ, der will, dass sie getötet werden, ist der Godfather of Soul.«

Sanchez runzelte die Stirn. »Nee. Da komme ich nicht mehr mit.«

»Er meint James Brown, du Volltrottel«, schnappte Elvis.

»Hä? James Brown? Warum? Nur um das Wettsingen zu gewinnen? Ziemlich krass, oder nicht?«

Gabriel fuhr mit immer noch gesenkter Stimme fort. »So krass ist das überhaupt nicht. Nicht, wenn man betrachtet, um was es geht.«

»Du meinst das Preisgeld?«

»Nein, ich meine die Seelen vieler unschuldiger Menschen. James Brown, oder Julius, wie er eigentlich heißt, ist im Auftrag Gottes hier.«

Eine besonders tiefe Stille schloss sich an diese letzte Information an. Sogar Elvis machte ein Gesicht, als habe er daran starke Zweifel. Betont langsam und deutlich meinte er zu Gabriel:

»Warum zahlt ein Gottesmann dafür, Teilnehmer eines Gesangswettbewerbs töten zu lassen? Das scheint mir nicht in Ordnung zu sein. Es ergibt auch keinen Sinn, egal von welcher Seite man es betrachtet.«

»Nur dass es viel mehr ist als ein Gesangswettbewerb«, erwiderte Gabriel. »Habt ihr jemals den Film *Crossroads* gesehen?«

Sanchez hatte. Es war einer seiner Lieblingsfilme. »Britney Spears? Verdammt guter Film, Mann.«

»Nein, das ist er nicht. Ich rede nicht von irgendeinem Britney-Spears-Mist. Ich rede von dem Ralph-Macchio-Film.«

»Macchio? Karate Kid?«

»Ja. Er hat einen Film mit dem Titel *Crossroads* gedreht, damals in den Achtzigern.«

»Hm-hm«, sagte Elvis. »Den habe ich schon mal gesehen.«

»Erinnerst du dich noch, um was es ging?«, fragte Gabriel.

»Es war ein Roadmovie. Steve Vai hat darin mitgespielt.«

»Wer?«, fragte Sanchez. Er hatte große Schwierigkeiten, einem, wie es schien, immer verwirrenderen Gespräch zu folgen.

»Steve Vai. Einer der größten Gitarristen aller Zeiten. Ich habe mal mit ihm gejammt. Ist schon ein paar Jahre her.«

Das war wenigstens etwas, wozu Sanchez sich äußern konnte. »Cool«, sagte er. »Meinst du, du könntest ihn überreden, mal im Tapioca aufzutreten?«

Gabriel klopfte mit der Bierflasche auf die Tischplatte, um ihre Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken.

»Hört zu. Ich will auf Folgendes hinaus: Dieser Film, *Crossroads*, basiert auf einer modernen Legende über einen Gitarrenspieler namens Robert Johnson. Es wird erzählt, dass er in den Neunzehnhundertdreißigern seine Seele an den Teufel verkauft haben soll. Dafür schenkte der Satan ihm die Gabe, besser Gitarre zu spielen als jeder andere auf dem Planeten. Im Grunde war dieser Robert Johnson der erste Musiker oder Sänger, der seine Seele an den Teufel verpfändete. Seitdem haben Tausende es ihm nachgemacht.«

»Ja, ich habe einmal gesehen, wie Bart Simpson es getan hat«, wusste Sanchez zu berichten. Gabriel seufzte. »Kannst du nicht mal dafür sorgen, dass er endlich seine verdammte Klappe hält?«, fragte er Elvis.

»Klar«, sagte Elvis und funkelte Sanchez wütend an. »Aber ich begreife noch immer nicht, was dieser Robert-Johnson-Kram mit dem zu tun haben soll, was hier vor sich geht.«

»Weil es ziemlich genau das ist, was hier passiert. Und es passiert jedes Jahr während der *Back-From-The-Dead-Show*. Die Sieger kriegen einen Millionen-Dollar-Vertrag. Wenn sie den unterschreiben, überschreiben sie gleichzeitig ihre Seele.«

»An Nigel Powell?«, fragte Elvis.

»Nein. An den Teufel.«

»Weiß Powell darüber Bescheid?«

»Klar. Er ist ja daran beteiligt. Seht mal, er hat seine Seele schon vor Jahren dem Teufel für seine Unsterblichkeit und für dieses Hotel und sein Kasino verpfändet.«

»Ein gutes Geschäft«, bemerkte Sanchez.

Gabriel schüttelte den Kopf. »Nicht wirklich. Als Gegenleistung muss er jedes Jahr an Halloween jemanden finden, der bereit ist, seine Seele dem Teufel zu überlassen. Und das ist es, was die Sieger dieses Wettbewerbs tun. Sie überschreiben dem Satan ihre Seele im Tausch gegen Reichtum und Ruhm. Nur wissen sie das natürlich nicht.«

Sanchez runzelte die Stirn. »Das erscheint alles ein wenig weit hergeholt. Für mich klingt das wie kompletter Unfug.«

»Und Zombies?«, fragte Gabriel ernst. »Glaubst du an die? Oder sind die auch ein wenig weit hergeholt?«

Sanchez musste einräumen, dass der große Biker ein gutes Argument hatte. »Ja«, sagte er. »Ich verstehe, was du meinst. Aber warum sollen die vier Sänger sterben? Das verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht«, schloss Elvis sich an.

»Dazu komme ich jetzt.«

»Aber geht das nicht ein wenig schneller, Mann?«

Gabriel reagierte leicht ungehalten. »Okay«, sagte er gewichtig. »Zuerst einmal, die Show ist manipuliert. Der gesamte verdammte Wettbewerb.«

Elvis knallte seine Bierflasche auf den Tisch. »Ich wusste es doch verdammt noch mal! Ich hab's

dir gesagt, Sanchez, oder etwa nicht?«

Gabriel ignorierte ihn und fuhr fort. »Fünf Sänger wurden schon vor Monaten für das Finale ausgesucht. Ganz geheim – nur sie und Powell wissen Bescheid. Aber nur die vier besten Sänger werden getötet. Wie ich sagte, sie sind Märtyrer. Sie kommen weitaus besser weg, wenn sie tot sind, anstatt diese Konkurrenz zu gewinnen und ihre Seelen dem Teufel zu verkaufen.«

Sanchez, immer noch verwirrt, konnte es sich nicht verkneifen, sich erneut einzumischen. »Dann sind also die vier besten Sänger tot. Das kann doch nur heißen, dass der fünfte Sänger gewinnt und den Vertrag unterschreibt, oder?«

Gabriels Gesicht hellte sich zu einem strahlenden Lächeln auf. »Junge, Junge, du bist aber schwer auf Draht, Fettsack. Ja, das ist richtig. Und Julius – der James-Brown-Imitator – ist hier der fünftbeste Sänger. Jetzt, nachdem die anderen vier tot sind, hat er eine verdammt gute Chance, Sieger zu werden.«

»Und seine Seele an den Teufel zu verkaufen?« Elvis suchte nach der Logik in diesem Arrangement. »Warum sollte er das tun?«

»Es ist ein Opfer.«

»Ohne Scheiß?«

»Aber er kann es sich leisten.« Gabriel schien plötzlich das Thema zu wechseln. »Wisst ihr, worauf dieses Hotel erbaut ist?«

»Auf der Wüste?«, fragte Sanchez überflüssigerweise.

»Nein. Es steht auf einem Tor zur Hölle.«

Sanchez blickte nervös nach unten auf den Holzfußboden und hob die Füße hoch. »Scheiße. Ich habe mich schon gefragt, warum es hier drin so warm ist«, sagte er.

Elvis schlug ihm auf den Rücken und gab Gabriel ein Zeichen fortzufahren.

»Julius' Seele gehört Gott. Wenn er diesen Vertrag unterzeichnet, dann verkauft er etwas, das ihm nicht gehört, daher wird der Vertrag null und nichtig sein. Und wenn Powell bis zum Ende der Geisterstunde an Halloween niemanden gefunden hat, der bereit ist, seine Seele zu verkaufen, dann fährt dieses Hotel mit ihm zusammen geradewegs in die Hölle hinab. Dieser verdammte Laden wird mit allem, was darin ist, in der Erde versinken, als wäre er nie da gewesen.«

»Was ist an Julius Besonderes?«, fragte Elvis. »Gehört Gott nicht jede Seele?«

Gabriel leerte seine Bierflasche mit einem einzigen tiefen Schluck, ehe er antwortete: »Julius ist der verschollene dreizehnte Apostel.«

Darauf folgte eine noch unbehaglichere Pause, während Elvis und Sanchez abwarteten, um zu sehen, ob er das ernst gemeint hatte. Schließlich ergriff der King das Wort. »Bist du dir dessen ganz sicher?«

»Rex glaubt es. Und wenn Rex davon überzeugt ist, dann reicht mir das.«

Elvis nickte. Er und Rodeo Rex kannten sich schon viele Jahre. Sie hatten im Laufe der Zeit einige schwierige Jobs erledigt und waren gute Freunde.

»Ohne Scheiß. Wenn Rex davon überzeugt ist, dann bin ich auf deiner Seite, aber das erklärt noch lange nicht, weshalb das ganze gottverdammte Hotel in die Hölle hinabfährt. Nur weil dieser Julius ein Apostel ist.«

»Hör mal, Mann«, sagte Gabriel. Er ärgerte sich zunehmend darüber, dass er alles erklären und begründen musste. »Ich weiß nicht genau, wie das Ganze funktioniert, klar? Ich habe die Bibel nicht geschrieben. Und soweit ich weiß, hat Gott mich auch nicht angerufen und um meinen Rat gefragt.«

»Das Ganze klingt trotzdem ein wenig weit hergeholt, nicht wahr?«, wandte Sanchez klagend ein.

»Hör mal, Fettsack. Eines der grundlegenden – ›Dogmen‹ nennen sie es – also eins der wichtigsten Dogmen der Religion und Gottes und all dieser Dinge ist der Glaube. Sie müssen

glauben und Vertrauen haben.« Er versuchte halbwegs logisch zu klingen. »Ich denke, wir alle haben heute Abend gesehen, wie Zombies aus der Erde stiegen und versuchten, Menschen zu verspeisen. Das sagt mir, dass es so etwas wie das Leben nach dem Tode gibt, wenn man es denn Leben nennen kann. Und das heißt, dass es einen Gott geben muss. Was mich betrifft, so hat Gott einen seiner Jungs, Julius, hierhergeschickt, um uns alle abermals zu retten. Ich werde mich ganz sicher nicht beklagen, dass man mir nicht alle Fakten geliefert hat. Ich empfehle euch, das Gleiche zu tun. Diejenigen, die ohne Glauben sind, werden als Erste untergehen, wenn es hart auf hart kommt.«

»Schon verstanden«, sagte Sanchez. »Aber während du dem dreizehnten Apostel hilfst, diesen Laden zur Hölle zu schicken, werde ich ein Taxi nach Hause nehmen. Kommst du mit, Elvis?« Gabriel schüttelte den Kopf. »Das würde ich an deiner Stelle nicht tun.«

»Weshalb zum Teufel nicht?«

»Zuerst einmal wirst du wahrscheinlich kein Taxi kriegen. Und du wirst keinen einzigen Cop auftreiben, der bereit wäre, zu diesem Hotel zu kommen. Im Augenblick graben sich überall in der Wüste Zombies aus der Erde und kommen hierher. In weniger als einer Stunde dürften sie hier sein. Wenn du durch diese Tür gehst, ehe sie hier sind, wirst du draußen bei lebendigem Leib gefressen.«

»Mal sehen, ob ich das richtig verstanden habe. Du sagst, wir sollen hier warten, bis sie eintreffen? Scheiße, Mann, das ist genauso dämlich.«

»Ja, das ist es.« Zu Sanchez' Schrecken erklang hinter ihnen plötzlich die Stimme eines anderen Mannes. »Gabriel«, fuhr sie fort. »Komm mit mir. Du bist gerade noch rechtzeitig gekommen.« Mit einem breiten Grinsen erhob sich der massige Biker von seinem Stuhl. Sanchez und Elvis drehten sich um. Hinter ihnen stand in seinem violetten Anzug Julius, der James-Brown-Imitator.

ZWEIUNDREISSIG ♦

Nigel Powell war an Halloween immer ein wenig angespannt. Eigentlich war das eine Untertreibung, denn in Wirklichkeit war es zweifellos der stressigste Tag des Jahres. Zunächst einmal war für den *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerb jede Menge Planung nötig. Der Zeitplan war eng, und es mussten ganze Scharen von Interpreten gesichtet werden, einige gut, einige schlecht und einige so furchtbar, dass man hätte lachen können, wenn es nicht Nigel Powells Geld gewesen wäre, das dafür ausgegeben worden war, damit sie hier auftreten konnten. Die Show exakt um ein Uhr am folgenden Morgen zu beenden, war der schwierigste Teil. Niemand anderer schien darauf zu drängen, dass die Show pünktlich endete.

Bisher war dieses Jahr das schlimmste von allen gewesen. Irgendetwas Unerwünschtes war im Gange. Schon früher hatte man versucht, den Wettbewerb zu manipulieren – das heißt, ihn zu manipulieren, ohne zu wissen, dass Powell längst am Ergebnis gedreht hatte –, aber dieses Jahr hatte offenbar jemand verdammt viel Erfolg dabei. Powell hatte bereits drei tote Konkurrenten. Er hatte außerdem einen geistig gestörten Killer mit dem lächerlichen Namen Invincible Angus, der für ihn arbeitete. Angus, um Himmels willen. Was lief hier? So etwas wie *Braveheart*?

Wenigstens hatte Angus sich als nützlich erwiesen. Der rothaarige Killer hatte offensichtlich sowohl den Typen erwischt, der die Konkurrenten aus dem Weg schaffte, wie auch die Person, die ihn engagiert hatte. Powell hoffte, dass er sie wie vereinbart in die Wüste gebracht und dort exekutiert hatte. Um sich in dieser Richtung so etwas wie eine Bestätigung zu verschaffen, machte er sich auf den Weg zur Herrentoilette im Parterre. Dort traf er zu seiner Freude auf Cleveland, einen Angehörigen seiner Sicherheitstruppe, der vor dem Eingang Wache hielt. Er war ein großer muskelbepackter Schwarzer, der sich von niemandem etwas gefallen ließ. Die ideale Person, um Leute davon abzuhalten, die Toilette zu betreten, ganz gleich wie dringend sie pinkeln mussten.

Powell hatte Cleveland auf Tommys Empfehlung angeheuert. Offenbar war er in Kriegsgefangenschaft gewesen und durch dieses Erlebnis traumatisiert worden. Infolgedessen hatte er nach seiner Freilassung nicht mehr als Soldat dienen können, füllte jedoch die weniger anspruchsvolle Rolle eines Wachmanns in einem Hotel perfekt aus. Während er auf ihn zuging, bemerkte Powell, dass er ein Eis aß. So wie es aussah ein Erdbeereis in einem Waffelhörnchen. Er wollte gerade daran lecken, als er seinen Boss herankommen sah. Sofort ließ er die Hand mit dem Eis sinken.

»Cleveland. Wie läuft's da drinnen?«, erkundigte Powell sich.

»Alles bestens, Sir.«

»Ist die Schweinerei beseitigt?«

Cleveland senkte die Stimme. »Fast, Sir. Die Leichen wurden entfernt. Sandy ist jetzt drin und wischt den Fußboden und so weiter.«

»Gut, gut. Ist Tommy da?«

»Nein, Sir.«

»Wissen Sie, wo er ist?«

»In der Wüste, Sir.«

Powell runzelte die Stirn. »Was tut er dort? Ich habe ihm gesagt, er solle hierbleiben.«

»Er ist mit diesem Angus rausgefahren, um sicherzugehen, dass er die beiden Typen ausschaltet, die diese Schweinerei in der Toilette veranstaltet haben, Sir.«

»Nun ja, ich bin mir nicht sicher, ob das nötig war, aber ich denke, Tommy weiß, was er tut.«

»Ja, Sir.«

Powell hatte gehofft, sich die Männer ansehen zu können, die drei der Sänger umgebracht hatten, die er für das Finale ausgesucht hatte. Waren sie andere Konkurrenten? Oder gehörten sie zum Publikum? Oder waren es einfach nur irgendwelche Mistkerle, die die Show zu ihrem Vorteil oder einfach nur aus Spaß ruinieren wollten? Eigentlich hätte Tommy hier sein sollen, um ihm zu erklären, wer diese Typen waren. Vielleicht wusste Cleveland darüber Bescheid. »Haben Sie die beiden Kerle gesehen, die für diese – äh – Schweinerei verantwortlich waren?«

»Ja, Sir.«

»Wie sahen sie aus?«

»Ich habe nichts Ungewöhnliches bemerkt.«

»Sie haben nichts Ungewöhnliches bemerkt? Wie das?«

»Weil ich nichts Ungewöhnliches bemerkt habe.«

Powell revidierte schnell die gute Meinung, die er anfangs von Cleveland gehabt hatte. Der Mann entpuppte sich als noch dämlicher als die meisten anderen Wachmänner im Hotel. Er hatte nur Muskeln und sonst wenig zu bieten. Früher sicherlich ein guter und zuverlässiger Soldat, war er jetzt nur noch ein hirntoter Muskelmann ohne Intelligenz oder Persönlichkeit.

Powell formulierte seine Fragen ein wenig um. »Okay. Wissen Sie, wie Kurt Cobain und Johnny Cash gestorben sind?«

»Meinen Sie die Sänger?«

»Nein, die Planeten.« Gott im Himmel, das war zum Verzweifeln. »Natürlich meine ich die verdammten Sänger.«

»Nun, Kurt Cobains Tod hatte irgendetwas mit Drogen zu tun. Und Johnny Cash war einfach nur alt, vermute ich.«

Powell musterte Cleveland prüfend, um zu sehen, ob er seine Antwort ernst meinte oder sich nur über ihn lustig machte. Er kam zu dem Schluss, dass nichts von beidem der Fall war. Cleveland war einfach nur ein Trottel. Diese Einschätzung erhielt ihre Bestätigung durch die Art und Weise, wie der Wachmann mit leerem Blick und halb geöffnetem Mund die Wand gegenüber anstarrte.

»Okay«, sagte Powell und seine Stimme klang allmählich ungehalten. »Was ist mit Sandy? Kann er mir verraten, wer diese Typen waren und was sie mit Cash und Cobain gemacht haben?«

»Ich kann nicht für Sandy sprechen, Sir.«

»*Cleveland.*«

»Ja, Sir.«

»Sie sind ein Idiot.«

»Ja, Sir.«

»Und ich nehme Ihnen das Eis ab.« Er angelte das Eishörnchen aus Clevelands Hand, leckte vor den Augen des enttäuschten Wachmanns daran und schnappte dann: »Okay. Und jetzt machen Sie verdammt noch mal Platz.«

»Ja, Sir.«

Der stämmige Wachmann trat zur Seite und stieß die Tür auf, damit sein Boss hindurchgehen konnte. Zu Powells Freude war die Herrentoilette praktisch fleckenlos. Das war im Wesentlichen Sandy zu verdanken, einem brutal aussehenden Burschen mit kurz geschnittenem dunklem Haar. Er hatte einen Wischmopp in der Hand und soeben die letzten Blutreste vom Fußboden entfernt. Er sah Powell eintreten und nickte.

»Hi, Boss«, sagte er.

»Guten Abend, Sandy«, erwiderte der Hotelbesitzer und sah sich um. Er konnte nirgendwo eine Blutspur entdecken. »Sieht so aus, als hätten Sie gute Arbeit geleistet.«

»Danke.«

»Ich habe Ihnen etwas mitgebracht.« Er hielt ihm das Eishörnchen hin, das Sandy zögernd mit der freien Hand ergriff.

»Das sieht aus, als sei es Clevelands Eis«, sagte er.

»Nein, das ist es nicht.«

»Okay. Danke.«

»Dann erzählen Sie doch mal, was hier passiert ist. Sie haben sich mit Tommy über Funk unterhalten, und dann wurde die Verbindung unterbrochen. Ich habe mir Sorgen gemacht.«

»Jemand hat mir und Tyrone aufgelauert. Alles passierte ziemlich schnell. Wir kamen rein, sahen die Toten in den Kabinen und haben Tommy gerufen. Dann tauchte plötzlich wie aus dem Nichts jemand auf. Ich weiß wirklich nicht, was dann geschah.«

»Wie geht es Ihrem Kopf?«

»Ein wenig besser.«

»Hat Tommy etwas darüber verlauten lassen, wer die Typen waren, die Ihnen aufgelauert haben?«

Sandy leckte an der Eiscreme. »Nein, ich war noch weggetreten, als sie die beiden wegbrachten.«

»Hm, hm. Was ist mit Tyrone?«

»Er ist zusammen mit Tommy in die Wüste gefahren. Zumindest hat Cleveland das gesagt.«

»Na ja, schön ... Cleveland glaubt, dass Johnny Cash an Altersschwäche gestorben ist. Was denken Sie?«

Sandy leckte abermals an der Eiscreme. Sie schien ihm zu schmecken. »Ich? Ich denke, jemand hat Johnny Cash die eigene Nase ins Gehirn gerammt, Boss. Soweit ich weiß, geschieht so etwas nicht aus Altersschwäche.«

»Das denke ich auch. Was ist mit Cobain?«

»Nun, daran waren Drogen beteiligt.«

»Wie bitte?«

»Da war überall Kokain und ihm lief Blut aus dem Mund, aus der Nase, aus den Ohren – Sie können es sich aussuchen.«

Powell ging an Sandy vorbei und blickte durch die offenen Türen der Toilettenkabinen auf der Suche nach Spuren der Gewaltorgie. Alle Kabinen waren leer und makellos sauber. Sandy hatte wirklich ganze Arbeit geleistet.

Als er zur letzten Kabine gelangte, schaute Powell zum Spiegel über dem nächsten Waschbecken an der hinteren Wand. Er sah sein eigenes Spiegelbild. Dahinter konnte er Sandy mit seinem Wischmopp sehen, wie er auf den Fliesen vor der ersten Kabine herumwischte. Dann gewahrte er plötzlich eine andere Gestalt.

Hinter Sandy stand ein hochgewachsener schwarzer Mann in einem roten Anzug, mit einem roten Hut und spitzen roten Schuhen und grinste ihn an. Powells Herzschlag geriet ins Stolpern. Er wirbelte herum.

»Sandy«, sagte er mit angespannter Stimme. »Sie haben einen guten Job gemacht. Vielen Dank. Sie können jetzt gehen.«

»Ich bin noch nicht ganz fertig, Boss.«

»Das macht nichts. Gehen Sie ruhig. Lassen Sie den Mopp und den Eimer hier. Ich räume schon auf.«

»Wirklich? Sind Sie sicher?«

»Nehmen Sie Ihr verdammtes Eis und verschwinden Sie endlich!«

Erschrocken über den wütenden Ausdruck in der Stimme seines Chefs lehnte Sandy den Wischmopp neben der Tür an die Wand und ging hinaus. Dabei leckte er genüsslich an seinem Eis.

Powell wandte sich zum Spiegel um. Abermals sah er den schwarzen Mann im roten Anzug und mit dem roten Hut. Der Mann ging auf ihn zu.

»Hast du dieses Jahr Probleme, Nigel?«, fragte er. Seine Stimme klang dunkel und raumfüllend

und triefte vor ironischer Weltgewandtheit wie die akustische Version eines zweifelnden Stirnrunzels.

»Nichts, womit ich nicht fertig würde.« Powell klang dafür beinahe mürrisch.

»Wirklich? Bist du ganz sicher?«

»Ja. Es ist alles vorbereitet. Da war nur so ein Schwachkopf, der versucht hat, den Wettbewerb zu manipulieren. Wenn die wüssten, was den Sieger in Wirklichkeit erwartet, hm? Ich glaube, dann würden sie nicht versuchen, am Ergebnis zu drehen, oder?«

Die gelblichen Augen des hochgewachsenen Mannes blitzten. Er legte den Kopf in den Nacken und lachte herzlich. »Weißt du, dass du von Jahr zu Jahr nervöser wirst, Nigel?«

»Und das gefällt dir, wie ich annehme.«

»Mir gefällt das Chaos. Das weißt du.«

Der Mann stand jetzt direkt hinter Powell. Er blickte über seine Schulter in den Spiegel, grinste ihn an, während sein warmer Atem über den Nacken des Hotelbesitzers fächelte. Er hatte einen sorgfältig gestutzten schmalen schwarzen Spitzbart. Zu dem ein genauso sorgfältig gestutzter Schnurrbart gehörte. Powell wollte ihn so schnell wie möglich loswerden. Er war niemand, den man sich als Gesellschaft wünschte. Tatsächlich war er in jeder erdenklichen Hinsicht ein böses Omen.

»Hübscher Bart«, sagte er sarkastisch.

»Nett von dir«, erwiderte der Mann. »Weißt du, dass du nur ein Facelifting davon entfernt bist, auch so einen Bart zu haben?«

»Vielleicht denke ich darüber nach, wenn sie wieder in Mode kommen«, erwiderte Powell mit noch tiefenderem Sarkasmus. »Hast du einen Vertrag für mich?«

»Aber freilich.«

»Dann lass ihn bitte am Waschbecken liegen.« Den Zusatz »Und dann verschwinde« verkniff er sich, wenn auch höchst ungern.

Der Mann in Rot griff in sein Jackett und holte einen dicken Stapel Papiere hervor. Es war gutes, schweres Papier, weiß, DIN-A4-Format und mit schwarzer Schrift dicht bedruckt. Er legte den Stapel neben Powells linke Hand auf den Waschbeckenrand.

»Du weißt, dass du noch nicht aus dem Schneider bist, Nigel«, sagte er.

»Und warum nicht?«

»Im Hotel ist ein Mann eingetroffen, der versucht, deine Show zu kippen. Die Uhr läuft. Tick-tack, tick-tack, tick-tack.«

»Was für ein Mann?« Powell drehte sich ruckartig um und musste feststellen, dass der Mann in Rot verschwunden war. Er blickte erneut in den Spiegel, und das Ebenbild seines Besuchers erschien abermals hinter ihm. Grinsend. »Was für ein Mann?«, wiederholte er seine Frage.

»Du weißt, dass ich dir nicht helfen kann. So sind die Regeln nun mal. Aber ich kann dir verraten, dass da draußen jemand ist, der alles versucht, um deine Show sterben zu lassen. Ein Mann Gottes. Ich kann mich da nicht einmischen. Du solltest den Vertrag lieber an einem sicheren Ort deponieren, damit er nicht in falsche Hände gerät.«

»Kannst du mir nicht wenigstens einen Tipp geben, wer es ist, der den Wettbewerb manipulieren will? Ist es dieser Bourbon Kid? Hast du ihn hierhergeschickt?«

Der Mann in Rot lachte wieder. »Ich bin natürlich auf deiner Seite. Ich schicke niemanden, der deine Pläne stören soll. Dein Kasino gefällt mir. Die Leute lieben es. Du musst nur darauf achten, ob jemand vom Mann ganz oben hierhergeschickt wurde. Das wäre jemand, vor dem du dich in Acht nehmen musst.«

»Dann handelt dieser Bourbon Kid also im Auftrag Gottes?«

»Hahaha! Nein, nein, nein. Du liebe Güte, nein! Der Bourbon Kid arbeitet für niemanden. Er ist ein ganz seltsamer Zeitgenosse. Du musst schon genauer hinsehen. Er ist es nicht, wegen dem du

dir Sorgen machen musst.«

»Wer ist es dann?«

»Bist du noch immer nicht darauf gekommen?«

»Nein. Offensichtlich bin ich nicht so clever.«

»Dann solltest du dich lieber schnellstens schlaumachen, mein Freund. Dir gehen die Finalisten aus. Beim letzten Durchzählen waren nur noch zwei übrig.«

Powell hatte Mühe, die Ruhe zu bewahren. Die Ankunft dieses Mannes mit seinem grinsenden Gesicht hatte ihn aus dem Gleichgewicht gebracht, obgleich es weiß Gott nicht das erste Mal war, dass sie zusammentrafen. »Warum suche ich mir nicht irgendeinen Niemand aus, der in diesem Jahr den Vertrag unterschreibt?«, fragte er.

»Oh, nein, nein, nein, *nein!* So läuft das nicht«, sagte der Mann in Rot. »Dieser Vertrag muss verdient werden. *Das weißt du genau.* ich will jemanden mit Talent. Jemanden, der hungrig ist nach Ruhm und Reichtum. Jemanden, der fast alles dafür tun würde, egal, was es ihn kostet.«

»Bist du fertig?«, fragte Nigel ungeduldig.

Der Mann in Rot feixte. »Nein. Da ist noch etwas anderes, obgleich es unter den gegebenen Umständen eher nebensächlich erscheint.«

»Und das wäre?«

»Im Kasino gibt es keine Schinkenssandwiches mehr.«

»Dann iss eines mit Thunfisch.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, blickte Powell auf den Vertrag, der auf der Platte aus Marmorimitat neben dem Waschbecken lag. Es war der gleiche Vertrag, mit dem der Mann in Rot jedes Jahr zu ihm kam. Er nahm ihn hoch und blickte wieder in den Spiegel. Sein Besucher war verschwunden. *Scheiße.*

Powell betrachtete erneut den Vertrag. Laut seinem Besucher befand sich jemand im Hotel, der darauf aus war, seine Pläne zu vereiteln. Wer zur Hölle war es? Und weshalb? Es waren nur noch zwei Finalisten übrig, James Brown und Judy Garland. Der einzige Hinweis, den er hatte, deutete darauf hin, dass die Person, die ihm die Show verderben wollte, ein Mann Gottes war.

Ein *Mann* Gottes.

DREIUNDDREISSIG ♦

Emily war seit fast zwanzig Minuten alleine in der Garderobe. Alle fünf Finalisten hätten sich dort nach ihren Auftritten treffen sollen. Die anderen vier waren nicht erschienen, und sie machte sich zunehmend Sorgen, wo sie abgeblieben sein könnten. Hatte es irgendeine Änderung des Zeitplans gegeben, von der sie nichts wusste? Wahrscheinlich nicht, aber sie wollte nicht zu lange alleine bleiben.

War es möglich, dass die anderen vier Konkurrenten entschieden hatten, etwas trinken zu gehen und sie nicht dazu einzuladen? Mochten sie sie nicht? Roch sie schlecht? Schlechter als Kurt Cobain? Das war unwahrscheinlich, aber alle möglichen Theorien gingen ihr durch den Kopf, und alle machten sie ein wenig paranoid. Sie sollte lieber an etwas anderes denken, wie zum Beispiel daran, ob sie wirklich alles unternahm, um den Wettbewerb zu gewinnen.

Während sie am Schminktisch saß, betrachtete sie im Spiegel ihr Ebenbild. Sollte sie für das Finale etwas an ihrer Frisur verändern? Oder bei den Zöpfchen bleiben, die die echte Judy Garland im Kinofilm *Der Zauberer von Oz* getragen hatte? Ihre Mutter hatte immer darauf hingewiesen, dass die Frisur, die man trug, das wichtigste Detail war und gerne von anderen Tribute-Künstlern vernachlässigt wurde. Sie ließ sich diesen und verschiedene andere Punkte durch den Kopf gehen, als an der Garderobentür geklopft wurde.

»Miss Shannon? Sind Sie da?«, rief eine männliche Stimme von draußen. Sie erkannte die Stimme sofort. Sie gehörte Nigel Powell.

»Ich komme«, antwortete sie.

Sie stand auf und öffnete die Tür. Powell stand davor, flankiert von zwei Angehörigen seines Sicherheitsteams. Emily lächelte nervös und trat zur Seite, damit sie hereinkommen konnten. Die beiden Wachmänner machten keinerlei Anstalten einzutreten, aber Powell trat vor, ohne auf eine ausdrückliche Einladung zu warten. Er trug noch immer seinen weißen Anzug mit dem schwarzen Oberhemd. Sein Haar war perfekt geordnet, aber irgendetwas fehlte. Er sah keineswegs so gelassen aus wie sonst. Seine Miene verriet unmissverständlich, dass er besorgt war.

»Was ist los?«, fragte sie, während sie die Tür hinter ihm schloss.

»Drei der anderen Finalisten haben sich offenbar den Magen verdorben. Ich befürchte, dass jemand sie vergiftet hat.«

»Wie bitte?« Emily spürte, wie ihre Knie weich wurden. Sofort überlegte sie, wann sie das letzte Mal gegessen hatte. Das war das Frühstück gewesen, und das hatte nur aus einem Brötchen und einer Tasse Kaffee bestanden. Seitdem war sie viel zu nervös gewesen, um etwas zu essen. »O mein Gott. Geht es ihnen gut? Wissen Sie, womit genau sie sich den Magen verdorben haben?« Powell zupfte unbehaglich an seinem Hemdkragen. »Nein. Im Hotel treibt sich ein verdächtiger Besucher herum, der möglicherweise seine Hände im Spiel hatte. Wir suchen gerade nach ihm.« Emily erinnerte sich an einige Vorfälle im Laufe dieses Tages. »Ich sah neben der Bühne einen Mann, der auf mich ziemlich unheimlich wirkte und die Show verfolgte. Er meinte, er wisse genau, dass sie manipuliert sei. Er war ganz in Schwarz gekleidet. War er das?«

»Durchaus möglich. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Ich bringe Sie irgendwo hin, wo Sie ganz sicher sind und wo er Ihnen nichts anhaben kann.«

Emily war nicht nur erleichtert, sondern auch ziemlich aufgeregt – obgleich sie das niemals offen zugegeben hätte –, dass drei ihrer schärfsten Rivalen aus dem Wettbewerb ausgeschieden waren.

»Welche drei wurden denn vergiftet?«, erkundigte sie sich.

»Es könnten sogar vier sein. Ich kann im Augenblick das James-Brown-Double nicht finden. Die

anderen drei sind definitiv aus der Konkurrenz ausgeschieden.«

»Mein Gott. Die Armen«, sagte Emily und gab sich alle Mühe, aufrichtiges Mitgefühl zu demonstrieren.

»Das sind sie wirklich. Wie dem auch sei, seien Sie doch so nett und packen Ihre Sachen zusammen und kommen mit. Ein Page holt ihre Sachen aus Ihrem Zimmer. Und ich entschuldige mich natürlich für diese Unannehmlichkeit.« Er klang überhaupt nicht so, als täte es ihm leid. Dafür klang er jedoch zutiefst verwirrt.

Emily befolgte seine Anweisungen, sammelte ein paar persönliche Dinge vom Schminktisch ein und folgte Powell und den beiden Wachmännern in den Fahrstuhl und wenig später von dort zu einem Zimmer im neunten Stock. Sie gingen sehr schnell, und an der Art und Weise, wie sie jeden misstrauisch musterten, an dem sie vorbeieilten, war die Dringlichkeit ihres Vorhabens deutlich zu erkennen. Zimmer 904 war ein geräumiges, komfortables Doppelzimmer. Emily ließ sich auf dem großen Doppelbett in der Mitte des Zimmers nieder und wartete auf weitere Instruktionen Powells. Anfangs blieb Powell draußen auf dem Korridor und unterhielt sich flüsternd mit seinen Sicherheitswachmännern. Emily begutachtete ihre neue Umgebung und entschied, dass sie erheblich besser war als die schmutzige Garderobe, die sie sich mit ihren vier männlichen Konkurrenten geteilt hatte, oder das Einzelzimmer, das ihr für die Dauer des Wettbewerbs zur Verfügung gestellt worden war. Sie war noch immer damit beschäftigt, sich über die Größe ihres neuen Zimmers zu freuen, als Powell hereinkam.

»ich habe zwei meiner Leute als Wache auf dem Flur aufgestellt«, sagte er. »Sie lassen niemanden außer mir ins Zimmer. Das heißt aber auch, dass Sie das Zimmer erst verlassen dürfen, wenn die Wachleute Ihnen ihr Okay geben. Sobald die Finalisten bekannt gegeben werden, begleiten die Männer Sie nach unten in den Konzertsaal.«

»Okay.«

»Geht es Ihnen gut, Miss Shannon?«

»Oh ja, danke – äh – Nigel.« Dies war das erste Mal, dass sie seinen Vornamen benutzte, und sie fragte sich, ob sie sich diese Freiheit herausnehmen durfte. Schließlich war er ein sehr mächtiger Mann.

»Gut. Ich muss mir nämlich jetzt überlegen, wer die neuen Finalisten sein sollen, und dann können wir weitermachen.« Er beugte sich vor und tätschelte Emilys nackten linken Arm. In seinen Augen war ein Leuchten, das ihr Unbehagen bereitete. War er bis zu diesem Moment stets kompetent und absolut gentlemanlike aufgetreten, erschien er ihr plötzlich irgendwie unheimlich und wenig vertrauenerweckend. Er zwinkerte ihr zu, dann fixierte er sie mit seinen hypnotischen blauen Augen.

»Ich glaube, Sie haben eine Riesenchance, diesen Gesangswettbewerb zu gewinnen, Emily. Bisher führen Sie die Konkurrenz an. Ich habe so ein Gefühl, als würden wir beide uns in Zukunft noch sehr oft sehen. Also, wenn Sie Ihre Stimme nicht verlieren oder« – er gab ein überraschend schrilles Kichern von sich – »nicht von einem Blitz getroffen werden, sollten Sie sich innerlich darauf vorbereiten, für eine ganze Weile hierzubleiben.«

Er hörte auf, ihren Arm zu streicheln, und trat zurück. Der Gedanke, vielleicht den Wettbewerb zu gewinnen, versetzte sie in einen Zustand freudiger Erregung, aber sie fühlte sich gleichzeitig durch die zudringliche Art Nigel Powells abgestoßen. Sie nahm es hin. Im Grunde genommen hatte er wahrscheinlich gar nicht zudringlich sein wollen. Er hatte nur versucht, sie zu beruhigen, oder? Schließlich verließ er ihr neues Zimmer mit einem freundlichen »Wir sehen uns dann beim Finale« und schloss die Tür hinter sich.

Allmählich dämmerte ihr, dass sie jetzt tatsächlich hervorragende Chancen hatte, die Konkurrenz zu gewinnen. Trotz ihrer natürlichen zurückhaltung malte sie sich bereits die freudige Miene ihrer kranken Mutter aus, wenn sie als Siegerin mit einem Scheck über eine Million Dollar nach

Hause zurückkehrte. Mit dem Geld ließe sich die Pflege bezahlen, die ihre Mutter so dringend brauchte, und es war jetzt in Reichweite. Im Grunde brauchte sie nur zuzugreifen.

Nachdem Powell sich verabschiedet hatte, öffneten die beiden Wachmänner die Tür mit einem Hauptschlüssel und warfen einen Blick ins Zimmer. Sie nickten Emily zu, als wollten sie ihr noch einmal bestätigen, dass sie draußen die Augen offen hielten. Die beiden waren ziemlich stämmige Rausschmeißertypen und sie fühlte sich in ihrer Obhut einigermaßen sicher. Und angesichts der Tatsache, dass ihre schärfsten Rivalen quasi das Feld geräumt hatten, betrachtete sie ihre Siegeschancen zunehmend optimistischer. Sie hatte den Wunsch, mit ihrer Mutter zu telefonieren und ihr zu berichten, wie der Wettbewerb lief, aber sie fand die Vorstellung, sie mit dem Siegerscheck zu überraschen, mindestens genauso reizvoll. Und mit einem fetten Showvertrag für das Hotel Pasadena.

Für eine halbe Stunde saß sie auf dem Doppelbett mitten im Zimmer. Es gab kein Fernsehen und kein Radio. Dass das Hotel Pasadena ein seltsamer Ort war, stand außer Zweifel. Ohne Fernsehen oder Radio war es unmöglich, auf dem Laufenden zu bleiben, was das Weltgeschehen betraf. Der Iran hätte Rhode Island längst mit einer Atombombe dem Erdboden gleichmachen können, ohne dass sie die geringste Ahnung hatte.

Da sie nichts anderes zu tun hatte, als dazusitzen und über ihre Lage nachzudenken, ließ Emily sich einige Punkte ein wenig intensiver durch den Kopf gehen. Sie hatte keine Möglichkeit, mit ihrer Mutter Verbindung aufzunehmen, um ihr zu schildern, wie erfolgreich sie sich in dem Wettbewerb behauptete. Was wäre, wenn sie ihre Mutter anrufen wollte, um sich nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen? Sie hatte absolut keine Möglichkeit, mit jemandem außerhalb des Devil's Graveyard Kontakt aufzunehmen. Die Telefone im Hotel konnten nur für interne Gespräche genutzt werden und Mobiltelefone hatten keinerlei Netzverbindung und waren daher genauso nutzlos. Es war wirklich unheimlich. Dann, als sie an die drei anderen Sänger dachte, die sich angeblich den Magen verdorben hatten, gingen ihr einige beunruhigende Fragen durch den Kopf. Wie, zum Beispiel, ein Krankenwagen oder die Polizei in einem Notfall diesen Ort erreichen könnten. Wie konnte man sie alarmieren? Falls auch sie vergiftet worden war, würden sie rechtzeitig eintreffen, um ihr zu helfen?

Dann kam ihr ein weitaus ernsterer Gedanke. Etwas, woran sie schon viel früher hätte denken sollen. Warum hatte Nigel Powell sie in einem anderen Zimmer untergebracht? Er hatte gesagt, es geschehe zu ihrer eigenen Sicherheit. Sicherheit vor was? Einer Lebensmittelvergiftung? In diesem Fall hätte es doch ausgereicht, sie davor zu warnen, irgendetwas zu essen. Ganz gewiss hätte sie nicht in ein anderes Zimmer umziehen müssen, wenn sie davon abgesehen hätte, Mahlzeiten beim Zimmerservice zu bestellen. Wenn es in dem Hotel vergiftete Speisen gab, dann würden sie sicher nicht bei ihr ankommen. Doch das könnte die Person schaffen, die die Speisen im Hotel vergiftete. War es möglich, dass Nigel Powell sie nicht ausreichend darüber informiert hatte, in was für einer großen Gefahr sie in Wirklichkeit schwebte? Und wenn das tatsächlich zutraf, warum hatte er ihr nichts davon gesagt?

Während sie am Fußende des Bettes saß, mittlerweile kerzengerade und mit einem Durcheinander paranoider Gedanken in ihrem Kopf, hörte sie vor dem Zimmer ein Geräusch. Einer der Wachmänner redete. Da die Tür geschlossen war, konnte sie unmöglich verstehen, was gesagt wurde. Seine Stimme wurde zu stark gedämpft.

Dann hörte sie einen seltsamen Laut wie von einem Autoreifen, der plötzlich sämtliche Luft verliert. Es klang ebenfalls gedämpft, aber Emily erkannte das Geräusch: Es war ein Schuss aus einer mit einem Schalldämpfer versehenen Pistole. Ein zweiter gedämpfter Schuss fiel, gefolgt von dem Geräusch zweier draußen zu Boden stützender menschlicher Körper.

Emilys schlimmste Befürchtungen waren gerade dabei, sich zu bewahrheiten. Die vergifteten Lebensmittel waren nicht der wahre Grund, aus dem sie an diesen sicheren Ort mit zwei

Wächtern vor der Tür gebracht worden war. Hier trieb ein Killer sein Unwesen.
Und er lauerte in diesem Moment draußen vor ihrer Zimmertür.

VIERUNDDREISSIG ♦

Angus befand sich in einer mordlustigen Stimmung, was in diesem Moment nicht das Schlechteste war. *Seit wann zur Hölle konnten Zombies Auto fahren?* Die ständigen brutalen Angriffe der untoten Kreaturen, die sich kräftige Happen von ihm sichern wollten, hatten ihn erheblich verärgert, aber einem Mann seinen fahrbaren Untersatz zu stehlen, bei Gott, das machte ihn richtig wütend. *Verdammt wütend.*

Er hatte sechs Zombies niedergeschossen und ein paar andere, die sich auf ihn stürzen wollten, k.o. geschlagen. Aber sie gaben keine Ruhe und attackierten ihn weiterhin. Wenn sie sich nicht gerade aus der Erde wühlten, torkelten sie – erstaunlich schnell – durch die Wüste hinter ihm her. Er dachte kurz, wie gut es war, dass in der Nähe zwei tote Wachmänner herumlagen. Diese Kerle waren eine leichte Beute für die Zombies.

Etwa zwanzig von den abscheulichen Gestalten drängten sich um die beiden Toten, und Angus war sicher, dass er alle Hände voll zu tun hätte, sobald die beiden armen Teufel verzehrt worden waren.

Er feuerte zwei weitere Kugeln in die Oberkörper zweier Zombies, dann rannte er in Richtung Highway. Indem er jede Hand, die aus dem Erdreich nach ihm griff, zur Seite trat, schaffte er es ziemlich schnell unbehelligt bis zur Asphaltstraße. Wenn er sich bei seiner Flucht halbwegs in der Mitte der Fahrbahn hielt, konnte er einigermaßen sicher sein, dass ihm von unten aus der Erde keine Gefahr drohte. Einige dieser Zombies waren unglaublich stark, aber er bezweifelte, dass einer von ihnen genügend Kraft aufbringen würde, um sich durch die Schichten aus Geröll, Zement und Asphalt zu wühlen.

Er rannte in der Straßenmitte in Richtung des Hotels mit einer ganzen Bande Zombies auf den Fersen. Einige, die schneller waren als ihre Gefährten, holten ihn sogar ein. Sie wurden durch einen Schlag ins Gesicht mit einem seiner Revolver oder einer Kugel in die Brust ausgeschaltet. Er besaß genügend Munition, um an die einhundert dieser Bastarde zu töten, obgleich es ziemlich lästig war, ständig seine beiden Revolver nachzuladen.

Nachdem er auf diese Art und Weise mehrere Minuten lang gerannt war, stellte er fest, dass die Zombies zu ihm Abstand hielten und sich ständig etwa zehn Meter hinter ihm befanden. *Scheiße!* Diese Mistkerle waren um einiges cleverer als die Zombie-Filme, die er in seinem Leben gesehen hatte, hatten vermuten lassen. Wenn er sich nicht täuschte, dann hingen sie absichtlich zurück und warteten darauf, dass er müde wurde. Ein erschöpfter, nach Atem ringender Angus wäre erheblich einfacher zu überwältigen, und diese Bestien schienen das genau zu wissen.

Dann lachte ihm das Glück. Ein anderes Fahrzeug erschien auf dem Highway hinter ihm. Er sah, wie die Fahrbahn vor ihm von den Scheinwerfern des Wagens, der sich ihm näherte, erhellt wurde. Er blickte über die Schulter und sah einen VW Käfer in der Mitte des Highways, der Zombies zur Seite scheuchte, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als ihm Platz zu machen.

Angus musste dafür sorgen, dass der Fahrer des Wagens erkannte, dass er nicht zu den Untoten gehörte, und daher vielleicht bereit war, ihn mitzunehmen. Trotz seiner allmählich müde werdenden Beine legte er daher einen zwischenspur ein, der seine Lunge beinahe platzen ließ. Er holte weitere zehn Meter Vorsprung vor der Zombiemeute heraus und winkte heftig, als der Käfer näher kam, um seinen Fahrer zum Anhalten zu bewegen.

Der Wagen bremste, als er sich auf seiner Höhe befand. Das Fenster auf der Fahrerseite glitt nach unten, und das Gesicht einer entsetzten Frau in den Vierzigern blickte heraus. Sie hatte blondes dauergewelltes Haar und grellrote Lippenstiftspuren im Gesicht. Zweifellos hatte sie versucht, ihr Make-up im Innenspiegel zu restaurieren und gleichzeitig den Zombies auf der Straße

auszuweichen. Das reichte aus, um sie für Angus auf Anhieb unsympathisch zu machen. Obgleich er dringend zum Hotel zurückmusste, hatte er wenig Lust, sich mit irgendeiner hysterischen Braut herumschlagen zu müssen.

Sie sah ihn verzweifelt an. »Was geht hier vor?«, fragte sie mit einer zitternden Klein-Mädchen-Stimme. Die Zombies hatten sie beinahe eingeholt.

Angus zielte mit einem seiner Revolver auf ihr Gesicht und drückte ab. Die Kugel bohrte sich in ihre Stirn und tötete sie auf der Stelle. Sie kippte auf den Beifahrersitz und der Wagen verlangsamte die Fahrt bis auf Schritttempo. Angus griff durch das Fenster, während er neben dem Wagen hertrabte, und öffnete die Fahrertür von innen. Halb hüpfend, halb rennend, sprang er in den Wagen und schob den Körper der Frau aus dem Weg. Nicht gerade elegant auf ihrem Sitz landend, zog er die Tür zu und warf einen Blick in den Außenspiegel. Die Zombies trabten noch immer hinter ihm her, wobei die ersten sich dem Wagenheck fast bis auf Reichweite genähert hatten. Er rammte den Fuß aufs Gaspedal, und der Käfer startete durch.

»Macht's gut, Mistkerle!«, brüllte er aus dem offenen Fenster.

Eine Minute weiter die Straße hinunter stoppte er und stieß die tote Frau hinaus auf den Highway. Das würde die Zombies für eine Weile aufhalten.

Angus hatte jetzt einiges zu erledigen. Er raste vor Wut und war entschlossen, Sanchez, Elvis, Julius, Powell, alle Zombies und jeden anderen zu töten, der seine Kreise störte. So oder so würde er mit einem ansehnlichen Stapel Bargeld und einer ganzen Reihe neuer Namen auf seiner Abschussliste nach Hause zurückkehren.

Und mit seiner Tom-Jones-CD.

FÜNFUNDREISSIG ♦

Emilys Plan war ziemlich schwachsinnig. In der langen und unbedeutenden Geschichte schwachsinniger Pläne hätte dieser sicherlich einen recht hohen Rang erreicht – vielleicht sogar einen Platz unter den Top Ten beschissener Pläne. Ein Mann mit einer Schusswaffe drohte jeden Moment durch ihre Tür zu stürmen, und es war durchaus davon auszugehen, dass er gekommen war, um sie zu töten. Und was tat sie?

Ihr erster Gedanke war, sich unter dem Bett zu verstecken. Aber sie entdeckte sehr schnell, dass der Sockel auf vier sehr kurzen Beinen ruhte. Emily war schlank, aber nicht schlank genug, um sich unter ein Bett zu zwängen, unter dem nur fünf Zentimeter Platz waren. Das verringerte ihre Möglichkeiten beträchtlich. Sie ging ihre Alternativen durch. Aus dem Fenster klettern? Dazu blieb ihr nicht genug Zeit. Mehr noch, sie wusste noch nicht einmal, ob sich das Fenster öffnen ließ. Dann war da das Badezimmer. Sie konnte sich dort hineinflüchten, aber das war eine Sackgasse, und das einzige Versteck wäre hinter dem Duschvorhang. Da keine dieser Möglichkeiten ihr Problem lösen würde, blieb ihr nur noch der Kleiderschrank in der Ecke des Zimmers.

Die cremefarbenen Schranktüren waren mit Holzlamellen zur Belüftung versehen. Emily eilte durch das Zimmer, schlängelte sich in den Schrank und schloss behutsam die Türen, um so wenig Lärm wie möglich zu verursachen. Der Kleiderschrank war leer, und durch die Lamellen hatte sie einen ungehinderten Blick auf die Zimmertür.

Sie konnte aus dem Korridor nichts mehr hören. War der Killer weggegangen? Oder trieb er irgendwelche Spielchen? Es war eine Qual, abzuwarten, was geschehen würde. Dabei atmete sie so ruhig und flach wie möglich, um sich nicht zu verraten.

Nach etwa zwanzig Sekunden, in denen sie in Erwägung zog, ihr Glück am Fenster oder im Bad zu versuchen, klickte das Türschloss. Sie atmete zischend ein.

Der Schrank war wirklich das dümmste Versteck, das sie sich hatte aussuchen können.

Emily schaute sich gehetzt nach irgendetwas um, mit dem sie sich schützen oder verteidigen könnte. Aber sie war in dem Schrank alleine, abgesehen von einem Bügelbrett, das an der Rückwand lehnte, und einem Dampfbügeleisen auf einem schmalen Regalbrett links neben ihr. Falls sie sich gegen einen Angriff verteidigen müsste, war das Bügeleisen ihre einzige Waffe. Während sie den Atem anhielt, beobachtete sie, wie die Tür langsam geöffnet wurde. Eine Hand, die eine Pistole mit Schalldämpfer hielt, schob sich um die Türkante. Ihr folgte, nachdem er durch den Türspalt gespäht hatte, ein Mann. Er war gut über eins achtzig groß und hatte einen kahl rasierten Schädel. Er trug eine schwarze Lederhose und eine schwarze ärmellose Lederjacke. Dem Aussehen nach ein Biker mit drei tätowierten Würfeln auf einem Arm.

Seine dunklen Augen überprüften jeden Winkel des Zimmers. Der Mann kam vollends herein und schloss leise die Tür hinter sich. Dann ging er mit gezückter Pistole zum Badezimmer. Emily schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass er sie durch die Lamellen in der Schranktür nicht sehen konnte. Instinktiv zog sie sich zurück und presste sich mit dem Rücken gegen die hintere Schrankwand. Was wollte er von ihr? Warum wollte er sie töten? Es war klar, dass er nicht die Absicht hatte, ihr einen vergifteten Donut zu geben. Er wollte sie erschießen, dessen war sie sich sicher. Sie hatte nur keine Ahnung, weshalb.

Er verschwand im Badezimmer und gelangte außer Sicht, wodurch sie in ein schreckliches Dilemma geriet. Sollte sie den Schrank verlassen und um ihr Leben rennen? Oder sollte sie in ihrem Versteck bleiben? Sie musste schnellstens eine Entscheidung treffen. Wenn sie sich entschloss, im Schrank auszuharren, müsste sie das Bügeleisen in die Hand nehmen und bereit

sein, es auch als Waffe zu benutzen. Und wenn sie um ihr Leben rennen wollte, dann müsste sie es sofort versuchen.

Ihre Unentschlossenheit kam sie teuer zu stehen. Sie war tief in Gedanken versunken und achtete nicht darauf, was der Mann tat. Die Schranktür flog auf. Emily stieß einen erstickten Schrei aus, als der riesige Eindringling vor ihr erschien und mit der Pistole auf ihre Brust zielte. Er hatte sich von der Seite an den Schrank herangeschlichen und plötzlich die linke Tür aufgerissen.

»Judy Garland«, sagte er mit einem schmalen Lächeln. »Bitte kommen Sie aus dem Schrank heraus.«

Er war ausgesprochen höflich. Vielleicht wollte er sie doch nicht töten. Er trat beiseite und dirigierte Emily mit der Pistole zum Bett hinüber. Sie stolperte aus dem Kleiderschrank und ging zum Bett. Dabei hielt der Biker die ganze Zeit seine Waffe auf sie gerichtet. Sie begriff, dass ihre Chance zur Flucht äußerst gering war, während er sie beobachtete. Aber wie sollte sie ihn ablenken?

»Setzen Sie sich bitte«, befahl er höflich. Der Mann hatte Manieren, das war offensichtlich. Aber er war auch ein Killer. Wenn ihre Einschätzung zutraf, gab es draußen zwei tote Wachmänner als Beweis.

»Was wollen Sie?«, fragte Emily. Ihr Herz raste und ihr Mund war so trocken, dass sie Mühe hatte, die Worte auszusprechen.

»Ich bin hier, um Sie zu töten.«

»Oh.« Genau das hatte sie befürchtet. Der Kerl würde sie tatsächlich töten. Aber auf was wartete er noch? »Jetzt gleich?«, fragte sie zaghaft.

»Das hängt von Ihnen ab.« Er stand direkt zwischen ihr und der Tür zum Korridor, um jeden Fluchtversuch zu vereiteln.

»Ich möchte wirklich gerne am Leben bleiben«, sagte Emily und lächelte ihn flehend an. Dabei hoffte sie, ihn davon zu überzeugen, dass sie ein lieber und warmherziger Mensch war, der es verdiente, verschont zu werden.

»Ja, das kann ich mir denken. Und das werden Sie auch, wenn Sie mitspielen.«

»Ich spiele mit.«

»Gut. Hören Sie, Sie dürfen dieses Wettsingen nicht gewinnen!«

»Warum nicht?«

»Weil jemand anders gewinnen muss. Wenn Sie gewinnen, werden viele Leute sterben, Sie inklusive. Und das kann ich nicht zulassen.«

Emily unterdrückte den Impuls herauszuplatzen: »*Aber ich muss gewinnen. Für meine Mom.*«

Stattdessen entschied sie sich für eine weitaus maßvollere Reaktion. »Okay. Was muss ich tun?«

»Reisen Sie ab. Ich muss nichts anderes tun, als dafür zu sorgen, dass mein Boss denkt, Sie seien tot. Wenn Sie nun von hier verschwinden und nicht mehr zurückkehren, dann kann ich ihn davon überzeugen.«

»Das ist alles?«

»Nein. Nicht ganz. Ich brauche ein Foto von Ihnen, auf dem Sie aussehen wie eine Tote. Wir müssen daher einen Tatort herrichten. Ich habe ein paar von diesen kleinen Ketchup-Tüten in der Tasche. Ich schlage vor, Sie legen sich auf den Fußboden und ich spritze Ketchup auf Ihren Hals und lasse es aussehen, als hätte ich Sie erschossen. Sind Sie damit einverstanden?«

»Habe ich eine Wahl?«

»Nein.«

»Okay. Haben Sie das auch mit den anderen Finalisten gemacht?«

»Nein, die sind wirklich tot.«

Emily war fassungslos. »O mein Gott! Im Ernst?«

»Jawohl. Sie wurden aber nicht von mir getötet. Das hat jemand anders getan, ein Typ, den sie

den Bourbon Kid nennen. Ich habe noch keine Erklärung, weshalb er Sie nicht getötet hat. Aber das wird er tun, wenn er sieht, dass Sie noch am Leben sind.«

»Ist er so ein unheimlich aussehender Mann in Schwarz?«

»Das müsste er sein. Haben Sie ihn gesehen?«

»Zweimal, ja. Er war ziemlich gemein zu mir. Und er wusste, dass die Show manipuliert wurde.«

»Ja. Schätzen Sie sich glücklich, dass ich Sie noch vor ihm erwischte habe.«

»Wer sind Sie denn?«

»Ich heiße Gabriel. Ich arbeite für Gott.« Er stand vor ihr und schraubte den Schalldämpfer vom Lauf seiner Pistole ab. Es sah wirklich so aus, als hätte er sich entschieden, ihr kein Haar zu krümmen. Er schien viel netter zu sein, als er aussah, obgleich Emily begriff, dass sie im Augenblick wahrscheinlich nur nach Strohhalmen griff. Oder gegen den Wind pinkelte. Oder wer weiß was tat. Schließlich hatte er die Wachmänner draußen auf dem Gewissen, oder etwa nicht? Und zwar mit einer ziemlich kleinen Waffe, wie sogar Emily erkennen konnte, sobald der Schalldämpfer entfernt worden war.

»Das ist aber ein winziges Ding, nicht wahr?«, stellte sie fest.

Gabriel lächelte. »Ich kann wohl kaum im Hotel herumrennen und Leute mit einer Schrotflinte aus dem Weg räumen, oder? Kleine Pistolen wie diese sind ideal für diskrete Hotelzimmer-Jobs.« Dann, als befürchtete er, dass er zu harmlos klang, fügte er hinzu. »Ich habe jede Menge schwere Hardware in einem Versteck gebunkert für den Fall, dass ich eine ganze verdammte Armee ausschalten muss.«

»Äh – okay. Ich habe nur so dahergeredet. Für eine Pistole sieht das Ding wirklich niedlich aus. Haben Sie diese – äh – beiden Wachmänner wirklich damit getötet?«

Gabriel wirkte für einen kurzen Moment überrascht, als hätte er sie längst vergessen. »Scheiße, ja. Können Sie mir helfen, die Leichen hier reinzuschaffen? Ich kann sie schlecht draußen herumliegen lassen. Jemand könnte sie finden.«

»Klar. Warum nicht.« Emily konnte sich kaum weigern. Sie hatte noch immer nicht die Zeit gehabt, sich über diesen seltsamen Fremden eindeutig klar zu werden. Er war ein Mörder und aus diesem Grund, diesem Grund alleine, würde sie tun, was er befahl. Ob er doch einer von den Guten war, denen man trauen konnte, musste sich erst noch erweisen.

Gabriel ging zur Zimmertür und öffnete sie. Emily sah, wie er den Blick durch den Korridor schweifen ließ. Die toten Wachmänner lagen ausgestreckt mitten im Flur. Nicht unbedingt diskret, obgleich an beiden Körpern kaum ein Blutpfleck zu sehen war. Der Einsatz einer kleinen Schusswaffe hatte sich tatsächlich ausgezahlt. Gabriel bückte sich und packte die ihm am nächsten liegende Leiche unter den Achselhöhlen und begann sie rückwärts gehend ins Hotelzimmer zu schleifen. Sobald er die Schwelle überschritten hatte, zog er die Leiche zu Emily hinüber.

»Sehen Sie zu, dass Sie ihn in den Kleiderschrank schaffen«, empfahl er ihr und deutete mit einem Kopfnicken auf ihr ehemaliges Versteck.

Sie trat hinter den Körper, schob die Arme unter seine Achselhöhlen, verschränkte die Hände vorne auf seiner Brust und begann ihn zum Kleiderschrank zu schleifen. Es war eine enorme Kraftanstrengung für sie, den Körper überhaupt zu bewegen, und sie schaffte es nur, indem sie ihn flach auf den Rücken legte und selbst rückwärts in den Schrank trat.

Emily hatte noch nie zuvor eine Leiche berührt, geschweige, sie über den Fußboden eines Hotelzimmers gezogen. So hatte sie sich ihr Wochenende ganz und gar nicht vorgestellt. Alleine eine Leiche in den Armen zu halten, machte ihr ihre Lage schmerzhaft deutlich. Indem sie aktiv am Geschehen teilnahm, leistete sie, rein technisch betrachtet, Beihilfe zu einem Mord. Mit einem Mörder zusammenzuarbeiten war keinesfalls Emilys Vorstellung von angenehmer Freizeitgestaltung. Egal, was Gabriel gesagt hatte und für wen er angeblich arbeitete, er hatte

schließlich zwei unschuldige Männer ermordet. Woher sollte sie wissen, dass er nicht doch die Absicht hatte, sie irgendwann zu töten?

Gabriel verschwand durch die Tür nach draußen in den Korridor, um den anderen Wachmann zu holen. Endlich hatte Emily ein paar Sekunden Zeit, um sich über die Möglichkeiten klar zu werden, die er ihr genannt hatte: Nach Hause zurückkehren und auf die Million Dollar Preisgeld verzichten und sich die Chance entgehen lassen, das zu sein, was sie sich immer gewünscht hatte, oder bleiben und getötet werden.

Sie konnte erkennen, dass es eigentlich kein richtig faires Angebot war. Auch wenn dieser Mann sich höflich verhalten und ihr eine Chance, am Leben zu bleiben, geboten hatte, verlangte er von ihr, dass sie ihren Traum aufgab und jede Chance ungenutzt ließ, die letzten Tage ihrer sterbenden Mutter so schmerzfrei und friedlich wie möglich zu gestalten.

Aus dem Augenwinkel konnte sie das Bügeleisen auf dem Regalbrett im Kleiderschrank sehen. Wenn sie nicht nur im Finale der Show auftreten, sondern auch am Leben bleiben wollte, dann müsste sie es wohl benutzen. Dies war ihre letzte Chance. Wenn sie Gabriel mit dem Bügeleisen niederschlug, könnte sie Nigel Powell und die Polizei dazu bringen, sie vor jedem zu beschützen, der sie zu töten versuchen würde. Sie konnte den Wettbewerb immer noch gewinnen. Und ihrer Mutter die Fürsorge angedeihen lassen, die sie brauchte.

Verdammt noch mal, dachte sie. Es war das Risiko wert.

SECHSUNDDREISSIG ♦

Als Invincible Angus zum Hotel Pasadena zurückkehrte, hatte er sich mindestens zehn verschiedene Methoden ausgedacht, um Sanchez und Elvis zu foltern, zu verstümmeln und am Ende zu töten. Während er darüber nachdachte, wurde ihm klar, dass diese beiden Wichser ihn bisher siebzig Riesen gekostet hatten, nämlich die noch fehlenden zwanzigtausend von Julius und Powells versprochene fünfzigtausend. Oh, er würde es genussvoll und langsam tun. Er konnte es kaum erwarten, ihre Schmerzensschreie zu hören.

Aber sogar das war jedoch nicht mit dem zu vergleichen, was er mit diesen Zombiebastarden tun würde, die versucht hatten, mit den zähnen Stücke aus seinem Körper zu reißen, seinen Lieblingstrenchcoat zerfetzt und seinen Van und seine Tom-Jones-CD gestohlen hatten. Diese Mistkerle hatten sich einen Freifahrtschein in die Hölle verdient, und er war derjenige, der ihnen dazu verhelfen würde.

Er rannte die Treppe zum Hoteleingang hoch. Eine grauhaarige ältere Frau in einem schweren, teuer aussehenden weißen Mantel kam gerade heraus, während Angus hineinstürmte. Sie war im Begriff, sich eine Zigarette anzuzünden, und bemerkte daher Angus' massige Gestalt nicht, die plötzlich vor ihr aufragte. Er drängte sich zwischen sie und die Türen, stieß sie mit der Schulter zur Seite und verfolgte voller Schadenfreude, wie sie aus dem Gleichgewicht geriet, die Treppe hinunterstürzte und dabei die Zigarette verschluckte, die sie hatte anzünden wollen. Lieber Gott, fühlte sich das gut an. Aber es war nicht genug. Er war ganz wild auf irgendeine Art Konfrontation, egal mit wem oder was. Das nächste Opfer, das mit ihm in seiner üblen Laune zusammenstieß, würde Bekanntschaft mit gleich beiden Revolvern machen. Er steuerte direkt auf die Rezeption zu.

Nur eine Empfangsdame hatte Dienst, eine blonde junge Frau, die sich offenbar zu Tode langweilte. Die gesamte Lobby war verlassen. Niemand checkte so spät am Tag ein. Da das gesamte Wochenende im Zeichen dieses gottverdammten dämlichen Gesangswettbewerbs stand, waren alle Gäste bereits eingetroffen. Und mittlerweile war das abendliche Unterhaltungsprogramm in vollem Gang.

Angus stützte sich mit beiden Händen auf den Rezeptionstisch und beugte sich vor, um den Namen auf dem Schild an der roten Weste der jungen Frau zu entziffern.

»Belinda«, las er laut vor.

Sie begrüßte ihn mit einem höflichen Lächeln. »Die bin ich. Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?«

»Geben Sie mir den Schlüssel für Zimmer sieben-dreizehn. Und zwar sofort!«

Das höfliche Lächeln verschwand, während Belinda auf dem Keyboard zu tippen begann und auf den Monitor vor ihr blickte.

»Sind Sie Mister Sanchez Garcia?«, fragte sie.

»Nein, ich bin derjenige, für den das Zimmer reserviert war, ehe dieser Garcia es sich unter den Nagel gerissen hat.«

»Dann tut es mir leid, Sir, aber ich darf Ihnen keinen Schlüssel aushändigen.«

Angus zog einen seiner Revolver aus dem Trenchcoat und zielte damit auf den Kopf der Empfangsdame.

»Jetzt hör gut zu, du verdammte Schlampe. Ich wurde soeben von etwa einhundert verdammten Zombies angegriffen, die in der Wüste aus der verdammten Erde gestiegen sind. Praktisch aus dem verdammten Nichts. Und wenn ich mich nicht irre, dann haben sie versucht, mich bei lebendigem Leib zu verspeisen. Daraufhin habe ich eine ganze Menge von ihnen mit diesem

verdammten Schießbeisen erledigt.« Er wedelte mit der Waffe vor ihrem Gesicht herum. »Und als mir die verdammte Munition ausging, habe ich ein paar weitere mit meinen bloßen verdammten Händen getötet. Ich habe die Kanone wieder geladen, und ich sage dir, dass ich absolut nicht in der Stimmung bin, um mir von jemandem wie dir sagen zu lassen: ›Tut mir leid, Sir, aber ich bin eine verdammte Schlampe, deshalb kriegen Sie keinen Schlüssel.‹ Also, warum gibst du mir nicht den verdammten Schlüssel, und ich tu nicht so, als würde ich dich mit einem verdammten Zombie verwechseln, dem ich den Schädel wegblasen muss.«

»Haben Sie sonst noch einen Wunsch, Sir?«

»Das ist alles.«

»Einen Moment, bitte.«

Belinda griff nach rechts und in eine Schublade unter dem Tisch. Sie holte einen Schlüssel heraus und legte ihn vor Angus auf den Tresen.

»Das ist ein verdammter Hauptschlüssel, Sir. Mit diesem verdammten Ding kommen Sie in jedes verdammte Zimmer, in das Sie verdammt noch mal hineinwollen.«

»Vielen Dank. Ach, übrigens – diese verdammten Zombies sind hierher unterwegs. Ich empfehle Ihnen, dass Sie ihnen weniger Scheiß erzählen, als Sie mir erzählt haben. Und dann sollten Sie etwas gegen Ihre freche Klappe tun. Die passt einfach nicht zu einer jungen Lady.«

»Ich werde ganz sicher daran denken, Sir. Genießen Sie Ihren verdammten Aufenthalt.«

Angus angelte den Schlüssel vom Tresen, verließ eilig die Lobby und bog in den Korridor zu den Fahrstühlen ein. Die Empfangsdame sah ihm nach und wartete, bis er außer Hörweite war, ehe sie nach dem Telefon auf ihrem Pult griff und eine vierstellige Nummer wählte. Das Rufzeichen erklang zweimal, dann wurde am anderen Ende abgenommen.

»Nigel Powell.«

»Hi, Mister Powell, hier ist Belinda an der Rezeption. Ein ziemlich unangenehmer verd–« – sie verschluckte den Rest des Wortes – »Gentleman mit einer Pistole und übelster Wortwahl ist soeben hereingekommen. Ich händigte ihm einen Hauptschlüssel aus, mit dem er Zugang zu jedem Zimmer hat. Hätte ich es nicht getan, wäre ich von ihm erschossen worden.«

»Ich verstehe. Ich benachrichtige den Sicherheitsdienst. Geben Sie den Leuten eine genaue Beschreibung, wenn Sie angerufen werden. Sind Sie sonst okay, Belinda? Sie können sich für den Rest der Nacht freinehmen.« Powell war um seine Angestellten immer sehr besorgt. Das hatte keine altruistischen Gründe. Es war nur so, dass das Ersetzen von Personal hier draußen auf Devil's Graveyard nicht gerade die einfachste Aufgabe war, die er sich vorstellen konnte.

»Oh, mir geht es gut, danke, Mr. Powell. Da ist aber noch etwas anderes, das Sie wissen sollten.«

»Ja? Und was wäre das?«

»Dieser Typ meinte, er käme gerade direkt aus der Wüste, wo er von etwa einhundert Zombies angegriffen worden sei. Er sagte, sie kämen geradewegs hierher.«

Belinda hörte ihren Arbeitgeber am anderen Ende der Leitung laut seufzen. »Scheiße. Dann sind sie bereits hierher unterwegs, hm? Wir sollten lieber zusehen, dass wir diesen Gesangswettbewerb schnellstens zum Abschluss bringen. So wie es sich anhört, kommen die Mistkerle dieses Jahr aber früh, und ich glaube nicht, dass einer von uns ihnen als Imbiss dienen möchte. Dafür haben wir diese Idioten im Publikum.«

»Ja, Sir.«

SIEBENUNDREISSIG ♦

Emily packte das Dampfbügeleisen mit der rechten Hand und hob es hoch über den Kopf. Dabei stellte sie fest, dass sie vor Angst zitterte. Tat sie das Richtige? Oder sogar das Vernünftige? Sie wartete, während Gabriel den anderen Wachmann ins Zimmer schleppte. Er wandte ihr den Rücken zu, was für sie ein Glücksfall war. Sie glaubte nicht, dass es ihr so leicht von der Hand gehen würde, wenn er sie so mit dem hoch erhobenen Bügeleisen hinter sich stehen sähe. Er schloss die Tür mit einem Fußtritt und bewegte sich, die Hände unter den Achselhöhlen des toten Sicherheitsmannes, rückwärts in Richtung Kleiderschrank.

Als er nah genug herangekommen war, holte sie tief Luft und nahm all ihre Kraft und ihre Entschlossenheit zusammen und zielte mit dem Dampfbügeleisen auf seinen Hinterkopf. Und sie zielte gut.

CLUNK!

Das Bügeleisen traf die rechte Seite seines Hinterkopfs. Es erwischte sein rechtes Ohr, aber hauptsächlich landete es auf dem Teil seines Schädels, der mit einer sehr dünnen Schicht Haut und Haarstoppen bedeckt war. Gabriel kippte um wie ein Sack Maiskolben und fiel auf den Körper des Wachmanns, den er über den Fußboden geschleift hatte.

Emily blickte auf ihn hinab. Er schien nur noch halb bei Bewusstsein zu sein, wenn man den murmelnden Lauten, die er von sich gab, trauen konnte. Sie hatte ihn auf jeden Fall betäubt, aber wie stark? Sie wollte ihn nicht töten, daher schlug sie ihm kein zweites Mal auf den Kopf, sondern versuchte, über die beiden Körper zwischen dem Bett und der Wand zu steigen, die ihr den Weg zur Zimmertür versperrten. Da war der Wachmann, den sie vor den Kleiderschrank gezogen hatte. Und dann lagen da noch Gabriel und unter ihm der zweite Wachmann. Eine hysterische Entschuldigung murmelnd trat sie vorsichtig auf den ersten Wachmann und machte Anstalten zu einem großen Schritt über Gabriel und den anderen Wachmann hinweg.

Während sie ein Bein über Gabriels Körper hob, kam er schlagartig zu sich. Die kurze Benommenheit, die sie bei ihm ausgelöst hatte, war viel zu schnell verflogen. Er packte ihr linkes Bein und zog heftig daran, sodass sie das Gleichgewicht verlor. Sie stolperte und stürzte neben dem Bett zu Boden und konnte gerade noch vermeiden, sich den Kopf am Bettpfosten anzuschlagen. Die unsanfte Landung hatte zur Folge, dass ihr das Bügeleisen aus der Hand rutschte und neben ihr auf den Teppichboden polterte.

»Du verdammtes Miststück!«, hörte sie Gabriel fluchen. Sie hatte es geschafft, ihn in Rage zu bringen und nicht, ihn außer Gefecht zu setzen.

Er kam hinter ihr auf die Füße. Während sie aufzustehen versuchte, versetzte er ihr mit der rechten Faust einen brutalen Hieb auf den Nacken. Sie fiel aufs Gesicht und bekam eine Vorstellung davon, wie er sich gefühlt haben musste, als sie ihn mit dem Bügeleisen niedergeschlagen hatte.

»Das war wirklich verdammt dämlich«, knurrte er wütend. Sie blickte zu ihm hoch und sah, wie er sich den Hinterkopf massierte, wo sie ihn getroffen hatte.

»Es tut mir leid. Das wollte ich nicht.«

Der Biker hatte sich offenbar von dem Schlag auf den Kopf vollständig erholt. Er kauerte sich nieder und sie spürte sein Knie in ihrem Kreuz, mit dem er sie auf den Boden presste.

»Ich habe dir die Chance gegeben, am Leben zu bleiben, du Schlampe.«

»ich weiß. Es tut mir leid.«

»Mit ›es tut mir leid‹ lassen sich meine Kopfschmerzen nicht vertreiben. Du gottverdammtes nichtsnutziges Miststück!«

Er stieß ihren Kopf auf den Teppich. Mit seinem Knie gleichzeitig im Kreuz war sie völlig hilflos. Dann hörte sie das Geräusch, vor dem sie sich am meisten fürchtete – Gabriel holte wieder seine Pistole aus der Jacke. Er drückte die Mündung gegen ihren Hinterkopf. Ihre Angst stieg ins Unermessliche. Sie hatte alles total vermasselt. Ihm das Bügeleisen gegen den Kopf zu schmettern war einfach dumm gewesen. Und unnötig. Obgleich sie es, dachte sie flüchtig, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit abermals tun würde, allerdings dann um einiges kräftiger. »Nicht besonders angenehm, wenn einem kalter Stahl gegen den Hinterkopf gedrückt wird, nicht wahr?«, knurrte Gabriel. Er stieß den Pistolenlauf heftiger gegen ihren Schädel. »Na, wie fühlt sich das an? Hä? Ganz schön unangenehm, nicht wahr?«

»Ja. Es tut mir leid.« Emily begann zu schluchzen. »Es tut mir so schrecklich leid.«

»Ja, es tut dir verdammt noch mal leid. Nun, du hattest deine Chance!« Mit der freien Hand griff er in ihr Haar und riss ihren Kopf ein paar Zentimeter vom Teppich hoch. »Verdammt noch mal, ich habe dir einen verdammt Gefallen getan!«

Er stieß ihr Gesicht auf den Fußboden. Ihre Stirn schlug zuerst auf und bewahrte ihre Nase davor, die volle Wucht des Aufpralls aufzufangen. Trotzdem tat es höllisch weh. Sie war benommen. Abermals riss Gabriel ihren Kopf an den Haaren hoch und stieß das Gesicht erneut nach unten. Emily verspürte Übelkeit. Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie würde sterben und sie hatte ihre Mutter im Stich gelassen. Sie spürte die Mündung von Gabriels Pistole wieder an ihrem Hinterkopf. Sie schrie vor Schmerzen auf. Dann vernahm sie ein metallisches Klicken. Er hatte die Pistole entsichert. *Das war's.*

Sie schloss die Augen und wartete auf den Moment der Wahrheit. Wie würde es sich anfühlen? Wie lange, nachdem die Kugel in ihren Schädel eingedrungen war, müsste sie die Schmerzen ertragen?

Während diese Fragen und eine Million anderer Gedanken durch ihren Kopf rasten, hörte sie ein überlautes Krachen hinter sich. Die Mündung von Gabriels Pistole drückte nicht mehr gegen ihren Hinterkopf. Das war der Moment.

BANG!

Sie hörte deutlich den Schuss, ein Knall, der sie in der Enge des Zimmers taub werden ließ. War dies das Gefühl, wenn man erschossen wurde? Oder tot war? Sie spürte nichts. Sie fühlte sich so wie immer. Sie fühlte – Moment mal. Soweit sie feststellen konnte, war sie immer noch am Leben und atmete. Was zum –?

WACK!

In ihrem benommenen Zustand drehte sie den Kopf und schaute nach links. Gabriels Gesicht tauchte auf, verschwamm, erschien wieder. Sie konzentrierte sich darauf und erkannte, dass er neben ihr auf der Seite lag und sie anstarrte. Sie blickten einander in die Augen. Dann beobachtete Emily, wie Gabriels Augen sich langsam verdrehten.

Sie lag noch immer ausgestreckt auf dem Teppichboden und hatte keine Ahnung, was geschehen war. Blut sickerte aus Gabriels Kopf. Es kroch über den Teppich auf sie zu.

Dann, ohne Vorwarnung, verstärkte sich das Gefühl der Benommenheit um ein Vielfaches. Sie hob den Kopf, um hinter sich zu schauen. Über ihr und der Leiche Gabriels stand der Mann in Schwarz, den sie früher am Tag gesehen hatte. In einer Hand hielt er eine Pistole, aus deren Mündung bläulicher Rauch zur Decke aufstieg. Während sie das Bewusstsein verlor, begriff sie, dass der Mann, den die Welt als den Bourbon Kid kannte, gekommen war, um sie zu retten. Und Gabriel den Hinterkopf weggeschossen hatte.

ACHTUNDDREISSIG ♦

Nigel Powell saß in seinem Büro am Schreibtisch und hatte den Kopf in die Hände gestützt, sodass seine Finger die Augen bedeckten. Seine Hilflosigkeit war offensichtlich. Seine beiden Mitjuroren, Lucinda und Candy, saßen ihm gegenüber. Keine der beiden war sonderlich intelligent, aber sie hätten schon außerordentlich dumm sein müssen, wenn sie seine schlechte Laune nicht auf Anhieb registriert hätten. Sie warteten geduldig, dass er die Hände vom Gesicht nahm. Als er es tat, fiel sein Blick als Erstes auf Candys enge weiße Lederjacke. Je weiter der Tag voranschritt, desto größer erschien die Gefahr, dass ihre Brüste heraussprangen. Der Anblick lenkte ihn nur wenig mehr als fünf Sekunden lang ab. Lucindas hellgelbes Kleid fiel ihm ins Auge und erinnerte ihn an ihre Anwesenheit, daher wendete er den Blick von Candys Busen ab und sah die beiden Frauen direkt an.

»Nun, wollen Sie uns nicht verraten, was das Problem ist?«, fragte Lucinda um einiges kampflustiger, als sie beabsichtigt hatte. Sie mochte Powell nicht besonders, aber sie nahm sich vor ihm in Acht. Überdies zahlte er ihr eine großzügige Gage.

Der Hotelbesitzer blies die Backen auf. Er ließ seinen Blick zwischen den Frauen hin und her wandern, um sicherzugehen, dass sie seine Besorgnis mitbekamen.

»Wir haben drei unserer Finalisten verloren«, sagte er düster.

»Verloren?«, fragte Lucinda. Aus seinem Munde klang es, als hätten sie etwas falsch gemacht.

»Sie sind tot. Jemand hat sie ermordet.«

Candy machte ein verwirrtes Gesicht. Nigel wusste, dass sie beträchtlich cleverer war, als die Leute ihr zugestanden, aber im Grunde entsprach sie trotzdem der Klischeevorstellung von einer naiven Blondine.

»Was? Wer? Welche?«, fragte sie.

»Kurt Cobain, Otis Redding und Johnny Cash sind nicht mehr dabei.«

»O mein Gott. Was ist mit den beiden anderen?«, fragte sie. Ihre Aufgeregtheit erhöhte den Druck auf ihren Jackenreißverschluss sichtlich.

»Ich habe dafür gesorgt, dass sie bewaffneten Schutz erhalten«, erwiderte Powell ein wenig wichtigtuend. »Ich glaube, einer der anderen Konkurrenten hat irgendwie herausbekommen, wer die fünf Finalisten sein würden, und daraufhin einen Berufskiller angeheuert, um sie aus dem Weg zu räumen.«

Lucinda schüttelte den Kopf. »Mann, das ist doch Wahnsinn. Ich habe niemandem erzählt, wer im Finale antreten wird.«

»Ich auch nicht«, fügte Candy eilig hinzu.

Linda beugte sich über den Schreibtisch. »Haben Sie irgendeine Idee, wer hinter diesem ganzen Scheiß steckt?«, wollte sie von Powell wissen.

»Das weiß ich nicht. Der Berufskiller und der Typ, der ihn engagiert hat, wurden vor ein paar Stunden von einem anderen Profikiller hoppedgenommen. Er und zwei Angehörige des Sicherheitsdienstes sind mit ihnen in die Wüste hinausgefahren, um sie kaltzumachen, aber die drei sind noch nicht zurückgekommen. Und im Augenblick kann ich sie auch nicht erreichen.«

»Du lieber Himmel!«, jammerte Lucinda laut. »Was zum Teufel sollen wir jetzt tun? Den Wettbewerb absagen?«

Powell schüttelte den Kopf. »Hm, hm. Wie es so schön heißt, die Show muss weitergehen. Wir müssen nur einen Ersatz für die drei toten Sänger finden.« Er sah die beiden Frauen nacheinander fragend an. »Irgendwelche Vorschläge? Wir haben ungefähr zwei Minuten Zeit, um uns zu entscheiden. Ich will, dass dieses Finale so bald wie möglich beginnt. Dieses Jahr entwickelt sich

die ganze Geschichte zu einem einzigen Albtraum. Also welche drei Nummern ziehen wir in die engere Wahl? Wer hat dem Publikum am besten gefallen?»

Lucinda hatte eine Idee. »Warum sucht sich nicht jeder von uns einen Kandidaten aus? Das klingt doch fair, oder?«

Powell zuckte die Achseln. »Ja, das ist mir recht. Also Candy, wen wollen Sie im Finale haben?«

Candy riss überrascht die Augen auf. »Ich soll in diesem Moment irgendeinen Namen nennen?«

»Nein, ich möchte, dass Sie einen Namen nennen, so schnell oder langsam wie Sie wollen. Bitte vergessen Sie meine Bemerkung, dass wir nur zwei Minuten Zeit haben.«

»Werden Sie jetzt sarkastisch?«

»Ja. Clever von Ihnen, dass Sie es bemerkt haben.«

»Prima. In diesem Fall bin ich für diesen Elvis-Imitator. Er war richtig süß.«

»Das sollte nicht der Grund sein, um ihn auszusuchen«, schnappte Nigel.

»Sie sagten, jeder von uns könne einen Kandidaten aussuchen, und er ist meine Wahl.«

»Niemals. Sie werden niemanden nur deswegen auswählen, weil Sie auf ihn scharf sind.«

»Nennen Sie mir einen Grund, weshalb ich ihn nicht nehmen soll. Einen Grund, der nicht persönlich ist.«

»Okay. Ich mag ihn nicht. Und zwar mag ich ihn *wirklich* nicht.«

Candy stieß einen tiefen Seufzer aus. »Na schön«, schmollte sie. »Dann nehme ich Freddie Mercury. Sind Sie nun zufrieden?«

»Ja«, sagte Powell und lächelte zum ersten Mal. »Er war ziemlich gut, aber nicht hervorragend.«

Er wandte sich an die andere Jurorin: »Lucinda, was ist mit Ihnen?«

Lucinda runzelte die Stirn und wälzte für einen Moment die Frage in ihrem Kopf hin und her.

»Dieser Blues-Brother-Typ war gut«, sagte sie nachdenklich.

»Der Kerl mit der Mundharmonika? Und der roten Hose?« Candy konnte die Verachtung in ihrer Stimme nicht unterdrücken.

»Ja. Ich mag ihn. Er hatte etwas ganz Spezielles an sich.«

Powell verzog das Gesicht. »Tatsächlich? Mir kam er mit seiner Mundharmonika ziemlich armselig vor.«

»Jeder von uns sucht einen aus, oder etwa nicht? Ich habe den Blues Brother genannt und bleibe dabei.« Lucinda beharrte viel nachdrücklicher als Candy auf ihrer Entscheidung. Und Powell hatte keine Zeit für lange Diskussionen.

»Fein«, sagte er. »Damit haben wir vier Finalisten. Und wen soll ich nehmen?« Er trommelte mit den Fingern für ein paar Sekunden auf der Schreibtischplatte, während er in Gedanken alle Sänger und Sängerinnen durchging, die er im Laufe des Tages auf der Bühne erlebt hatte.

»Sie haben ja noch nicht einmal die Hälfte aller Bewerber gesehen«, sagte Lucinda. Sie hatte Recht. Sein ständiges Rein und Raus während des Vorsingens hatte zur Folge gehabt, dass ihm die Auftritte zahlreicher Konkurrenten entgangen waren.

»Richtig. Und jeder, den ich sah, war einfach nur schrecklich.« Plötzlich schoss ihm ein Name durch den Kopf. »Ich weiß es. Während ich für einige Zeit in der Lobby war, hörte ich, wie begeistert das Publikum auf ein Janis-Joplin-Double reagierte. Mir kam es so vor, als sei sie für die Leute so etwas wie der Höhepunkt der gesamten Show gewesen. Ich glaube, ich nominiere sie.«

Lucinda und Candy waren beide entgeistert. Lucinda ergriff für sie beide das Wort: »Sie haben sie doch überhaupt nicht live erlebt!«

»Ach, ist das so wichtig? Judy Garland hat diesen Wettbewerb sowieso schon gewonnen.

Niemand wird sie schlagen können. Außerdem denke ich, dass es ganz gut wäre, eine weitere Frau im Finale zu haben.«

»Ja, aber glauben Sie mir, diese Frau ist es ganz sicher nicht«, protestierte Lucinda.

»Das reicht jetzt«, sagte Powell und winkte ab. »Jeder hatte eine Wahl und meine Favoritin ist Janis.«

»Aber ...«

»Kein Aber, verdammt noch mal!«, brüllte er beinahe, ehe er mit ruhigerer Stimme fortfuhr:

»Das wär's dann wohl. Gehen wir raus und verkünden es dem Publikum. Weiß Gott, diese Show dauert schon viel länger als geplant. Ich muss noch einige Telefonate führen. Sie beide können Nina Bescheid sagen, wen wir für das Finale ausgewählt haben. Los. Nun gehen Sie schon. Und machen Sie auf dem Weg nach draußen die Tür hinter sich zu.«

Lucinda und Candy erhoben sich von ihren Plätzen. Während sie zur Tür gingen, versuchte Lucinda es mit einer letzten Bitte. »Nigel, diese Janis Joplin – Sie können doch nicht im Ernst ...«

»Doch, ich kann. Verdammt noch mal. Und jetzt raus, ihr beiden!«

NEUNUNDDREISSIG ♦

Emily schlug die Augen auf. Sie sah alles verschwommen und ihre Augen brannten. Außerdem war da ein schmerzhaftes Pochen vorne an ihrer Stirn. Sie lag in einem Bett und blickte zur Zimmerdecke. Sie konnte getrocknete Tränen auf ihrem Gesicht spüren, aber sie konnte sich nicht entsinnen, geweint zu haben, oder sich daran erinnern, weshalb ihr Kopf schmerzte. Sie griff sich mit der Hand an die Stirn und fragte sich, ob sie wirklich so stark angeschwollen war, wie sie sich anfühlte.

Irgendwo in ihrer Nähe erklang eine Stimme so rau wie Rollsplitt. »Wie geht es Ihnen?« Der Laut erschreckte sie, und sie setzte sich kerzengerade auf. Das bereute sie sofort. Das Pochen in ihrem Kopf wurde intensiver. Am Ende des Bettes, in dem sie lag, saß ein Mann. Und soweit sie erkennen konnte, befand sie sich nicht mehr in dem Zimmer, in dem Nigel Powell sie untergebracht hatte. Sie ließ den Blick umherschweifen, um sich mit ihrer neuen Umgebung vertraut zu machen. Die schnelle Augenbewegung verstärkte ihre Kopfschmerzen. Sie befand sich tatsächlich in einem anderen Hotelzimmer. Es ähnelte dem, das Nigel Powell ihr zugewiesen hatte, nur war dieses Zimmer ein wenig kleiner und darin stand ein Einzelbett anstatt eines Doppelbettes. Und der unheimliche Mann in Schwarz, der sich früher an diesem Tag ihr gegenüber so unverschämt verhalten hatte, saß am Fußende ihres Bettes.

»Wie geht es ihnen?«, wiederholte er seine Frage.

»Wer sind Sie? Wie komme ich hierher?«, fragte sie und fürchtete sich gleichzeitig vor der Antwort.

»Es sah so aus, als hätte jemand versucht, Sie zu töten«, erwiderte der Mann lakonisch.

Emily erinnerte sich schlagartig an den Moment, als sie plötzlich Gabriel, dem Biker, gegenüberstand. Sie entsann sich, ihn mit einem Dampfbügeleisen angegriffen und niedergeschlagen zu haben. Als Fluchtplan hatte es nicht so gut funktioniert, wie sie gehofft hatte. Dann hatte er sie zu Fall gebracht und zweimal ihren Kopf auf den Fußboden geschmettert. Danach war alles ein wenig verschwommen. Wie kam es, dass jetzt ausgerechnet dieser Mann bei ihr war? Und welche Absichten verfolgte er?

»Was ist passiert? Ich weiß noch, dass ich mit diesem Rockertypen gerungen habe ...« Sie erinnerte sich, Gabriels Gesicht dicht neben ihr auf dem Teppich gesehen zu haben. Und daran, wie seine Augen sie für eine Sekunde blicklos angestarrt und sich dann verdreht hatten. »Was ist mit ihm geschehen? Ist er tot?«

»Ich habe ihm einen Kopfschuss verpasst. Also ja, höchstwahrscheinlich.«

»O mein Gott.«

Emily hielt nichts von Gewalt ungeachtet des Dampfbügeleisen-Vorfalles. Und sie hatte für Mord absolut nichts übrig. Im Augenblick jedoch konnte sie nur daran denken, wie unglaublich cool es war, neben einem Mann zu sitzen, der jemanden getötet hatte, nur um sie zu retten. So etwas geschah eigentlich nur im Kino.

»Das haben Sie für mich getan?«, platzte sie heraus. Die Schmerzen in ihrem Kopf machten sie noch immer ein wenig benommen. Anderenfalls hätte sie niemals auch nur für einen kurzen Moment ihre Selbstbeherrschung verloren und ihn wissen lassen, was sie dachte.

»Ja.«

»Das ist *geil*.«

Sobald sie das Wort ausgesprochen hatte, spürte sie, wie ihr Gesicht sich vor Verlegenheit rötete. Sie massierte ihre schmerzende Stirn und benutzte dabei die Hand, um ihre glühenden Wangen zu verbergen. Und um ihre Verwirrung zu kaschieren, stellte sie schnell weitere Fragen. »Aber

wer sind Sie? Und warum haben Sie ihn getötet?«, wollte sie wissen.

»Haben Sie schon mal vom Bourbon Kid gehört?«

»Ja. Meinen Sie diesen Verrückten mit einem Alkoholproblem, der unschuldige Leute umbringt? Er ist ein völlig Irrer. Man sollte ihn einsperren und ...« ihre Stimme versiegte. »Das sind Sie, nicht wahr?«, sagte sie leise.

»Ja.«

»Tut mir leid.«

»Im Allgemeinen brauche ich keinen besonderen Grund, um jemanden zu töten, aber als ich in Ihr Hotelzimmer kam, sah es so aus, als sei der Typ im Begriff, Sie umzubringen. Er zielte mit einer Pistole auf Ihren Kopf.«

»O mein Gott.« Emily erinnerte sich an das Gefühl, als Gabriel ihr seine Pistole gegen den Kopf gedrückt hatte. »Er wollte mich erschießen, nicht wahr?«

»Nein. Das wollte er nicht.«

»Hä?«

»Seine Waffe war nicht geladen. Offenbar wollte er Ihnen nur ein wenig Angst machen.«

Emily presste eine Hand auf ihren Mund. *Gabriel war wohl doch nicht so übel gewesen.* »O mein Gott, Sie müssen sich schrecklich fühlen, ihn getötet zu haben!«, rief sie aus.

»Nein. Ich hätte ihn sowieso erschossen.«

Emily musterte ihn irritiert. »Warum?«

»Weil es nicht schade um ihn ist.«

»Äh – nun – okay. Wer war er denn? Was hatte er hier zu suchen?«

»Er heißt Gabriel. War wohl so 'ne Art Prediger.«

»Ein Prediger? Warum sollte ein Mann Gottes so tun, als wollte er mich umbringen? Das ergibt doch keinen Sinn.«

»Die Wege des Herrn sind rätselhaft.« Emily starrte den Kid misstrauisch an. Machte er sich über sie lustig? Seine Miene war ausdruckslos.

»Also, nein so was.« Sie hatte Mühe, das Gehörte zu verarbeiten. Sie massierte erneut ihre Stirn. All dieses angestrengte Nachdenken verstärkte ihre Kopfschmerzen. Aber da war noch etwas, worüber sie unbedingt Klarheit haben wollte. »Hören Sie, wenn ich mich nicht irre, waren Sie, als wir zusammentrafen, nicht besonders freundlich zu mir, daher würde ich gerne verstehen, weshalb Sie mich vor diesem Prediger mit der Pistole beschützt haben.«

»Sie erinnern mich an jemanden. Jemanden, der mir mal sehr nahestand.«

»Eine Freundin?«

»So etwas Ähnliches.«

»Was ist mit ihr geschehen?«

»Sie sitzt im Gefängnis. Wegen Mordes.«

»Hätte ich mir ja denken können.«

»Wie bitte?«

»Tut mir leid. So habe ich das nicht gemeint.«

Der Kid sah sie drohend an. »Diese Entschuldigung kam gerade noch zur rechten Zeit«, knurrte er.

»Das liegt an dem Schlag auf meinen Kopf. Ich wollte nicht respektlos ein.«

»Okay.« Er schien für einen Moment das Interesse zu verlieren. Dann redete er weiter, diesmal um einiges drängender. »Hören Sie, Sie müssen von hier verschwinden. Es gibt Leute, die verhindern wollen, dass Sie diesen Gesangswettbewerb gewinnen. Um das zu erreichen, würden sie Sie sogar töten.«

»Warum? Was geht hier vor? Dieser Rocker – Gabriel, sagten Sie, nicht wahr? – erzählte mir, dass drei von den anderen Sängern ermordet wurden. Aber Nigel Powell meinte, sie hätten eine

Lebensmittelvergiftung oder so etwas. Was stimmt denn nun?«

»Sie sind tot.«

»Vergiftet?«

»Nein. Ich habe sie umgebracht.«

»Was? Sie haben Otis Redding, Kurt Cobain und Johnny Cash getötet?«

»Ja.«

»Und warum?«

»James Brown hat mir dafür eine Menge Geld geboten.«

Emily war wie vom Donner gerührt. »Julius? Weshalb?«

»Er will gewinnen.«

Und abermals rieb sie sich die Stirn. Angesichts ihrer heftigen Kopfschmerzen hatte sie Mühe, diese neue und beängstigende Information zu verarbeiten.

»Es tut mir leid, aber ich bin wirklich verwirrt. Und meine Kopfschmerzen tragen auch nicht gerade dazu bei, dass ich klar denken kann.« Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie jegliches Zeitgefühl verloren hatte. »O mein Gott, wurden die Finalisten schon bekannt gegeben? Wie lange war ich bewusstlos? Ich muss im Finale auftreten.«

Sie sprang aus dem Bett. Bei der plötzlichen Bewegung wurde ihr kurzzeitig schwarz vor Augen und sie verspürte einen Anflug von Übelkeit, daher ließ sie sich schnell auf die Bettkante sinken. Der Kid erhob sich und baute sich zwischen ihr und der Tür auf.

»Hören Sie gut zu, denn das ist äußerst wichtig«, sagte er. »Dieser Wettbewerb ist ein Witz. Nur leider keiner, über den man lachen kann.«

»Ich weiß.«

»Nein. Das tun Sie nicht. Sie wissen gar nichts. Also halten Sie den Mund und hören Sie zu. Anscheinend haben alle früheren Sieger dieser Show ihre Seelen an den Teufel verkauft, als sie Powells Vertrag unterschrieben. Und jetzt sind sie allesamt hirntote Zombies, die nicht mehr für sich selbst denken können. Ich wurde auf dem Parkplatz soeben von Buddy Holly und Dusty Springfield angegriffen, und die sahen aus, als moderten sie schon einige Zeit vor sich hin.« Eine längere Pause entstand, als Emily darauf wartete, dass der Kid weitere Erklärungen zu seiner bizarren Behauptung lieferte. Er tat es nicht.

»Wovon reden Sie? Sind Sie auf Drogen?«, platzte sie schließlich heraus.

»Nein. Treten Sie nur nicht beim Finale auf. Sie müssen sofort von hier verschwinden. Ich haue auch ab. Wollen Sie mitfahren? Ich bringe Sie in die nächste Stadt. Im Augenblick ist das hier nicht gerade der sicherste Ort auf dieser Welt. Hier wimmelt es nämlich von Untoten.«

Sein Gerede brachte Emily allmählich in Rage. »Untote? Tut mir leid, aber nichts von dem, was Sie erzählen, ergibt irgendeinen Sinn«, sagte sie pikiert. »Und ich will nicht unhöflich sein, aber Sie sind ein allseits bekannter Psychopath, und wenn Sie ständig von Untoten und Verträgen mit dem Teufel reden, sehe ich darin eher ein Zeichen für Ihre – hm – mentalen Probleme, um es vorsichtig auszudrücken.«

Wenn sie gehofft hatte, ihn damit zu provozieren, wurde sie enttäuscht. »Sorgen Sie nur dafür, dass Sie diesen Wettbewerb nicht gewinnen, okay?«, sagte er und seine Stimme klang rauer als je zuvor.

»Sehen Sie, es tut mir aufrichtig leid, wirklich. Und ich danke Ihnen für Ihre Fürsorge. Aber es ist mein Traum, eine professionelle Sängerin zu sein, vor allem an einem Ort wie diesem. Und die eine Million Dollar Preisgeld würde mein Leben von Grund auf verändern. Dafür habe ich mein ganzes Leben lang gearbeitet. Es ist für mich und meine Mom. Sie soll wissen, dass alles, was wir getan haben, die Mühe wert war. Sie ist krank. Meine Mutter, meine ich.« Sie hörte, wie ihre Stimme lauter wurde, aber sie fuhr trotzdem fort. »Sie hat nur noch ein paar Monate zu leben und ich will ihre letzten Tage zu etwas Besonderem machen. Im Augenblick besitzen wir nichts mehr

und mit diesem Geld könnte ich ihr die Pflege verschaffen, die sie verdient hat. Und sie würde erfahren, dass ich endlich in ihre Fußstapfen trete. Ich bin nicht hierhergekommen, um alles einfach wegzuwerfen, nur weil Sie glauben, dass hier irgendwelche Gespenster ihr Unwesen treiben.«

»Dann gewinnen Sie von mir aus den Wettbewerb, aber unterschreiben Sie auf keinen Fall den Vertrag.«

»Nein.«

»Was?«

Emily schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn Ihre Mutter dem Tod geweiht wäre, aber Sie hätten die Chance, ihr Leben noch ein wenig zu verlängern, würden Sie dann nicht alles für sie tun, was in Ihrer Macht steht?«

»Ich habe meine Mutter getötet.«

»Oh.« Für einen Moment war sie zu betroffen, um ein Wort hervorzubringen. Dann redete sie verzweifelt weiter, um ihre Situation zu erklären. »Aber –«

»Kehren. Sie. Nach. Hause. Zurück. Ihre Mutter wird das verstehen.«

In Emily schien irgendetwas zu zerbrechen. »Ja, sie wird mich ganz bestimmt verstehen, während sie in ihrem armseligen Pflegeheim liegt und ihre letzten Atemzüge macht. Und ich kann ihr sagen: ›Ja, tut mir leid, Mom, aber ich habe die Chance, dir zu einer besseren Pflege zu verhelfen, in den Wind geschlagen, weil ein verrückter Säufer mir erzählt hat, ich würde meine Seele dem Teufel vermachen, wenn ich beim Wettbewerb siege.«

Der Kid schien von ihrem beißenden Sarkasmus nicht berührt zu werden. »Sie wissen, dass die Show manipuliert wurde«, erwiderte er. »Sie wurden insgeheim gezielt für das Finale ausgewählt. Spielen Sie mir jetzt bloß nicht die Hochmoralische vor.«

Emily hob eine Augenbraue. »Oh, das tut mir aber leid. Wollen Sie mir etwa einen Vortrag über Moral halten?«

»Ja, das will ich.«

»Nun, das ist schon ein starkes Stück. Ich meine, dass es ausgerechnet von Ihnen kommt. Haben Sie Nachsicht mit mir, wenn ich nicht glaube, dass Sie die ideale Besetzung für jemanden sind, der über andere Menschen zu Gericht sitzt.« Ihre Stimme wurde weicher. »Sehen Sie, ich bin Ihnen dafür dankbar, dass Sie vielleicht mein Leben gerettet haben und was sonst noch alles, aber ich muss diese Show gewinnen. Das bedeutet alles für mich. Deshalb tut es mir leid, aber ich werde im Finale singen. Davon können Sie mich nur abhalten, wenn Sie mich töten. Also treffen Sie Ihre Wahl. Entweder lassen Sie mich aus diesem Zimmer raus oder ziehen Sie Ihre Pistole und erschießen Sie mich. Ich habe keine Angst zu sterben, müssen Sie wissen.«

»Doch, die haben Sie.«

»Habe ich nicht. Ich habe noch nie Angst davor gehabt, für etwas zu sterben, woran ich glaube.« Der Bourbon Kid griff mit einer Hand in seine Jacke. »Okay. Dann lassen Sie mir keine andere Wahl.«

VIERZIG ♦

Sanchez wollte es niemandem gegenüber zugeben, aber er war äußerst gespannt auf die bevorstehende Namensnennung der Interpreten, die es unter die fünf Finalisten des *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerbs geschafft hatten. Er hing zusammen mit Elvis hinter der Bühne herum und beobachtete all die anderen Konkurrenten, während sie voller Nervosität darauf warteten, auf die Bühne gerufen zu werden, um ihr weiteres Schicksal zu erfahren. Es war eine wirklich bunte Mischung von Teilnehmern. Sie reichte von denen, die genauso aussahen wie die Sänger, die sie darstellten, bis hin zu absolut durchgeknallten Freaks. Der beste war Freddy Mercury, der total überzeugend aussah. Er trug eine hautenge weiße Hose mit je einem roten Streifen an den Seiten und dazu eine gelbe Lederjacke über einem schlichten weißen Trikothemd. Sein dichter schwarzer Schnurrbart und die leicht vorstehenden Zähne trugen zu einer Imitation bei, die geradezu gespenstisch präzise ausfiel. Sanchez hatte ihn beim Vorsingen nicht gehört, aber wenn seine Stimme seiner äußeren Erscheinung entsprach, gehörte er sicherlich in die engere Wahl.

Am anderen Ende des Spektrums befanden sich einige nur wenig überzeugende Verrückte. Vor allem einer fiel unter ihnen auf: ein Zwerg namens Richard, der sich für seine äußere Erscheinung und seinen Auftritt Jimi Hendrix zum Vorbild genommen hatte. Sein Kostüm bestand aus einer engen schwarzen Hose, hochhackigen Stiefeln und einem weißen Oberhemd unter einem purpurroten Mantel. Zu seinem Pech hießen andere Konkurrenten ebenfalls Richard. Infolgedessen hatten die Leute ihm zur besseren Unterscheidung den Spitznamen Little Richard verpasst, was ihn sichtlich verärgerte. Da war auch ein Frank-Sinatra-Double mit einem breiten weißen Wundpflaster auf seiner Nase, der zwischen den anderen Wartenden herumirrte und lautstark klagte, dass man ihm seinen Hut gestohlen habe.

Was Sanchez' Interesse jedoch ganz besonders erregte, war das Verhalten von Julius, dem James-Brown-Imitator. Könnte dieser Typ wirklich der dreizehnte Apostel sein? Er wirkte ein wenig gereizt und musterte misstrauisch all die anderen Mitbewerber. Irgendwann trafen sich seine und Sanchez' Blicke. Julius lächelte und nickte ihm und Elvis zu, wahrscheinlich weil sie Freunde Gabriels waren. Sanchez nickte höflich zurück. Es hatte wenig Sinn, einen von Gottes Lieblingen zu verärgern. Er könnte am Tag des Jüngsten Gerichts ein nützlicher Verbündeter sein. Ob ihm klar war, dass Sanchez wusste, wer er war?

Das brachte den Barbesitzer zum Nachdenken. Wäre Julius' James-Brown-Nummer gut genug, um ihm den Sieg zu sichern? Und was war mit Judy Garland? Hatte Gabriel – oder der andere Profikiller, Angus – sie erfolgreich aus dem Wettbewerb entfernt? Wenn nun ihr Name aufgerufen wurde und sie nicht erschien, weil sie mittlerweile tot war? Und wer wären die anderen Finalteilnehmer, da zumindest drei, mittlerweile vielleicht sogar vier, von der ursprünglichen Teilnehmerliste nicht mehr am Leben waren?

Aus den Augenwinkeln konnte er sehen, wie Elvis auf den Füßen auf und ab federte und dabei ein wenig einem Boxer ähnelte, der sich für einen Kampf aufwärmte. Mit einiger Mühe verdrängte Sanchez seine düsteren Gedanken und begann seinen Freund aufzumuntern, indem er meinte, dass seine Teilnahme am Finale wohl selbstverständlich sei. Auch wenn Elvis es nicht nötig hatte, dass jemand sein Selbstvertrauen stärkte, war er wahrscheinlich dankbar für diese Unterstützung.

»Hey, Mann, was machst du, wenn du für das Finale ausgesucht wirst, hm?«, fragte Sanchez.

»Ich meine, wenn du es schaffst und James Brown auf der Strecke bleibt?«

Elvis beobachtete das James-Brown-Double genauso aufmerksam wie Sanchez kurz vorher. Er

beantwortete Sanchez' Frage, ohne den Blick vom Godfather of Soul in seinem violetten Anzug abzuwenden.

»Ich bin mir verdammt sicher, dass er es schaffen wird. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Gott uns heil durch die letzten vierundzwanzig Stunden gebracht hat, nur damit sein Apostel sich nicht für das Finale qualifiziert.«

»Hoffentlich hast du Recht.«

»Ich habe Recht.«

»Wo ist dann Gabriel? Meinst du, er ist gerade dabei, Judy Garland kaltzumachen?«

»Nun, das würde wohl erklären, weshalb sie nicht hier ist.« Elvis schien völlig unbesorgt zu sein. Sanchez ließ sich das für einen Moment durch den Kopf gehen. Die Judy-Garland-Imitatorin hatte nichts falsch gemacht, soweit er es beurteilen konnte. Und sie hatte ihn früher am Tag hinter der Bühne angelächelt und Hallo zu ihm gesagt. Das hatte keiner der anderen ach so tollen Bastarde getan. *Möchtegernstars*, dachte er. *Die krochen sich doch alle selbst in den Arsch.* Bislang schien sie die Einzige zu sein, die sich nicht an sich selbst berauschte. Obgleich Sanchez Gabriel mochte und ihm einiges an Dank schuldete, weil er ihn vor den Zombies in der Wüste gerettet hatte, störte ihn die Vorstellung, dass sein neuer Freund möglicherweise zurzeit irgendwo im Hotel eine unschuldige junge Frau kaltblütig ermordete. Zumal eine, die ihn mit einem Ausdruck aufrichtiger Freundlichkeit angelächelt hatte. Das machten noch nicht einmal seine Freunde.

Er dachte darüber nach, wie unangenehm die ganze Situation war, als ein Sicherheitswachmann zu ihm herüberkam und ihn höflich aufforderte, den Bereich hinter der Bühne zu verlassen. Nachdem er Elvis zum letzten Mal viel Glück gewünscht hatte, begab sich Sanchez eilig zur Bühnenseite, wo er geschützt durch einen der roten Vorhänge, die im Augenblick noch geschlossen waren und die Bühne verhüllten, das Geschehen verfolgen konnte. Er hatte kaum seinen Beobachtungsplatz erreicht, als der hintere Bühnenbereich sich verdunkelte und ein anschwellender Trommelwirbel aus dem Lautsprechersystem drang. Kurz darauf erklang die elektrisch verstärkte Stimme der Präsentatorin der Show, Nina Forina.

»Ladys und Gentlemen«, sagte sie in einem dramatischen Tonfall, »bitte begrüßen Sie mit lautem Applaus – unsere Jury.«

In diesem Moment rauschten die Vorhänge auseinander und ein Punktstrahler erhellte die Bühne und fing die drei Juroren mit seinem Lichtkegel ein. Sanchez konnte sich hinter dem Vorhang verborgen halten. Er hatte von dort aus eine perfekte Sicht auf die Vorgänge auf der Bühne. Das Einzige, was er vermisste, waren sein gemütlicher Sessel, eine Tüte Popcorn und ein paar Flaschen Bier.

Die drei Juroren standen in der Bühnenmitte und badeten im Applaus des Publikums vor ihnen. Nachdem sie sich lange genug hatten feiern lassen, nahmen sie ihre Plätze am Jurorentisch ein, der sich mit Sanchez auf gleicher Höhe befand. Sobald die Pfiffe, das Händeklatschen und die Anfeuerungsrufe erstarben, wurde die Bühnenmitte erneut erhellt und Nina Forina trat ins Licht. Dort blieb sie kurz stehen, zeigte lächelnd ihre strahlend weißen Zähne und genoss die letzten Reste des Applauses. Dann streckte sie die Arme aus und das Publikum verstummte.

»Hallo, Leute. Seid ihr bereit zu erfahren, wer unsere fünf Finalteilnehmer sind?«

»Yeeaaaahhh!«

»Ich kann euch nicht hören. Seid ihr bereit, die Namen der fünf Finalisten zu erfahren?«

»YEEEEAAHHH!«

Nina begleitete das Gebrüll der Zuschauer mit einem Händeklatschen, ehe sie sich zur Seite wandte und auf den hinteren Teil der Bühne deutete. Das Licht der Scheinwerfer, das sie übergoss, lieferte Sanchez einen Ausblick, den er nicht erwartet hatte. Ihr Kleid war völlig durchsichtig. *Jesus.*

Sämtliche in die engere Wahl kommenden Konkurrenten erschienen hinter ihr auf der Bühne. Es waren etwa einhundert, doch auf der Bühne sah es aus, als seien es doppelt so viele. Elvis war unter den ersten, die herauskamen, und winkte und schickte dem Publikum Kuschhändchen. Er machte einen selbstsicheren Eindruck im Gegensatz zu Julius, der zu Sanchez' Überraschung ausgesprochen nervös erschien.

Als der Lärm zu einem aufgeregten Murmeln herabgesunken war, wandte Nina sich an die Jury, die nun mit dem Rücken zum Publikum in der Bühnenmitte saß.

»Nigel, wären Sie so nett und verraten uns, wer der erste Wettkampfteilnehmer ist, der es in das Finalisten-Quintett der Show des heutigen Abends geschafft hat?«

Powell saß zwischen seinen beiden Kolleginnen und spreizte sich wie ein Pfau. Sein Gesicht erschien auf einem riesigen Fernsehschirm im Rückraum der Bühne, und aus Gründen, die Sanchez nicht verstand, löste es einige hysterische Schreie von einigen jungen Frauen im Publikum aus. Als blickte er in einen Spiegel, schaute Powell zu dem Bildschirm hoch und zeigte in einem breiten Grinsen seine übertrieben gebleichten weißen Zähne, die zu seiner orangenen Sonnenbräune in einem scharfen Kontrast standen. Nachdem er sich so lange in der Aufmerksamkeit seiner weiblichen Fans gesonnt hatte, dass Sanchez schon fast vor Übelkeit würgen musste, reagierte er schließlich auf Ninas Bitte.

»Das tue ich nur zu gerne, Nina«, sagte er mit einem Augenzwinkern, das Sanchez beinahe genauso ekelhaft fand. »Der erste Finalist hat uns alle mit seinem Auftritt beeindruckt. Seine Stimme war vielleicht nicht die beste, aber wenn er sich für das Finale den richtigen Song aussucht, hat er eine echte Chance, diesen Wettbewerb zu gewinnen. Nina, unser erster Finalteilnehmer ist ...« Er hielt für eine lächerlich lange Zeit inne, um das Publikum auf die Folter zu spannen, ehe er verkündete: »*Freddie Mercury!*«

Der Freddie-Mercury-Imitator vollführte einen Freudensprung, reckte die Faust in die Luft und stieß ein halblautes »*Jaaa!*« hervor. Er rannte hinüber zu Nina Forina, die ihn umarmte und ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange hauchte, ehe sie ihn auf einen Platz ein paar Meter rechts hinter ihr dirigierte. Freddie schaute sich um, entdeckte Sanchez und schickte ihm ein strahlendes Siegerlächeln. Sanchez erwiderte das Lächeln und murmelte mit zusammengebißenen Zähnen die Worte: »arrogantes Arschloch«.

Abermals heizte Powell das Publikum mit seiner dämlichen Wartereier an, ehe er Janis Joplin als zweite Finalistin nannte. Die begeisterte Interpretin drängte sich durch die Schar der Konkurrenten im hinteren Bühnenraum und wedelte mit den Armen wie eine hyperaktive Irrenhauspatientin auf Drogen. Sie war eine Hippiebraut mit langem braunem Haar und trug eine getönte Sonnenbrille mit großen kreisrunden Gläsern und ein grünes mit Blumen bedrucktes Kleid, das dicht über ihren Knien endete. Sie hatte auf hochhackige Schuhe verzichtet und sich stattdessen für bequeme weiße Turnschuhe entschieden. Abgerundet wurde ihr Outfit durch eine Anzahl unterschiedlich langer Perlenketten, die um ihren Hals hingen, dazwischen ein übergroßes Yin-Yang-Symbol, das vor ihrem Bauchnabel baumelte. Sie bekam von Nina die obligatorische Umarmung samt Kuss, wurde überraschend begeistert vom Publikum beklatscht und nahm neben Freddie Mercury Aufstellung.

Das wären zwei, dachte Sanchez. Nur noch drei Plätze sind frei. Man kann nur hoffen, dass Julius einen halbwegs anständigen Ersatzplan hat, falls er nicht ausgewählt wird. Sonst ist unser ganzes Projekt im Eimer.

Zu einem lauten Dröhnen verstärkt, hallte Powells einschmeichelnde Stimme ein drittes Mal laut und deutlich durch den Saal.

»Der nächste Konkurrent, der es ins Finale geschafft hat – das wäre dann Nummer drei von fünf, wie Sie sicher mitgezählt haben – ist der Mann mit der hässlichsten roten Lederhose, die ich je gesehen habe ... *der Blues Brother!*«

Während das Publikum tobte und begeistert mit den Füßen trampelte, sah Sanchez einen als einer der Blues Brothers verkleideten Farbigen aus der Schar der hoffnungsvollen Konkurrenten auftauchen. Er trug einen schwarzen Anzug über einem weißen Oberhemd mit schmaler schwarzer Krawatte und eine dunkle Sonnenbrille. Auf dem Kopf hatte er, deutlich zu erkennen, Frank Sinatras abhandengekommenen Hut. Er ging zu Nina Forina hinüber und machte dabei einen, wie Sanchez fand, reichlich belämmerten Eindruck. Sie gratulierte ihm mit einer höflichen Umarmung und einem Küsschen auf die Wange, woraufhin er in der Reihe der Finalteilnehmer seinen Platz neben Janis Joplin einnahm. Sanchez kratzte sich am Kopf und versuchte, irgendeinen Sinn in Powells Anspielung auf die »rote Lederhose« zu erkennen. Der Blues Brother trug einen schwarzen Anzug – schwarzes Jackett und schwarze Hose. Vielleicht war der Chef-Juror farbenblind? Erklärte das möglicherweise, weshalb er sich für einen farbigen Blues Brother entschieden hatte?

Sanchez hatte, loyal wie er war, gehofft, dass Elvis in die Endrunde kam, aber dass er nicht unter den ersten drei Kandidaten war, bedeutete, dass die Chancen seines Kumpels sich gefährlich verringert hatten. Idealerweise wären die beiden letzten Finalisten Elvis und Julius. Elvis könnte dann ganz bewusst im Finale verlieren, sodass Julius sich nur noch gegen drei andere Konkurrenten durchsetzen müsste.

In Wahrheit waren dies jedoch nur unbedeutende Überlegungen, die vom eigentlichen Problem ablenkten. Sanchez' Hände schwitzten heftig. Zu wissen, dass blutgierige, fleischfressende Zombies zum Hotel strömten, war schlimm genug. Aber zu wissen, dass seine einzige Chance, den Devil's Graveyard lebendig verlassen zu können, in den Händen eines James-Brown-Imitators lag, erfüllte ihn nicht gerade mit Zuversicht.

Oben auf dem großen Fernsehschirm wartete Powell darauf, dass das aufgeregte Publikum sich beruhigte, ehe er die nächste Entscheidung der Jury verkündete.

»Unser vierter Finalist hat uns alle mit seiner Darbietung geradezu überwältigt. Er ist voller Energie und zweifellos einer der besten Interpreten dieses Wettbewerbs. Ladys und Gentlemen, der vierte Teilnehmer am Finale ist ... *James Brown!*«

Sanchez war zutiefst erleichtert. Er hatte gleichzeitig die verzweifelte Hoffnung, dass Julius tatsächlich der Retter war, den Gabriel angekündigt hatte. *Es wäre wirklich toll, wenn der Typ wirklich das ist, als was er sich ausgibt*, flüsterte er mit zusammengekauerten Zähnen, während Julius die Schar der Möchtegernstars hinten auf der Bühne verließ. Er hüpfte herum wie ein total Geistesgestörter und stieß dabei die für James Brown typischen heiseren »Heh! Heh!«-Schreie aus. Der Plan galt also noch. *Was auch immer zum Teufel der Plan sein mochte.*

Und wieder setzte nach dem Applaus erwartungsvolle Stille ein. »Und schließlich«, verkündete Powell. »Unser fünfter Kandidat konnte sich schon gleich nach der wahrscheinlich besten Gesangsdarbietung der Vorrunde als sicherer Finalteilnehmer betrachten. Ladys und Gentlemen, als fünften Finalisten begrüßen wir ... *Judy Garland!*«

Das Publikum brach in noch lauterem Jubel aus als bei den vorangegangenen vier anderen Finalisten, nur dauerte der Applaus diesmal bei Weitem nicht genauso lange. Er versiegte, als offenbar wurde, dass Judy Garland sich nicht auf der Bühne befand. Schon bald übertönte das verwirrte Raunen des Publikums die nur noch sporadisch laut werdenden Beifallsbekundungen. Alle schauten sich suchend um, als erwarteten sie, dass die fehlende Sängerin aus irgendeiner Nische oder hinter den anderen hoffnungsvollen – und nun tief enttäuschten – sich auf der Bühne drängenden Konkurrenten auftauchte.

»Judy Garland?«, fragte Powell forschend. »Ist Judy Garland noch im Saal?«

Nina Forina stimmte mit ein. »Judy Garland? Vielleicht ist sie längst wieder nach Kansas zurückgekehrt«, sagte sie mit einem übertriebenen Lachen. Unbehagliches Schweigen senkte sich auf das Publikum herab. Sanchez fand ein wenig Trost in der Erkenntnis, dass er nicht der

Einzig war, der sich gelegentlich mit einem faden Witz blamierte.

Er ließ den Blick durch den Saal schweifen und wartete gespannt, ob Judy Garland nicht doch noch auf der Bühne erschien. Aus dem Augenwinkel bemerkte er, wie Julius in einer Siegesgeste die Hand vor der Brust zur Faust ballte. Gabriel musste seinen Auftrag ausgeführt haben. Judy Garland würde nicht am Finale teilnehmen. Sanchez fühlte sich deswegen ein wenig schuldig. Ihr Nichterscheinen ließ darauf schließen, dass sie so gut wie sicher brutal ermordet worden war, damit ein Kerl, der sich als dreizehnter Apostel ausgab, einen Haufen anderer Leute, Sanchez inklusive, retten konnte. Natürlich war es hart, aber im besten Interesse aller Anwesenden, dachte der Barbesitzer salbungsvoll.

Für ein paar Minuten herrschte allgemeine Verwirrung, während die Jury überlegte, was zu tun sei. Angehörige des Sicherheitsdienstes wurden losgeschickt, um in den Fluren nachzuschauen, ob Miss Garland zum Konzertsaal unterwegs war. Während die Sekunden verstrichen und sie sich noch immer nicht blicken ließ, wurde das Publikum allmählich unruhig. Ein paar Plastikbecher wurden in Richtung Bühne geworfen. Die Wachmänner sprachen angespannt in ihre Walkie-Talkies, während sie durch die Korridore eilten. Die Show drohte in einem Desaster zu enden. Nach und nach kamen die Wachmänner zurück und schüttelten die Köpfe als Zeichen, dass die Nummer fünf des Finales nirgendwo zu finden sei.

Nigel Powell musste schnell reagieren und sich etwas einfallen lassen, aber das war offensichtlich etwas, das er aus dem Effeff beherrschte. Und das wusste er. Von seinem Platz in der Mitte des Jurorentisches bat er die Zuschauer mit einer Geste, die vielfach vergrößert auf dem Bildschirm auf der Bühne zu beobachten war, sich zu beruhigen.

»Okay, Ladys und Gentlemen, es scheint, als sei Dorothy irgendwo auf dem gelben Ziegelsteinweg verschüttgegangen!«

Das Publikum quittierte diese Bemerkung mit einem herzlichen Gelächter, obgleich der Scherz kein Deut besser war als Ninas vorangegangener Versuch. Als das Gelächter verstummte, fuhr er fort: »Deshalb werden wir jetzt den sechstbesten Interpreten der Vorrunde benennen. Halten Sie sich bereit, um einen Interpreten zu begrüßen, der uns alle mit seinem musikalischen Talent überrascht haben dürfte. Ladys und Gentlemen, der fünfte Finalteilnehmer ist ... *Elvis Presley!*« Elvis stolzierte mit der selbstsicheren Haltung eines Mannes, für den die Teilnahme am Finale niemals in Frage gestanden hatte, nach vorne an den Bühnenrand. Er verteilte Kuschelhändchen und winkte dem Publikum. Nachdem er Nina Forina geküsst und ihr fachmännisch prüfend an den Hintern gefasst hatte, schlenderte er zu den anderen Finalisten hinüber. Er schaute zu Sanchez und stieß triumphierend beide Daumen in die Höhe, während er sich am Ende der Reihe neben Julius aufstellte.

Nina, die nach Elvis' ungehörigem – wenn auch nicht völlig unwillkommenem – Griff an ihren Bürzel errötete, hob das Mikrofon an die Lippen und winkte der Menge zu, sie solle wenigstens für einen Moment still sein.

»Okay, Leute«, rief sie. »Wir haben jetzt die fünf Teilnehmer am Finale. Spenden wir allen noch eine weitere Runde Applaus!«

Die Menge sprang auf, gab laute Jubelrufe von sich, trampelte mit den Füßen und klatschte in die Hände. Nach ein paar Sekunden Beifall hörte Sanchez jedoch, wie der Lärm der Zuschauer um einige Dezibel lauter wurde. Zuerst fragte er sich, ob jemand auf der Bühne umgefallen war, denn es klang, als hätte das Publikum sämtliche Hemmungen verloren und sich in eine blinde Raserei hineingesteigert. Er verrenkte sich fast den Hals und drehte den Kopf hin und her in der Hoffnung, noch etwas von dem peinlichen Sturz mitzubekommen. Er wäre zutiefst enttäuscht, wenn ihm etwas Derartiges entginge. Es gab nichts, das Sanchez mehr liebte, als mit ansehen zu können, wie Leute über irgendetwas stolperten und auf die Nase fielen.

Dann gewährte er den Grund für den verstärkten Jubel.

Wie aus dem Nichts war Judy Garland auf die Bühne geeilt. Sie wirkte ein wenig durcheinander, aber mit jedem Schritt, den sie in Nina Forinas Richtung zurücklegte, und mit jedem anfeuernden Ruf des Publikums gewann sie mehr und mehr die Kontrolle über sich zurück. Diese junge Frau war zweifellos der Liebling des Publikums und dem breiten, strahlenden Lächeln auf Powells Gesicht nach zu urteilen war sie auch sein Liebling. Er erhob sich von seinem Platz und gab den Zuschauern abermals ein Zeichen, still zu sein. Als die Leute sich beruhigt hatten, ließ er sie noch ein wenig länger warten, ehe er die Ansage machte, die sie sich alle wünschten.

»Okay, Leute. Wer hat ein Problem damit, dass wir in diesem Jahr sechs Finalteilnehmer haben?«

Das Publikum raste. Die begeisterten Schreie waren ohrenbetäubend. Sanchez schaute zu Elvis hinüber. Elvis erwiderte seinen Blick stirnrunzelnd und mit einem Ausdruck tiefer Sorge, die seine Miene verdüsterte. Julius' Chancen, mit seiner James-Brown-Nummer die Siegerkrone zu erringen, waren soeben schlagartig fast ins Bodenlose gesunken.

Und was war mit Gabriel geschehen?

EINUNDVIERZIG ♦

Emily war beängstigend dicht davor gewesen, es nicht rechtzeitig auf die Bühne zu schaffen. Sie musste dem Bourbon Kid dankbar sein, vermutete sie. Er hatte ihr schließlich das Leben gerettet. (Na schön, Gabriels Waffe war nicht geladen gewesen. Aber er hätte sie damit totschiessen können. Oder sie erwürgen können. Oder ... Wenn nötig, fand Emily für alles ein überzeugendes Argument.) Und er hatte sie nicht getötet, weil sie sich ihm ganz offen widersetzt hatte. Als er in seine Jacke gegriffen hatte, war sie fast sicher gewesen, dass er eine Pistole herausholen würde. Stattdessen hatte er plötzlich eine Schachtel Zigaretten in der Hand gehabt. Wahrscheinlich war er fähig, jemanden mit einer Zigarette umzubringen, hatte es jedoch in ihrem Fall nicht getan. Was sie unendlich erleichterte. Egal wie man es betrachtete, er war dafür berüchtigt, Menschen aus ziemlich trivialen Anlässen zu töten. Wegen *nichts*, zum Beispiel.

Während sie auf der Bühne stand und über all das nachdachte, was geschehen war, wurde ihr bewusst, dass Julius sie anstarrte. Sie schaute zu ihm hinüber, nickte ihm zu und lächelte unsicher. Er musterte sie neugierig, ehe er sich mit einem knappen und heuchlerischen Lächeln revanchierte. Wenn das, was der Kid ihr erzählt hatte, zutraf, dann hatte Julius erwartet, dass sie nicht mehr unter den Lebenden weilte. Kein Wunder, dass er sie so seltsam ansah. Emily fröstelte. Sie fühlte sich nicht sicher. Es gab nur eine Person, die ihr helfen konnte. Nigel Powell. Während nach Bekanntgabe der Finalteilnehmer alle die Bühne verließen, ging Emily zögernd zum Jurytisch. Eine zwanzigminütige Pause war angesagt worden. Zahlreiche Zuschauer hatten sich von ihren Sitzplätzen erhoben und waren hinausgegangen, um sich die Beine zu vertreten. Powells Kolleginnen, Lucinda und Candy, hatte ebenfalls ihre Plätze verlassen und waren verschwunden, wodurch sich für Emily die perfekte Gelegenheit für ein vertrauliches Gespräch mit Powell ergab.

Er lächelte sie an, als er sie auf sich zukommen sah. »Hallo, Emily«, sagte er und kam auf die Füße. Man konnte über Nigel Powell sagen, was man wollte, aber er hatte gute Manieren. Wenn es ihm dienlich war. »Ich dachte schon für eine Minute, dass Sie es nicht schaffen würden. Das war ziemlich knapp. Nicht wahr?«

»Ja. Das tut mir schrecklich leid. Eigentlich muss ich mit Ihnen darüber reden. Können wir uns kurz unterhalten?«

»Na klar. Setzen Sie sich.« Er deutete auf den Stuhl rechts neben ihm und setzte sich, nachdem sie Platz genommen hatte, ebenfalls. »Was kann ich für Sie tun?«

Emily rutschte auf dem Stuhl hin und her; er war noch warm. »Ich habe Kopfschmerzen.«

»Das tut mir leid. Soll ich Ihnen Schmerztabletten besorgen?«

»Jemand hat mir mit einer Pistole eins über den Schädel gegeben.« Sie wusste, dass dies eigentlich nicht ganz den Tatsachen entsprach. Aber es war kürzer, als jede Einzelheit zu schildern.

»Was meinen Sie?«

»Eine Pistole. Ein Mann ist in das Zimmer eingebrochen, in das Sie mich haben umziehen lassen. Er erschoss Ihre beiden Wachmänner und versuchte anschließend, mich zu töten.«

Powells Miene spiegelte seinen tiefen Schock wider. »O mein Gott. Fangen Sie ganz von vorne an. Wer hat versucht, Sie zu töten?«

»Er war so ein Motorradrocker namens Gabriel. Kahl rasierter Schädel und Arme wie Baumstämme.«

»Heiliger Jesus. Wo ist er jetzt?«

»Er ist tot. Seine Leiche liegt immer noch im Zimmer zusammen mit den beiden Wachmännern.«

»Er ist tot? Wer hat ihn getötet? Sie etwa?«

»Nein. Ein Typ, der der Bourbon Kid genannt wird. Er hat mich gerettet. Aus Gründen jedoch, die für mich herzlich wenig Sinn ergeben.«

»Der Bourbon Kid hat Sie *gerettet*?«

»Ja. Und wenn es nach ihm geht, dann hat Julius, das James-Brown-Double, diesen Gabriel dafür bezahlt, dass er mich umbringt. Offensichtlich sind die anderen drei Finalisten – die ursprünglichen Finalteilnehmer, meine ich – ebenfalls tot. Wussten Sie etwas davon?«

Powell nickte, machte sich jedoch nicht die Mühe zu erklären, inwieweit er über alles informiert war. »Julius, hm?«, überlegte er. »Ich hätte es eigentlich wissen müssen. Er hatte so etwas an sich, das mir schon beim ersten Mal, als wir uns kennenlernten, aufgefallen ist.«

»Demnach glauben Sie, dass es zutrifft? Dass er versucht hat, all die anderen Finalteilnehmer zu töten?«

Er nickte abermals. »Ja, das tue ich.« Für einen Moment senkte er gedankenverloren den Blick. Dann wandte er sich wieder direkt an sie und sagte auf seine weltmännische Art: »Danke, dass Sie hergekommen sind und mir das alles erzählt haben. Ich lasse ihn sofort aus dem Wettbewerb entfernen.«

»Rufen Sie auch die Polizei?«

»Natürlich. Damit sollen sich die zuständigen Behörden befassen. Sie werden ihn ins Gefängnis stecken. Und, so denke ich, den Schlüssel wegwerfen.«

Emily atmete erleichtert auf. »Vielen Dank. Ich hatte wirklich Hemmungen, Ihnen all das zu erzählen.«

»Kein Problem.« Powell stand auf. »Gehen Sie und mischen Sie sich unter die anderen Finalteilnehmer. Reden Sie mit niemandem über das, was Sie mir gerade erzählt haben, und achten Sie darauf, dass Sie nicht von der Herde getrennt werden. Sehen Sie zu, dass Sie sich immer in Gruppen aufhalten. Ich werde Julius und jeden anderen, den er vielleicht engagiert hat, um diesen Wettbewerb zu manipulieren, loswerden. Denken Sie nur an ihre Gesangsnummer. Denn wenn er nicht mehr auftritt, haben Sie den Sieg so gut wie in der Tasche.«

»Deshalb habe ich Ihnen das alles aber nicht erzählt«, wehrte Emily sich.

»Ich weiß. Und jetzt gehen Sie ruhig.« Er zwinkerte ihr zu. »Die Leute könnten sonst noch auf die Idee kommen, dass in der Show getrickst wird, wenn sie uns so intensiv miteinander sprechen sehen.«

»Vielen Dank.« Emily stand auf und schlug die Richtung zum hinteren Bühnenbereich ein. Sie konnte den Rücken von Freddie Mercurys gelber Jacke eine Treppe hinuntergehen sehen, daher rannte sie ihm nach. *Sicherheit in Gesellschaft*, sagte sie sich, *solange ich mich nur von Julius fernhalte*.

Nigel schaute ihr nach, wie sie die Bühne verließ, und dachte angestrengt über das nach, was sie ihm soeben anvertraut hatte. Demnach war Julius die Fliege in der Suppe, der Störenfried, der die ganze Show vor die Wand fahren wollte. Warum er das wollte, konnte Powell beim besten Willen nicht erkennen, aber das war auch nicht so wichtig.

James Brown, der Godfather of Soul, würde eliminiert, ehe er eine Chance hatte, im Finale aufzutreten.

ZWEIUNDVIERZIG ♦

Die Mitglieder des Pasadena-Hotel-Orchesters hatten den größten Teil des Tages geprobt. Sie waren daher äußerst enttäuscht, als sie erfuhren, dass drei der Songs, die sie einstudiert hatten, nicht gespielt würden. In der letzten Minute hatte Nigel Powell sie darüber informiert, dass sie nur zwei Finalisten begleiten mussten. Die anderen würden zu Karaoke-Musik singen, die der Haus-DJ soeben aus dem Internet herunterlud. Verständlicherweise waren die Musiker ziemlich verärgert und machten ihrem Unmut lautstark Luft, während sie sich durch die Hotelflure zum Orchestergraben vor der Bühne begaben.

Insgesamt vierundzwanzig Musiker, die bis auf den Pianisten und den Schlagzeuger ihre Instrumente trugen, legten den langen Weg vom Probenraum zum Konzertsaal zurück. Einige von ihnen machten es mit der Gewissheit, dass ihr Können und ihre Instrumente nicht mehr benötigt wurden. Sie würden im Orchestergraben sitzen und nichts anderes tun, als sich die Show anzusehen. Einer von ihnen war Boris, der Gitarrist. Sein Einsatz war überflüssig geworden. Er feierte gerade seinen einundzwanzigsten Geburtstag, und seine Mitwirkung bei der Show hätte der Höhepunkt seiner bisherigen Musikerkarriere sein sollen. Doch nun war Pablo, sein älterer Kollege, der einzige Gitarrist, der für die beiden Finalsongs gebraucht wurde.

Ziemlich niedergeschlagen trottete Boris hinter seinen Kollegen her und haderte mit seinem Schicksal. Während sie durch den langen Korridor von der Lobby zur Bühne wanderten, bemerkte er, dass die Orchestermusiker vor ihm sich zu teilen begannen wie das Rote Meer vor den Kindern Israels. Er sah inmitten des Gewühls von Musikern einen athletischen Mann auf sich zukommen. Er trug eine schwarze Lederjacke mit einer Kapuze, die er sich über den Kopf gezogen hatte, sodass sein Gesicht im Schatten lag.

Während Boris Anstalten machte, zur Seite auszuweichen, um den Mann an sich vorbeigehen zu lassen, streckte dieser eine Hand aus und packte ihn an der Schulter.

»Heh, du«, sagte er mit rauer Stimme.

»Ja, äh – hi«, erwiderte Boris. Irgendetwas an dem Mann machte ihn nervös.

»Ich habe dich schon gesucht.«

»*Mich?* Warum?«

»Der Typ oben im Tonstudio will dich sprechen.«

»Weswegen?«

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?«

»Na ja, ich soll gleich bei der Show spielen.«

»Es geht um die verdammte Show, Mann. Der Typ will, dass du ein langes Solo oder so etwas Ähnliches spielst.«

Boris' Augen leuchteten auf. »Tatsächlich?« Aber seine anfängliche Freude verwandelte sich schnell in Misstrauen. Das war höchstwahrscheinlich nur ein schlechter Scherz. »Sie meinten gerade, Sie wüssten nicht, um was es geht«, sagte er wachsam.

»Es sollte eine Überraschung sein. Ich wollte sie dir nicht verderben.«

»Ach so. Gut. Was soll das für ein Solo sein?«

»Hey, Mann, ich habe schon viel zu viel gesagt. Es geht dort hinauf.« Er deutete auf eine Treppe, die auf der rechten Seite vom Korridor abzweigte und an der Boris soeben vorbeigegangen war. Damit seine Orchester-Kollegen ihn nicht vergaßen, rief er etwas hinter ihnen her.

»Ich komme gleich nach, Leute, okay?«

Falls einer der Musiker ihn gehört haben sollte, verriet er es durch keinerlei Reaktion. Sie alle setzten ihren Weg fort, ehe sie nach rechts durch eine Tür verschwanden, die zum unteren Teil

des Konzertsals führte, wo sich der Orchestergraben befand.

Boris folgte dem Mann mit der Kapuze die Treppe hinauf. Der Fremde bedeutete ihm mit einer Geste vorzugehen. Die Treppe bestand aus nicht mehr als zehn Stufen, doch sie war nicht beleuchtet, sodass nicht genau zu erkennen war, wohin sie führte. Als er oben ankam, stand er am Anfang eines weiteren Korridors, in den er zögernd hineinging. Auf halbem Weg befand sich auf der linken Seite eine Tür mit einem Schild, auf dem das Wort »TONTECHNIK« zu lesen war. Während Boris sich der Tür näherte, drängte der Kapuzenmann sich an ihm vorbei.

»Dort hinein«, knurrte er und stieß die Tür auf.

Boris ging durch die Tür, die der Mann für ihn aufhielt. Vor einem großen Glasfenster mit Blick auf den Zuschauerraum darunter saß der DJ der Show an einem Mischpult. Er war ein kleiner, fatter Weißer mit Halbglatze in einem blauen Trainingsanzug mit weißen Längsstreifen an den Ärmeln und Beinen. Seine Ohren waren mit professionell aussehenden Kopfhörern bedeckt, die wahrscheinlich erklärten, weshalb er die beiden Männer offensichtlich nicht hatte hereinkommen hören. Boris versuchte sich bei ihm bemerkbar zu machen und rief: »Heh, Harry! Du wolltest mich sprechen?«

Aufgeschreckt fuhr Harry herum und sah ihn an. Er schob die Kopfhörer von seinen Ohren, während sein fleckiges rotes Gesicht einen verwirrten Ausdruck annahm. Er schüttelte den Kopf. »Boris? Nein. Ich ganz sicher nicht. Solltest du nicht unten im Orchestergraben sitzen und spielen?«

Boris wandte sich zwecks einer Erklärung zu dem Kapuzenmann um und sah gerade noch, wie eine Faust direkt auf sein Gesicht zuraste. Instinktiv schloss er die Augen, während der Boxhieb mit voller Wucht seine Nase traf. Das Letzte, was er hörte, war ein grässliches knirschendes Geräusch, als sein Nasenbein zertrümmert wurde.

Der Bourbon Kid hob Boris' Füße hoch und schleifte den bewusstlosen Körper in eine Nische des Tonstudios. Er hob die Gitarre auf, die der junge Mann fallen gelassen hatte, und betrachtete sie eingehend. Sie befand sich offenbar in einem hinreichend guten Zustand. An ihr waren keine Kratzer zu erkennen, und von der gebrochenen Nase ihres Eigentümers war kein Tropfen Blut auf das Instrument gespritzt. Der DJ, der sich nicht aus seinem Sessel gerührt hatte, wartete auf eine Erklärung.

»Hey, Mann, was geht hier vor?«, fragte er.

»Ich brauchte eine Gitarre.«

»Hätten Sie ihn nicht einfach fragen können, ob er sie Ihnen leiht?«

»Das hätte ich.«

»Aber Sie wollten es nicht.«

»Genau. Ich will auch etwas von Ihnen.«

»Und was wäre?«

»Eine Blues-Brothers-CD. Haben Sie eine?«

»Ja.«

»Geben Sie sie mir.«

»Kriege ich sie zurück?«

»Nein.«

Harry konnte den enttäuschten Ausdruck in seinem Gesicht nicht kaschieren. Aber er schien auch messerscharf zu begreifen, was mit ihm geschehen würde, wenn er der Bitte des Kid nicht nachkäme. Er beugte sich nach unten und begann in einem großen Kasten voller CDs, der neben seinem rechten Fuß auf dem Boden stand, herumzukramen. Nach ein paar Sekunden angelte er ein Blues-Brothers-Album heraus und reicht es dem Kid.

»Da haben Sie die Scheibe. Gibt es sonst noch etwas?«

»Ja. Sind Sie für die Begleitmusik der Finalisten zuständig?«

»Für ein paar Titel, ja. Die Hausband spielt zwei der Songs. Die Musik für die anderen vier Teilnehmer lege ich auf.«

»Dann spielen Sie keinen Titel für den Blues Brother, wenn er dran ist.«

Harry war sichtlich verwirrt. »Hä? Mir wurde gesagt, ich solle ›Mustang Sally‹ auflegen, damit er dazu singen kann. Ich habe das Stück extra aus dem Internet runtergeladen.«

Der Kid lehnte seine neu erworbene Gitarre gegen die Wand neben der Tür, griff in seine Jacke und holte eine dunkelgraue Pistole hervor. Er zeigte sie Harry von allen Seiten. »Wenn Sie für ihn diesen Titel auflegen, schieße ich Ihnen mit dieser Kanone ins Gesicht.«

Harry traf seine Entscheidung in Windeseile. »Okay. Aber damit vermindern sich seine Siegchancen beträchtlich.«

»Lassen Sie das mein Problem sein.«

Harry zuckte die Achseln. »Okay. Wie Sie wollen. Ist das alles?«

»Nein. Ich bin in fünf Minuten zurück. Und ich will Ihren Platz.«

»Super. Ich freu mich schon darauf.«

»Tatsächlich?« Der Anflug eines Lächelns erschien auf dem Gesicht unter der Kapuze. Harry schreckte vor dem Anblick zurück.

Der Kid verstaute die Pistole in der Jacke, griff wieder nach der Gitarre und machte Anstalten, das Tonstudio zu verlassen. In diesem Moment schaltete Harry den CD-Player auf seinem Mischpult ein. Der Song »That's Not My Name« von den Ting Tangs drang aus den Lautsprechern.

Der Kid blieb auf dem Weg zur Tür stehen.

»Suchen Sie auch die Musik aus?«, erkundigte er sich.

»Ja. Ein cooler Song, nicht wahr? Der reinste Ohrwurm.«

»Nehmen Sie auch Wünsche entgegen?«

Harry schüttelte den Kopf. »Ich fürchte nein, mein Freund. Ich halte mich an eine feste Playlist.«

»Kann ich etwas bestellen?«

»Äh – an was hatten Sie gedacht?«

»›Live and Let Die.« Das bringt mich für später in die richtige Stimmung.«

»Was geschieht denn später?«

»Ich werde jemanden töten.«

Harry atmete zischend ein und wurde für jemanden, der normalerweise ein ziemlich rotes Gesicht hatte, totenblass. Er war jedoch vernünftig genug, den Kid nicht zu lange warten zu lassen. Er drehte sich in seinem Sessel und bückte sich mit dem Tempo von jemandem, der keine Lust hatte, als zukünftiges Mordopfer zu enden, zu dem CD-Kasten auf dem Fußboden hinunter und begann die Scheiben hektisch durchzublättern.

Als er endlich die Paul-McCartney-CD fand, war der Bourbon Kid längst hinausgegangen.

DREIUNDVIERZIG ♦

Da er wusste, dass eine Horde teilweise verwester untoter Kreaturen zum Hotel unterwegs war, setzte Nigel Powell alles daran, dass das Finale so bald wie möglich begann. Zuerst und vor allem anderen musste er dafür sorgen, dass das Orchester wusste, welche Songs die Teilnehmer am Finale singen würden. Unter den Musikern war Widerspruch laut geworden, aber Powell hatte weder Zeit noch Lust, darauf einzugehen, und hatte unmissverständlich klargemacht, dass eine Diskussion über die Auswahl der Songs nicht in Frage komme. So wie die Dinge zurzeit stünden, werde das Orchester lediglich die Titel für Judy Garland und James Brown spielen.

Das Ganze entwickelte sich zum stressigsten Tag des Jahres. Die *Back-From-The-Dead-Show* war jedes Mal ein nervenzermürendes Ereignis, aber dieses Jahr war sie von Anfang an ein einziges Desaster, und jetzt versuchte der Godfather of Soul, so viele Finalisten auszuschalten, wie er konnte. Bislang hatte Powell noch keine Idee, wie er es anstellen sollte, dass dieser mordlustige kleine Wichser es nicht bis ins Finale schaffte.

Nachdem er die Musikauswahl und einige andere dringenden Angelegenheiten geregelt hatte, kehrte er auf die Bühne zurück und gab dem Bühnenhelfer, der für die Bedienung des Vorhangs zuständig war, mit einem Kopfnicken ein Zeichen. Der Titel »Live and Let Die« von Paul McCartney wurde gespielt, aber auf ein Zeichen in Richtung des DJ wurde die Musik ausgeblendet. Sobald im Zuschauerraum Ruhe eingekehrt war, glitt der Vorhang auf, und Powell erschien unter dem begeisterten Applaus des Publikums auf der Bühne. Ohne sich so lange wie sonst üblich von den Zuschauern feiern zu lassen, ging er schnell hinüber zu seinem Platz am Jurorentisch zwischen Lucinda und Candy, die geduldig auf seine Rückkehr gewartet hatten. Während er sich hinsetzte, lehnte er sich ein wenig zur Seite und flüsterte Lucinda etwas ins Ohr. »Ich kann es kaum erwarten, das Ganze für ein Jahr endlich wieder hinter mich zu bringen.

Dieses Jahr kann man die Show wirklich vergessen.«

»Sie sagen es«, pflichtete sie ihm murmelnd bei.

»Wenigstens kann es nicht noch schlimmer werden.«

»Oh, das kann es.«

»Das bezweifle ich«, sagte Powell halblaut. Er hatte Mühe zu verbergen, wie sehr dieses Ereignis ihn mitgenommen hatte. »Wenigstens ist das Theater fast vorbei.«

Lucinda schüttelte den Kopf, als missbillige sie etwas, das er gesagt hatte. Ehe er Gelegenheit hatte sich zu erkundigen, was sie damit meinte, erschien sein Gesicht auf dem großen Monitor über dem hinteren Teil der Bühne, und er verzichtete auf seine Frage.

Als sich der Applaus gelegt hatte, trat Nina Forina in den Scheinwerferkegel in der Bühnenmitte.

»Ladys und Gentlemen – lassen Sie uns mit dem Finale beginnen!«, rief sie, wobei ihre Begeisterung nicht gespielt war. Die Zuschauer klatschten Beifall, stießen laute Pfiffe aus, stampften mit den Füßen und erwiderten ihre Begrüßung. Nachdem sie die Menge für einige weitere Sekunden auf die Folter gespannt hatte, machte sie endlich die Ansage, auf die alle gewartet hatten. »Ihr seid ein tolles Publikum«, rief sie. »Daher bitte ich um eine Runde Applaus für unseren ersten Finalteilnehmer mit dem Titel »Piece of My Heart« ... Hier ist *Janis Joplin*!«

Während der Beifall wieder aufbrandete und Nina aus dem Scheinwerferlicht trat, erschien das Janis-Joplin-Double an der Bühnenseite. Schüchtern ging sie in ihrem giftgrünen Kleid und den weißen Turnschuhen zur Bühnenmitte. Dort blieb sie stehen und wartete im Scheinwerferlicht darauf, dass der DJ im Tonstudio die Begleitmusik für ihren Song auflegte.

Eine kurze Pause entstand, dann war ein Schlagzeug zu hören, gefolgt von einer Gitarre, die die ersten Takte des Titels spielte. Die Sängerin begann mit den Schultern und den Hüften zu

wackeln. Ihre Bewegungen erfolgten nicht im Takt der Musik und als sie zu singen begann, wurde offenbar, weshalb. Ihre Stimme klang tief und war voller Aggression, als sie die ersten Textzeilen regelrecht hinausschrie.

»Didn't I fuckin' make you feel like you were the only fuckin' muthafucker, yeah?

An' didn't I fuckin' gave you everythin' that a whore really could, you fuckin' asshole?

Honey, you fuckin' know I did!«

Das Publikum lachte und applaudierte. Die wütenden Flüche verdarben den Titel für einige Zuhörer und werteten ihn für andere auf. Da er ihren ersten Auftritt nicht mitbekommen hatte, wurde Nigel Powell als Einziger von ihrer Darbietung überrascht. Er lehnte sich zu Lucinda hinüber und flüsterte ihr ins Ohr: »Was passiert hier gerade?«

»Wir haben versucht, es Ihnen irgendwie zu sagen.«

»Was wollten Sie mir sagen?«

»Sie leidet unter dem Tourette-Syndrom.«

Powell begann, sich verzweifelt die Stirn zu massieren. »Wie toll. Das ist einzigartig. *Natürlich* hat sie es. Warum auch nicht? Ich meine – wenn man unter Tourette leidet und es ist derart schlimm, dann ist es das Natürlichste von der Welt, dass man an einem Gesangswettbewerb teilnimmt, nicht wahr?«

»Es wird offenbar schlimmer, wenn sie singt.«

»Sie wollen mich wohl verarschen, oder?«

»Pssst«, schnappte Lucinda. »Jetzt kommt sie zum Refrain. Das ist die beste Stelle.«

Powell presste demonstrativ die Hände auf die Ohren, sodass niemand im Publikum daran zweifeln konnte, dass er die Darbietung abstoßend fand. Während der nächsten Minuten schändete das wahrscheinlich schlechteste Double Janis Joplin aller Zeiten den Titel »Piece of My Heart« und ließ ihn unter einer Flut heftigster Obszönitäten untergehen.

Als endlich der letzte Ton verklungen war, stand sie schüchtern im Scheinwerferlicht und wartete auf die Kommentare der Jury. Diese fielen ziemlich gemischt aus.

»Mir hat es gefallen«, sagte Lucinda begeistert. »Aber es wäre eine Schande, wenn du gewinnen würdest, Schätzchen, denn die anderen sind durch die Bank besser als du.«

Das Positivste, das Candy sich ausdenken konnte, war: »Nettes Kostüm, grässlicher Gesang!«

Powell war schonungslos. »Du bist zum Kotzen«, sagte er. »Du bist eine einzige Schande und ich habe keine Ahnung, wie oder weshalb wir dich ins Finale gelassen haben. Bitte verschwinde von der Bühne.«

Er hatte natürlich völlig Recht. Nun da die unter dem Tourette-Syndrom leidende Sängerin im Finale aufgetreten war, musste er damit rechnen, dass ein großer Teil des Publikums für sie stimmte, weil sie es auf ihre eigene Art bestens unterhalten hatte, wenn auch nicht mit ihrem Gesang. Das war nur ein weiterer Punkt auf der ständig wachsenden Liste ärgerlicher Irritationen. An der Spitze dieser Liste stand Julius.

In der Pause, die auf die niedergeschlagene Janis-Joplin-Imitatorin folgte, während sie von der Bühne trottete, entdeckte Powell auf der Bühnenseite einen seiner Wachmänner, der sich bemühte, ihn auf sich aufmerksam zu machen. Es war Sandy. Der Hotelbesitzer nickte ihm zu und dachte dabei düster: *Er weiß, was getan werden muss.*

VIERUNDVIERZIG ♦

In Wahrheit war Sanchez um einiges nervöser als Elvis. Der King hatte schon vorher unzählige Male auf der Bühne gestanden. Es gab nur wenig, das ihm mehr Spaß machte als vor einem Publikum zu stehen. Sanchez hingegen war aus allen möglichen Gründen angespannt und unruhig. Wenn Elvis nun ganz groß herauskam und den Wettbewerb gewann, was würde das zur Folge haben? Würden die Zombies angreifen, und wenn ja, würden sie dann versuchen, jeden zu töten? Oder nur die Leute im Zuschauerraum? Und wenn Elvis verlor und Julius, das James-Brown-Double, gewann, was ergäbe sich daraus? Würde das Hotel in sich zusammenfallen und in die Hölle fahren?

Sanchez war alles andere als ein Kopfmensch. Er war noch nicht einmal besonders vernunftbestimmt. Dieses ständige Nachdenken verunsicherte ihn zutiefst. Daher tat er, was er immer tat, wenn er nervös war. Er schlug den Weg zur Herrentoilette ein, um seinen Flachmann mit Pisse für das nächste ahnungslose Opfer zu füllen. Er tat dies mit einem gewissen Maß an Beklommenheit eingedenk dessen, was er dort erlebt hatte, aber er klammerte sich an seine Überzeugung, dass in einem Hotel wie dem Pasadena ein solcher Ort längst wieder in einen makellosen Zustand versetzt worden war.

Der Flur, der zur Herrentoilette führte, war verlassen wie mittlerweile auch das gesamte restliche Hotel. Alle Gäste hatten sich anscheinend in den Konzertsaal begeben, um sich das Finale des Gesangswettbewerbs und anschließend die Kür des Siegers anzusehen. Die Toilette war menschenleer, und Sanchez stellte zu seiner Freude fest, dass jemand erschienen war und die Schweinerei von kurz vorher beseitigt hatte. Das Blut, das aus den Kabinen gesickert war und sich zu einer Pfütze gesammelt hatte, war ebenso verschwunden wie die Leichen der toten Sänger. Beinahe genauso wichtig, auch der schreckliche Gestank hatte sich verzogen, wie er erleichtert feststellte. Er schloss sich in Kabine vier ein und begann mit bemerkenswert ruhiger Hand in seinen silbernen Flachmann zu pinkeln. Es war eine Kunstfertigkeit, die er im Laufe der Jahre perfektioniert hatte, und trotz seiner Nervosität war er absolut zielsicher. Es war außerdem ein überaus befreiender Vorgang. Während er sein Werk vollendete, hörte er jemanden in die Toilette kommen und den Reißverschluss seiner Hose öffnen, um eins der Urinale zu benutzen. Sanchez hatte den Flachmann zugeschraubt und die Tür der Kabine geöffnet. Dann ging er hinüber zu einem der Waschbecken, um seine Hände abzuspuhlen. Er achtete ganz bewusst nicht auf den Mann, der vor dem mittleren Urinal stand, stellte die Flasche neben eins der Waschbecken und drehte den Warmwasserhahn auf. Während er die Hände in den Wasserstrahl hielt, bemerkte er aus dem Augenwinkel, dass der andere Mann ihn anstarrte. Da er um jeden Preis vermeiden wollte, dass der Eindruck entstand, er würde einem Geschlechtsgenossen neugierig beim Pinkeln zusehen, wandte Sanchez so unauffällig wie möglich den Kopf, um einen Blick zu riskieren und zu sehen, wer der Mann war.

Ihre Blicke trafen sich nur für eine Sekunde. Doch so kurz der winzige Moment auch war, er reichte völlig aus. Sanchez schnappte den Flachmann und rannte zur Tür, wobei er einen großen Bogen um die Urinale machte. Der Mann vor dem mittleren Becken war Invincible Angus. Und er hatte den unglücklichen Barbesitzer gesehen und auf Anhieb erkannt.

»Warte, du Wichser!«, brüllte Angus. »Ich will meine verdammten zwanzig Riesen!« Sanchez hatte keine zwanzig Riesen. Alles, was er hatte, war ein Flachmann voll Pisse. Er würde verdammt viel davon verkaufen müssen, um zwanzigtausend Dollar zu verdienen, denn gewöhnlich konnte er an guten Tagen höchstens drei Dollar pro Glas dafür verlangen. Während er durch die Toilettentür auf den Flur hinausstürzte, hörte er, wie Angus den

Reißverschluss seiner Hose zuzog. *Und jetzt wasch dir bloß die Hände!*, dachte er. Aber irgendwie war ihm klar, dass Angus genau das nicht tun würde.

SCHEISSE!

Die Toilettentür war schwer und fiel nicht sofort ins Schloss, nachdem er hindurchgerannt war. Sie quietschte leise, während sie langsam zuschwang. Sanchez vergeudete keine Zeit damit, den Vorgang zu beschleunigen, indem er die Tür hinter sich zuzog. In blinder Panik rannte er zurück zur Rezeption. Es waren gut fünfzig Meter bis zur doppelten Glastür am Ende des Korridors, der zum Foyer führte. Und was das Rennen betraf, so war Sanchez etwa genauso schnell, wie seine äußere Erscheinung vermuten ließ. Und das war ganz und gar nicht schnell.

Er erreichte die Glastüren, steuerte auf die linke zu und stieß sie auf. In seiner Hektik befolgten die Beine die Befehle seines Gehirns nicht so prompt, wie er es sich gewünscht hätte. Er rutschte aus und stürzte durch die offene Tür auf den Fußboden des Rezeptionsbereichs. Während er sich aufrappelte, sah er, dass Angus am Ende des Korridors aus der Toilette gekommen war und mit einer Pistole auf ihn zielte. Ohne darauf zu warten, dass er abdrückte, schaute Sanchez sich gehetzt um und suchte nach einem Fluchtweg.

BANG!

Angus rannte aus der Toilette, ohne sich mit Händewaschen aufzuhalten, nachdem er sein Geschäft beendet hatte. Er schaute zuerst nach links, dann nach rechts, wo er in einiger Entfernung Sanchez auf die Füße kommen sah. Der fette Bastard war offensichtlich auf die Schnauze gefallen, nachdem er durch die Glastür geflogen war. Angus riss seine Pistole aus dem langen Trenchcoat und richtete sie auf den armseligen diebischen kleinen Knilch. Ohne genau zu zielen drückte er ab.

BANG!

Die linke Türhälfte zersplitterte. Die Kugel hatte sie glatt durchschlagen, und es sah aus, als hätte sie Sanchez in der Schulter erwischt, denn der rundliche Mistkerl wirbelte herum, nachdem er auf die Füße gekommen war. Falls er getroffen worden war, konnte es nicht mehr als ein Streifschuss gewesen sein, denn er blieb nicht lange genug stehen, um sich einen zweiten Treffer einzufangen. Angus sah ihn im Korridor verschwinden, der zur Bar führte. Niemals würde er zulassen, dass der Wichser ihm entwischte.

Er sprintete durch den Korridor. Als er die Türen am Ende erreichte, sprang er durch den Rahmen der linken Türhälfte, die er mit seinem Schuss zerschmettert hatte. Unter seinen Schuhsohlen knirschten Glassplitter. Er spürte, wie einige Glassplitter sich in seine Schuhe bohrten und verwandelte seine Landung in drei kurze Sprünge. Sobald er sicher sein konnte, dass er die Glasreste hinter sich hatte, gewahrte er im Absatz seines rechten Schuhs eine lange Scherbe, die sich dort festgesetzt hatte. Er bückte sich und zog sie heraus. Glücklicherweise war der Absatz so dick, dass die Scherbe nicht bis zu seinem Fuß vorgedrungen war. Er schleuderte sie beiseite und schaute ihr nach, wie sie über den Marmorfußboden rutschte. Sie blieb dicht vor dem Eingang liegen, damit irgendein ahnungsloser Gast später vielleicht auf sie trat.

Der Rezeptionsbereich war menschenleer. Kein Mensch war zu sehen. Obgleich es seltsam war, dass an der Rezeption niemand seinen Dienst versah, fiel Angus ein, dass er die Angestellten kurz vorher vor der Zombietruppe gewarnt hatte, die zum Hotel unterwegs war. Außerdem hatte er soeben einen Schuss auf die Rezeption abgefeuert. Zusammengenommen waren diese beiden Faktoren höchstwahrscheinlich für den Mangel an Personal an diesem ansonsten so betriebsamen Ort verantwortlich. Er hielt wütend nach Sanchez Ausschau. Dieser fette Sack hatte mittlerweile einen deutlichen Vorsprung.

Sanchez zu erwischen hatte für ihn oberste Priorität. Er musste herauskriegen, wo der Mistkerl seine zwanzig Riesen versteckt hatte, und sollte ihm das nicht gelingen, wäre es ein hinreichender Ausgleich, wenn er ihn erschoss. Falls er die Vorauszahlung zurückbekam, könnte er damit einen

ansehnlichen Teil seiner Schulden begleichen. Und vielleicht bestand auch noch die Chance, von Nigel Powell die fünfzigtausend Dollar dafür zu erhalten, dass er Sanchez erledigt hatte. Aber zuerst müsste er ihn finden. Wohin zum Teufel war er verschwunden?

Als er durch den Korridor zur Bar rannte, stellte Angus überrascht fest, dass Sanchez nicht mehr zu sehen war. Der Korridor war etwa fünfzig Meter lang und endete in einer großen Halle, auf deren rechter Seite sich die Bar befand. Er rechnete sich aus, dass Sanchez den Korridor überwunden und sich für die Bar entschieden hatte.

Als Angus das Ende des Korridors erreichte, konnte er abermals niemanden entdecken. Die Halle war völlig leer, da jeder zum Konzertsaal geeilt war, um sich das Finale des Gesangswettbewerbs anzusehen. Die Tische und Stühle in der Bar auf der rechten Seite waren verlassen. Die einzige lebende Seele war ein einsamer Barkeeper, der soeben die Theke säuberte. Es war ein blonder junger Mann Anfang zwanzig in schwarzer Hose, weißem Oberhemd und roter Weste, der vorgeschriebenen Dienstkleidung des Hotels.

»Wo zum Teufel ist er hingernnt?«, fauchte Angus ihn an.

Der Barkeeper gab keine Antwort, sondern deutete mit einer Kopfbewegung zu einer Tür hinter der Theke. Angus nickte ihm zu und eilte zu einem Teil der Theke, der mit einem Scharnier versehen war und hochgeklappt werden konnte, sodass das Personal kommen und gehen konnte. Er hob die Klappe hoch, ließ sie mit einem lauten Krachen einfach auf die andere Seite fallen und gelangte hinter die Theke. Um einiges vorsichtiger drückte er am Ende der Bar die Tür auf, die in die Küche führte. Er warf einen kurzen Blick hinein, weil er damit rechnete, dass Sanchez ihm dort auflauerte. Hätte er von der legendären Feigheit des Mannes gewusst, wäre er sicher nicht so wachsam gewesen, aber Vorsicht war etwas, das er schon früh während seiner Tätigkeit als Berufskiller gelernt hatte.

Die Küche war ebenfalls leer. Das Personal hatte sich verzogen, höchstwahrscheinlich um sich die Show anzusehen. Sie hatten ein Riesendurcheinander hinterlassen. Zwei Meter hohe Rollwagen mit Speisetabletts standen kreuz und quer herum, und mehrere Tische waren beladen mit Speisen, schmutzigen Tellern und Essbestecken. Aber von Sanchez keine Spur.

Angus ließ den Blick durch den Raum schweifen auf der Suche nach einem anderen Fluchtweg, den Sanchez gewählt haben könnte. Die Küche hatte nur noch einen anderen Ausgang, und zwar links von Angus. Es war eine weiße Tür mit einem runden verglasten Bullauge in Augenhöhe. Indem er so leise wie möglich auftrat, huschte Angus zu der Tür hinüber und hielt die Pistole schussbereit für den Fall, dass Sanchez' Gesicht im Türfenster erschien. Als er die Tür erreichte, drehte er probeweise den Knauf und stellte fest, dass sie abgeschlossen war. Daraus ergaben sich nur zwei Möglichkeiten. Entweder hatte Sanchez diese Tür benutzt und von der anderen Seite abgeschlossen. Was eher unwahrscheinlich war.

Wahrscheinlicher war, dass sein Jagdwild sich noch in der Küche aufhielt. Aber wo?

FÜNFUNDVIERZIG ♦

Nur wenige Stunden zuvor hatte Emily sich darüber gefreut, ins Finale gelangt zu sein. Da sie wusste, dass die anderen vier Finalteilnehmer ebenfalls schon vorher ausgewählt worden waren, hatte sich ihr schlechtes Gewissen, dass sie es so weit geschafft hatte, in Grenzen gehalten. Sie hatte Johnny Cash, Kurt Cobain, Otis Redding und sogar James Brown ein wenig näher kennengelernt. Aber da die ersten drei tot waren und der vierte, James Brown, höchstwahrscheinlich ihre Ermordung veranlasst hatte, hatte sie sich auf einige neue Finalisten einstellen müssen. Freddie Mercury und Janis Joplin waren freundlich und entgegenkommend gewesen und sie hatte sich auf Anhieb mit ihnen gut verstanden. Sie war außerdem ziemlich zuversichtlich, dass sie sie besiegen konnte.

Die beiden neuen Finalisten, denen man sie noch nicht vorgestellt hatte, waren Elvis und der Blues Brother. Zurzeit befand Elvis sich auf der Bühne und sang auf Teufel komm raus. Da sie sich der Notwendigkeit bewusst war, sich tunlichst ständig in der Nähe anderer Leute aufzuhalten für den Fall, dass der Killer es auch auf sie abgesehen hatte, nutzte Emily die Gelegenheit, um sich mit dem Blues Brother bekannt zu machen. Sie hatte eine oder zwei Minuten zuvor beobachtet, wie er hinter die Bühne ging, daher machte sie sich auf den Weg dorthin, um ihn zu suchen.

Als sie ihn fand, war er alleine und saß in einem der Polstersessel in einer Ecke und aß einige Hähnchenflügel von einem Pappteller auf seinem Schoß. Vor ihm standen ein niedriger Tisch und ein weiterer gemütlicher Sessel auf der anderen Seite. Da der Sessel frei war, ging Emily hinüber, um sich vorzustellen, obgleich sie gewisse Hemmungen hatte. Er trug noch immer seine Sonnenbrille, daher war nicht zu erkennen, ob sie ihm willkommen war oder nicht.

»Hi, ich bin Emily«, sagte sie lächelnd und streckte ihm eine Hand entgegen.

Der Blues Brother hatte den Mund voller Hähnchenfleisch und schluckte hastig die letzten Stücke hinunter. »Hi, ich bin Jacko«, sagte er freundlich. »Ich gebe dir lieber nicht die Hand. Meine Finger sind ganz fettig.«

»Das ist okay«, sagte Emily und zog ihre Hand zurück. »Was dagegen, wenn ich mich setze?« Sie deutete auf den Sessel ihm gegenüber.

»Überhaupt nicht.« Jacko stellte den Teller, der nun bis auf ein paar abgenagte Knochen leer war, auf den Couchtisch zwischen ihnen und griff nach einer Papierserviette, um sich die Hände abzuwischen.

Emily ließ sich nieder. »Bist du nervös?«

Jacko zuckte die Achseln. »Nicht wirklich. Und du?«

»Ein wenig.« Sie wünschte sich, dass sie seine Augen sehen könnte. »Du hast deine Sache vorhin wirklich gut gemacht.«

»Danke. Du aber auch. Du singst sicherlich schon lange, nicht wahr?«

»Ja. Ich habe damit angefangen, weil ich als Kind meine Mutter immer in Nachtclubs auftreten sah.«

Jacko lächelte flüchtig. »Man vergisst niemals den Geruch, den man in der Nase hat, wenn man jemanden, der wirklich gut ist, in einem Club auftreten sieht, nicht wahr? Wenn sie einen verzaubern, dann hat man ständig den Drang, es selbst zu versuchen, um ihn wieder einzuatmen, diesen speziellen Geruch des Clubs, der einen an den denkwürdigen Auftritt erinnert, hm?«

»Genau das ist es.«

»Ja, ich weiß. Es ist eine Schande, dass Leute wie Nigel Powell das niemals begreifen werden. Er ist bloß ein Anzugträger, der versucht, diese Atmosphäre immer wieder aufs Neue zu erzeugen

und damit Geld zu machen. Diese Show hat diesen magischen Geruch ganz sicher nicht. Dafür riecht es hier wie in einer Kloake.«

»Ja, kann schon sein. Aber es wäre trotzdem toll, wenn man gewinnt, oder etwa nicht?«

»Glaubst du?«

»Nun, ja. Du nicht?«

»Hey, es ist immer schön, wenn man gewinnt. Aber wenn man verliert, geht davon die Welt nicht unter.«

Emily konnte diesen Typen überhaupt nicht einschätzen. »Na schön, was ist denn mit dem Geld? Das wäre doch auch ganz schön, oder?«

Jacko beendete die Säuberung seiner Hände und legte die Serviette auf den Couchtisch. »Bist du nur deshalb hier? Wegen des Geldes?«

»Na ja, nein. Nicht nur wegen des Geldes.«

»Es geht dir auch um Ruhm, hm?« In der Art, wie er sprach, lag nichts Aggressives. Er drückte es nur so aus, dass es sich anhörte, als sei Emilys Streben nach Ruhm und Reichtum eine ziemlich oberflächliche Motivation.

»Versteh mich bitte nicht falsch«, sagte sie, als wollte sie sich verteidigen. »Die Aufmerksamkeit, die einem zuteilwird, ist sehr schön, aber das Geld ist wichtig. Es ist für meine Mutter bestimmt. Sie ist schwer krank, und das Geld würde ihr wirklich helfen.«

Jacko nickte lächelnd. »Klar. Ich weiß, was du meinst. Die Familie ist alles. Man muss sich um sie kümmern und für sie sorgen, selbst wenn man damit gegen seine eigenen Prinzipien verstößt, stimmt's?«

»Was meinst du damit, dass ich gegen meine eigenen Prinzipien verstoße?« Sie spürte, wie ihr eine heiße Röte in die Wangen stieg.

Jacko wedelte mit der Hand in der Luft herum und deutete damit an, dass er den gesamten Zuschauerraum mit allem und jedem darin einschloss. »Ist dies wirklich der Grund, weshalb du mit dem Singen begonnen hast?«, fragte er. »Damit du irgendwann in einer Talentshow den Sieg erringst und viel Geld verdienst?«

»Bist du immer so direkt?«

»Ich wollte dich nicht beleidigen. Ich frage mich nur, ob dies hier der Grund ist, weshalb du mit der Musik angefangen hast.«

»Nun, entweder schaffe ich es hier oder ich klappre weiterhin die Bars und die Clubs ab, wo ich gerade genug verdiene, um halbwegs über die Runden zu kommen.«

Jacko nahm die Brille ab. »Es ist eine durch und durch ehrenwerte Methode, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten«, sagte er lächelnd.

»Ja, das ist es wohl. Aber es macht einen nicht reich, nicht wahr?«

»Also geht es am Ende doch nur um schnöden Mammon, oder?«

Emily schüttelte lächelnd den Kopf. Dieser Jacko war ein wahrer Plagegeist. »Manchmal sieht es tatsächlich so aus«, gab sie leise zu. »Aber ganz ehrlich, ich liebe es, vor einem Publikum aufzutreten. Und was ist deine Begründung? Weshalb singst du?«

Jacko schaute zur Decke. »Ich habe mich selbst verloren. Habe total vergessen, weshalb ich eigentlich zur Musik gekommen bin. Dies hier, diese Show, ist nur ein schneller Weg zu Geld und Bewunderung. Man erspart sich damit die Ochsentour, nicht wahr?«

»Man verschleudert sein Talent und verkauft sich unter Wert, oder?«, meinte Emily trocken.

»Genauso ist es.«

»Demnach trittst du lieber in der Clubszene auf.«

Jacko seufzte. »Ja. Ich würde liebend gerne wieder in die Clubszene zurückkehren. Verrauchte Bars, das ist es, wo die magischen Momente stattfinden. Wo man auftritt, um seine nächste Mahlzeit zu bezahlen, und wo man genau weiß, dass das Publikum es einen sofort spüren lässt,

wenn man versagt hat.« Er deutete in Richtung des Zuschauerraums. »Das Publikum da draußen würde auch noch einen Affen mit einem Banjo bejubeln, wenn er nur eine traurige Geschichte zu erzählen hat. In Clubs zu singen, das ist das wahre Leben.«

Er hatte Recht und Emily wusste es. »Ich stimme dir zu«, sagte sie. »Die glücklichsten Momente meines Lebens hatte ich in der Clubszene. Dorthin möchte ich irgendwann wieder zurück und meine eigenen Sachen singen, weißt du. Nicht jemand anderen imitieren. Das wäre einfach toll. Vielleicht kriege ich ja die Chance dazu, wenn ich hier gut abschneide. Im Augenblick wollen die Leute mich jedoch lieber als Judy Garland sehen.«

»Demnach verkaufst du dich unter Wert.«

»Tun wir das letztlich nicht alle?«

»Ja, das tun wir. Aber man kann sein Familiengold nur einmal verscherbeln.«

»Wie das?«

»Wenn man einmal seine Prinzipien verraten hat, gibt es kein zurück mehr. Man kann sich seine Glaubwürdigkeit nicht zurückholen, wenn man sie niemals besessen hat.«

»Ich habe mein Lehrgeld in den Clubs gezahlt«, verteidigte Emily sich.

»Ich auch, aber sieh uns doch mal an. Wir treten unter anderen Namen auf. So habe ich mir meine Karriere nicht vorgestellt. Ich meine, sieh mich an. Ich bin der absolute Versager. Die Blues Brothers waren kaum mehr als selbst eine Tribute-Band, und ich imitiere einen Tribute-Act, bin also die Kopie einer Kopie. Viel tiefer kann man eigentlich nicht mehr sinken, oder?«

Er schien aufrichtig zu bedauern, wie sich die Dinge für ihn entwickelt hatten. Zum ersten Mal wurde Emily bewusst, dass sie ihren Traum, eine eigenständige Sängerin zu sein, begraben hatte, um als Judy-Garland-Imitatorin den Dollars nachzujagen. Sollte sie diesen Wettbewerb gewinnen, wäre sie für immer abgestempelt. Als Star einer Realityshow würde sie niemals als etwas anderes glaubwürdig sein. Man würde sie stets nur als die Frau kennen, die sang wie Judy Garland. Aber das war der Preis, den sie für den ersehnten Erfolg zahlen müsste. Es hatte keinen Sinn, sich deswegen Vorwürfe zu machen.

»Ganz so schlimm ist es doch gar nicht, Jacko«, sagte sie und versuchte zuversichtlich zu klingen. »Wenn du gewinnst, kannst du all deine Träume wahr machen. Du kannst in die Clubszene zurückkehren und hättest keine Geldsorgen mehr.«

Jacko setzte seine Sonnenbrille wieder auf. »Weißt du, Emily, Träume werden wahr«, sagte er und stand auf. »Aber man muss dafür bezahlen.« Er lächelte sie an und fügte hinzu. »Ich muss mich jetzt frischmachen, denn ich bin einer Minute an der Reihe. Es war nett, mit dir zu reden.« Emily dachte an ihre frühere Unterhaltung mit dem Bourbon Kid. Er hatte davon gesprochen, dass der Sieger dieses Wettbewerbs seine Seele an den Teufel verkaufen würde. Nun verstand sie, was er damit meinte. Es hatte offensichtlich eine rein metaphorische Bedeutung. Oder etwa nicht?

SECHSUNDVIERZIG ♦

Elvis stand vor dem Jurorentisch und ließ den Blick von einem Juror zum nächsten wandern. Er hatte soeben seine beste Adaption des Titels »You're The Devil In Disguise« abgeliefert und wartete auf ihre Reaktion. Er war vermutlich so nervös wie nie zuvor in seinem Leben, was bedeutete, dass er, gemessen an seinen Konkurrenten, praktisch immer noch die Ruhe selbst war. Der Plan war gewesen, den Song zurückhaltend und dezent darzubieten, um Julius' Chancen zu erhöhen, den Wettbewerb mit seiner James-Brown-Nummer zu gewinnen, aber als er an der Reihe war und es hart auf hart ging, hatte er gedacht, *Scheiß auf Julius*. Elvis kannte den Kerl noch nicht einmal. Warum sollte er Rücksicht auf ihn nehmen? Nur weil er angeblich der dreizehnte Apostel war und das Hotel von all den verdammt fleischfressenden Zombies befreien würde? Verdammt noch mal, die anderen Finalisten würden es ihm auch nicht leicht machen, also warum sollte ausgerechnet der King kleine Brötchen backen? Außerdem, falls die Untoten tatsächlich ins Hotel eindringen sollten, bestand die hohe Wahrscheinlichkeit, dass Elvis zu den wenigen gehörte, die es schaffen würden, unversehrt hinauszugelangen. Er war schon mit Vampiren, Werwölfen und jetzt mit Zombies aneinandergeraten und hatte sie alle überlebt. Immer noch in einem Stück und immer noch obercool.

Professionell wie er war, hatte Elvis bei seinem Auftritt alles gegeben. Der Gesang saß perfekt, die kreisenden Hüften hatten die Frauen im Publikum in hysterische Schreie ausbrechen lassen und das abfällige Grinsen – nun, das war sein eigenes und keine Kopie. Candy war die erste Jurorin, die einen Kommentar abgab. Sie beugte sich vor und presste die Brüste so fest zusammen, dass es fast zu einem Wettrennen kam, was zuerst ins Freie hüpfte: Elvis' Augen oder ihre Brustwarzen.

»Elvis-Schätzchen, ich glaube, ich liebe dich. Das war einfach sensationell. Ich kann dir versichern, diese Tanzschritte haben so gut wie jeder Frau im Saal die Knie weich werden lassen. Glückwunsch. Ich glaube, du hast dich soeben mit Nachdruck in die Position gebracht, diesen Wettbewerb zu gewinnen!« Das Publikum applaudierte und johlte und wurde erst leiser, als Lucinda sich anschickte, ihr Urteil abzugeben.

Es fiel genauso enthusiastisch aus. »Du bist unser Mann, Elvis. *Du bist unser Mann!*«, kreischte sie, bewegte den Kopf rhythmisch hin und her und dirigierte mit beiden Händen das Publikum. Es stimmte in ihren Ruf ein und machte lautstark seiner Begeisterung Luft.

Wahrscheinlich war es unvermeidlich, dass die einzigen kritischen Bemerkungen von Nigel Powell kommen sollten, dem es recht überzeugend gelang, den ganz und gar nicht so Begeisterten zu mimen. »Nun, es war durchaus *okay*«, begann er und handelte sich einige Protestrufe aus dem Publikum ein. »Das war es *wirklich*. In der Nachtclub-Szene wimmelt es von Elvis-Imitatoren. Der Auftritt war gut, sicher, aber ich glaube nicht, dass er gut genug war, um den Sieg in diesem Wettbewerb zu rechtfertigen. Tatsache ist, dass du im Kreis der Finalisten eigentlich nichts zu suchen hast. Trotzdem viel Glück.«

Elvis ging mit seinem üblichen Elan zur Bühnenseite, winkte dem Publikum und schickte jeder hübscheren Frau, mit der er einen kurzen Blickkontakt herstellen konnte, Kuschelhändchen. Als er die Bühne hinter dem Vorhang an der Seite verließ, stellte er leicht überrascht, wenn nicht gar enttäuscht, fest, dass Sanchez verschwunden war. *Hatte der fette Bastard ihn überhaupt singen hören? Oder hatte er sich davongeschlichen, um sich eine Enchilada zu gönnen?*

Er beschloss, noch für einige Zeit hinter dem hohen roten Bühnenvorhang zu bleiben und auf Sanchez' Rückkehr zu warten. Freddie Mercury wurde angesagt und er stürmte energiegeladen zu seinem Auftritt auf die Bühne. In diesem Moment schob sich das Judy-Garland-Double von

der Seite an Elvis heran und tippte ihm auf den rechten Arm, um sich bei ihm bemerkbar zu machen.

»Hi, ich bin Emily. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich finde, dass Sie ganz toll waren«, schmeichelte sie ihm. »Der Gesang war klasse und Ihre Tanzschritte waren sooo super. Haben Sie die aus dem Stegreif gebracht? Oder haben Sie lange dafür geübt?«

Elvis zuckte lässig die Achseln. »Alles improvisiert«, sagte er.

»Nun, wissen Sie, wer Sie für richtig cool hält?«, fragte Emily und tippte ihm abermals auf den Arm.

»Wer?« Im Großen und Ganzen glaubte Elvis, dass ihn jeder für cool hielt. Im Großen und Ganzen hatte er damit auch Recht.

»Janis Joplin«, flüsterte sie.

»Hä?«

»Ich glaube, sie mag Sie.«

»Ja? Und wo ist sie?«

»Hinter der Bühne. Warum gehen Sie nicht mal hin und sagen Hallo?«

»Wollen Sie mich verarschen?«

Emily lachte. »Nein, aber sie hat irgendwie Hemmungen, Sie anzusprechen. Weil, nun ja, sie hat dieses Problem.«

»Was für ein Problem?«

»Das Tourette-Syndrom. Sie lernt nicht so leicht neue Leute kennen. Sie hat mir gegenüber sogar ein ziemlich –«, Emily errötete, »– undamenhaftes Wort benutzt, als ich sie zu ihrem Auftritt beglückwünscht habe.«

»Ach ja. Das. Eigentlich mag ich Frauen, die sich ein wenig deftig ausdrücken.« Hinter ihnen begann Freddy Mercury mit seiner eindrucksvollen Version des Queen-Songs »Who Wants To Live Forever?«.

»Cool«, sagte Emily. »Soll ich Sie miteinander bekannt machen?«

»Klar doch. Bringen Sie sie hierher.«

Emily verschwand hinter der Bühne, und Elvis hatte nichts anderes zu tun, als sich den Auftritt seines Konkurrenten anzusehen, der den lange verstorbenen Sänger der Rockformation Queen imitierte. Als er seinen Song beendet hatte und abwartend vor der Jury stand, kam Emily mit einer ziemlich nervös aussehenden Janis Joplin zurück. Elvis fand sofort Gefallen an Janis Joplin. Sie sah irgendwie verrückt aus, und obgleich sie ziemlich schüchtern wirkte, wusste er, dass sie, wenn sie erst einmal den Mund aufmachte, wahrscheinlich jede Menge Unflat von sich geben würde. *Damit wäre sie genau sein Typ.*

»Noch mal hi, Elvis«, sagte Emily lächelnd. »Wie ist eigentlich Ihr richtiger Name?«

»Elvis.«

»Wow. Das passt ja prima, nicht wahr?«

»Ich denke schon.« Kein Zweifel: Dieser Mann war die Coolness in Person.

»Nun, ich möchte Ihnen meine Freundin vorstellen – Janis Joplin.«

Elvis konnte erkennen, dass Janis extrem nervös war. Aber da er sich wie mit allem anderen auch mit Frauen bestens auskannte, ergriff er ihre linke Hand. Er hob sie zu seinem Mund und hauchte einen Kuss auf ihre Finger.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Janis. Wie lautet dein richtiger Name?«

»FOTZE!«, schrie Janis.

Elvis runzelte die Stirn. »Das ist nicht so schön. Was haben sich deine Eltern gedacht, als sie dich so nannten?«

»Nein, nein, tut mir leid«, stammelte Janis. »Mein richtiger Name ist Janis. Ich wollte nicht den ... den ... Das wollte ich nicht. Es sind nur meine Nerven, die ...«

»Nun, ich freue mich wirklich, dich kennenzulernen«, sagte Elvis und blickte ihr tief in die Augen.

»Ich freue mich auch, ARSCHGESICHT!«

Emily schaltete sich in die schüchtern aufblühende Romanze ein. »Pssst«, flüsterte sie. »Die Jury gibt gerade ihr Urteil über Freddie Mercury ab.«

Alle drei Juroren waren voll des Lobes. Powell ging sogar so weit, Freddie zu gestehen, dass er bisher der beste Interpret gewesen sei.

»Donnerwetter«, sagte Emily nachdenklich. »Er hat ihnen wirklich gefallen, nicht wahr?«

Elvis musterte sie. Ihm fiel auf, dass sie eine reizende, unschuldige und ungemein sympathische junge Frau war. Natürlich nicht sein Typ – Janis Joplin und ihr unflätiges Mundwerk waren mehr nach seinem Geschmack –, aber er konnte nicht umhin, froh zu sein, dass Emily es bis ins Finale geschafft hatte und nicht von Gabriel ermordet worden war. Noch nicht, jedenfalls.

»Wissen Sie was, Emily?«, sagte er. »Sie sind richtig in Ordnung.«

»Danke«, sagte sie und war über sein unvermitteltes Kompliment verwirrt.

»HURE!«, schrie Janis und hängte sofort ein zerknirschtes »Entschuldigung« an.

Elvis grinste. Janis war richtig amüsant. *Genau sein Girl*. Er hielt jedoch den Blick ein paar Sekunden länger auf Emily gerichtet, weil er nicht wollte, dass Janis mitbekam, dass er sich über ihr Gebrechen köstlich amüsierte. Abermals knipste er seinen legendären Charme an. »Nun, Emily, ich und Janis mögen ganz gut gewesen sein und unser guter alter Freddie Mercury hat seine Sache offensichtlich hervorragend gemacht, trotzdem glaube ich, dass Sie gewinnen. Wenn Sie wirklich so gut sind, wie alle sagen, dann schießen Sie am Ende den Vogel ab.«

Emily lächelte geschmeichelt. Dann massierte sie sich die Stirn. »Danke. Aber ich habe im Augenblick grässliche Kopfschmerzen.«

Janis streckte eine Hand aus und berührte die Stirn der anderen Frau. »Scheiße! Du hast da eine dicke Beule. Was ist passiert?«, fragte sie.

»Wenn du es unbedingt wissen willst, mir wurde der Kopf von einem Typen, der versucht hat, mich umzubringen, mehrmals auf den Fußboden geknallt.«

Elvis spürte, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief. *Hatte Gabriel demnach versucht, sie aus dem Weg zu räumen?*

»Wie ist das passiert?«, wollte er wissen.

»Dieser große Motorradrocker mit dem rasierten Schädel wollte mich töten, aber ehe er dazu kam, erschien ein anderer Typ, um mich zu retten, und erschoss ihn. Um ganz ehrlich zu sein, ich bin immer noch ein wenig benommen – und nicht nur davon, dass mein Kopf so heftig malträtirt wurde.«

»Oh.« Elvis' zurückhaltende Reaktion kaschierte seine Verwirrung über diese letzte Wende der Ereignisse. Demnach war Gabriel tot und Sanchez war verschwunden. Elvis musste nachdenken. Was ging hier vor? Und während er mit der Hand Janis Joplins Hintern tätschelte, kam ihm eine andere Frage in den Sinn. *Konnte es sein, dass die gute alte Janis keinen Schlüpfer trug?*

Während Elvis nach Antworten auf all diese wichtigen Fragen suchte, verließ Freddie Mercury die Bühne und kam zu ihnen herüber. Ein breites Lachen lag auf seinem Gesicht, da er die Freude über seinen Auftritt, die er mit ihnen teilen wollte, nicht verbergen konnte.

»Donnerwetter, habt ihr das gehört?«, fragte er sie. »Sie meinte, ich sei bis jetzt der Beste gewesen.«

»Schön für dich. Glückwunsch«, sagte Emily.

»MISTBOCK!«, schrie Janis.

»Sie findet dich auch gut«, sagte Elvis zu Janis' Verteidigung.

»Danke«, sagte Freddie. »Wer ist überhaupt der Nächste?«

Elvis schaute sich suchend um. »Das sollte dieser Blues-Brother-Typ sein. Ich kann ihn aber

nirgendwo sehen.«

Er fixierte Emily einige Sekunden lang nachdenklich, ehe er leise hinzufügte: »Vielleicht ist er ebenfalls verschwunden.«

SIEBENUNDVIERZIG ♦

Invincible Angus' Blicke wanderten durch die Küche. In dem Raum herrschte ein totales Durcheinander, als hätte das Personal wegen einer Feuerübung alles überstürzt stehen und liegen lassen. Stählerne Rolllische standen verstreut herum, Küchenutensilien bedeckten die Arbeitsflächen. Lebensmittelreste, Saucen und Mehl waren überall zu sehen. Dazwischen standen hohe stählerne Rollwagen voller etagenartig angeordneter Tablettts. Und in der Luft lag ein Geruch, als sei hier jemand gestorben, doch wahrscheinlich war es nur verdorbenes Fleisch. Der Zustand der Küche war jedoch unwichtig. Für Angus ging es vordringlich darum herauszubekommen, wo dieser Feigling Sanchez sich versteckte. Er brauchte nur für einige Sekunden still stehen zu bleiben, sich umzusehen und zu lauschen. Mit ein wenig Glück würde sich die Frage nach Sanchez' Verbleib schon bald von selbst beantworten.

Und sie tat es.

In der nächsten Ecke, etwa zehn Meter von ihm entfernt, konnte Angus eine große Stahltür erkennen, die aussah, als führte sie in einen begehbaren Kühl- oder Gefrierschrank. Er hatte sie während seines ersten Rundblicks nicht beachtet, weil er annahm, dass Sanchez bestimmt nicht so dumm wäre, sich in einer derart offensichtlichen Falle zu verstecken. Aber wenn er daran dachte, wie der fette kleine Bastard sich im Verlauf des Tages selbst ausgeschaltet hatte, als er versuchte, eine Pistole abzufeuern, erschien es absolut logisch. Sanchez war ein Idiot und zweifellos dämlich genug, sich in einen Raum zu flüchten, der nur einen einzigen Zugang hatte. In diesem Moment entdeckte Angus den entscheidenden Beweis. Auf dem Fußboden vor der Stahltür glänzte eine kleine Blutpfütze. Eine genauere Untersuchung zeigte, dass eine Spur von der Tür, durch die er aus der Bar hereingekommen war, bis zu dieser Stelle führte. Er musste Sanchez mit der Kugel getroffen haben, die er durch die Glastür in die Hotelhalle gefeuert hatte. Die Spur verlief von der Tür zur Bar bis zu der Blutpfütze vor der Stahltür, wo sie abrupt endete. *Eigentlich schade, dass es so einfach ist*, dachte er und grinste.

Auf leisen Sohlen folgte Angus der Blutspur und gab sich alle Mühe, kein Geräusch zu verursachen. Er blieb vor der Tür stehen und presste ein Ohr an den kalten Stahl. Kein Laut war drinnen zu hören. Er streckte die Hand nach dem großen Türgriff aus und zog langsam daran. Er stand unter Federspannung und sprang ihm regelrecht in die Hand, während sich die Tür ein wenig öffnete. Er wurde noch vorsichtiger, weil immerhin die Möglichkeit bestand, dass Sanchez sich auf irgendeine Art und Weise bewaffnet hatte. Sehr langsam und in einer möglichst sicheren Position bleibend, fasste er den Türgriff und zog die Tür vollends auf.

Niemand stürmte heraus. Er reckte den Kopf vor und lauschte. Noch immer nichts. Er trat vorsichtig in die Türöffnung, blieb dicht hinter der Schwelle stehen und zielte mit der Pistole ins eisige Innere eines, wie er jetzt erkannte, begehbaren Gefrierschranks.

In der Kühlkammer herrschte ein leichter Nebel, der die Sicht erschwerte, aber er konnte drei deckenhohe Regale erkennen, die durch schmale Gänge voneinander getrennt waren und auf deren zahlreichen Brettern Kartons und Säcke voller Lebensmittel lagerten. Kondenswasser rann an den Wänden herab, und die kalte Luft war feucht und klebrig. Außerdem hingen ein paar Schweinehälften von der Decke herab. Aber von Sanchez war nichts zu sehen. Angus warf einen Blick auf den Fußboden und sah, dass die Blutspur sich fortsetzte. Sie führte zu dem Regalgang auf der linken Seite. Das war zu erwarten gewesen, denn dort befand sich der Teil der Kühlkammer, der von der Tür am weitesten entfernt war.

Er ging langsam zum linken Regal und blickte vorsichtig in den Gang. Eine lange Reihe kopfloser Schweinekadaver hing an der Decke. Die Blutspur führte an ihnen vorbei. Irgendetwas

störte Angus an dieser Blutspur. Sie sah nicht so aus, als stammte sie von jemandem, der gerannt oder aufrecht gegangen war. Sie verlief in einer ununterbrochenen Linie auf dem Fußboden, als ob Sanchez dort auf dem Bauch entlanggekrochen wäre. Angus schob sich leise um das erste Schlachtschwein herum, während er den Finger um den Pistolenabzug krümmte. Der Geruch in diesem Bereich der Kühlkammer war besonders abscheulich. Verdorbenes Fleisch, das hier zweifellos zu lange aufbewahrt worden war, obgleich es schon ziemlich verfault sein musste, um in gefrorenem Zustand einen solchen Gestank zu verströmen. Entweder das oder Sanchez versteckte sich dort und hatte sich in die Hose geschissen.

Der Regalgang war nicht länger als gut sechs Meter. Sanchez war nirgendwo zu sehen. Während Angus sich weiterhin wachsam umschaute und jeden Moment mit einem Hinterhalt rechnete, folgte er der Blutspur, bis sie ein kurzes Stück vor dem Ende des Gangs abbrach. Er blieb stehen und sah sich um. Wenn hier die Spur endete, musste Sanchez den Fußboden verlassen haben und in die Höhe geklettert sein. Die Regalbretter zu beiden Seiten des Gangs waren mit Kartons vollgestapelt. Vor der Wand in einiger Entfernung ragte hinter dem letzten Karton auf dem untersten Regalbrett etwas hervor. Es war ein Paar auf Hochglanz polierter Slipper. Während er sich näher heranschlich, stellte er fest, dass die Füße des Eigentümers noch in den Schuhen steckten.

Er schob sich um den letzten Schweinekadaver herum und gelangte mit einem beherzten Sprung vor die Schuhe. Dabei hielt er die Pistole schussbereit im Anschlag. Ihm bot sich ein Anblick, den er nicht erwartet hatte. Verwirrt über das, was er vor sich sah, ließ er die Pistole sinken. Der Eigentümer der Schuhe war ein Mann, aber der war bereits tot. Und zudem halb gefroren. Und es war nicht Sanchez. Aber wer zum Teufel war das? Gefrorenes Blut bedeckte Gesicht und Hals des Mannes. Aufgehalten wurde das Blut unterhalb des Kinns von einem rotschwarz gemusterten Halstuch. Angus griff in den grauen Sakko des Mannes und fand einen Führerschein. Er holte ihn heraus und inspizierte ihn. Das Foto des Inhabers glich dem blutbesudelten Gesicht der Leiche. »Wer zur Hölle ist Jonah Clementine?«, flüsterte Angus halblaut.

Er hatte die Frage kaum ausgesprochen, als die Tür der Kühlkammer hinter ihm zuschlug.

Scheiße! Sanchez!

Sanchez hatte sich unter einen der stählernen Rolltische in der Küche gekauert. Er hatte einen mit einer weißen Tischdecke gefunden, die auf allen vier Seiten bis zum Fußboden herabhing, und war daruntergekrochen. Zu seinem Glück verhüllte die Decke alles bis auf seine Füße. Und auch die waren nur zu sehen, wenn man sich tief herabbückte, um unter den Tisch zu blicken.

Zu seiner unendlichen Erleichterung war Angus schließlich auf den verräterischen Hinweis hereingefallen und der Blutspur auf dem Fußboden bis in den Kühlraum gefolgt. Einige angsterfüllte Sekunden lang hatte Sanchez abgewartet, was der rachsüchtige Profikiller tun würde. Er war nicht besonders clever und galt ganz gewiss nicht als raffiniert. Hinterlistig, sicherlich. Heimtückisch und verlogen, auch das. Verschlagen, absolut. Aber raffiniert?

Verdammt, niemals.

Er hatte die Blutspur gesehen und darauf gesetzt, dass Angus ihr in die Kühlkammer folgen würde. Schließlich hatte sich eins seiner Wagnisse ausgezahlt. Wenn sein Leben auf dem Spiel stand, war Sanchez' Fähigkeit, sich aus nahezu jeder Gefahr herauszuwinden, geradezu eines wahren Genies wie Einstein persönlich würdig. Natürlich folgten seinen genialen Momenten gewöhnlich Augenblicke grenzenloser Selbstgefälligkeit gepaart mit dem überwältigenden Drang, sich damit zu brüsten, worauf, wie sich in der Vergangenheit bei vielen Gelegenheiten erwiesen hatte, praktisch immer eine Art wohlverdiente Strafe folgte. Es war eine Lektion, die er auch in vielen Jahren nicht hatte lernen wollen.

Er kroch aus seinem Versteck, schlich auf Zehenspitzen zur Tür der Kühlkammer und schlug sie zu. Während seiner langen und bescheidenen Karriere in den Randbereichen des

Gaststättengewerbes hatte Sanchez des Öffern diese Art begehrter Kühlschränke kennengelernt und wusste, dass sie aus irgendeinem Grund niemals von innen geöffnet werden konnten. Er hatte nicht die geringste Ahnung, weshalb das so war. Vielleicht für den Fall, dass irgendwelche speziellen Lebensmittel des Nachts zum Leben erwachten und zu fliehen versuchten? Wer wusste das schon? Egal weshalb, es war etwas, wofür er unendlich dankbar war. Durch die Tür hörte er, wie Angus ein einziges Wort ausstieß.

»Verdammt!«

Sanchez antwortete triumphierend durch die geschlossene Stahltür: »Hoffentlich friert dir der Arsch ein, du Wichser!«

Sofort brüllte die gedämpfte Stimme des eingesperrten Killers zurück: »Du bist tot, verdammter Mistbock!«

»Hey Mann, immer schön *cool* bleiben!« Unfähig, auf seine Prahlerei oder lahmen Scherze zu verzichten, begann Sanchez einen hüftschwingenden Freudentanz, zu dem er sich normalerweise nur in der Abgeschlossenheit seiner eigenen vier Wände hinreißen ließ. Er fügte seinen Tanzschritten einige höhnische Fratzen in Richtung der Stahltür hinzu und schwelgte ausgiebig in dem Bewusstsein, einen weltberühmten Killer ausgetrickst zu haben. Seine Selbstgefälligkeit kannte keine Grenzen, weil er wusste, dass Angus sich auf der anderen Seite einer verriegelten Stahltür befand und nichts dagegen tun konnte.

BANG!

Sanchez sah einen Funken von der Türklinke wegspritzen und hörte anschließend ein leises Klicken. Offenbar schoss Angus auf der anderen Seite auf das Türschloss.

Verdammt!

Der Freudentanz fand ein abruptes Ende. Sanchez war klug genug, den Schauplatz des Geschehens zu verlassen und um sein Leben zu rennen.

ACHTUNDVIERZIG ♦

Jacko stand hinter der Bühne und atmete mehrmals tief durch, um sich auf seine unmittelbar bevorstehende Darbietung von »Mustang Sally« vorzubereiten. Er trug die Sonnenbrille des Bourbon Kid, den Hut des Frank-Sinatra-Doubles und einen Anzug, der jemandem gehörte, der wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden weilte. Er war jetzt alleine hinter den Kulissen. Alle anderen hatten sich bessere Zuschauerplätze gesucht, um sich die Auftritte der Finalisten anzusehen. Während die Sekunden bis zu seinem Erscheinen auf der Bühne vertickten, erschien der Bourbon Kid endlich wieder durch die Garderobentür.

»Ich dachte schon, du wärst nach Hause gegangen«, sagte Jacko. Der Kid kam auf ihn zu. Er hatte eine schicke schwarze Fender-Gitarre in der rechten Hand.

»Da«, knurrte er und reichte ihm das Instrument. »Nimm sie.«

Jacko ergriff die Gitarre und drehte sie hin und her. »Das ist doch wohl ein Scherz, oder?«

»Darauf kannst du im Finale spielen.«

»Aber das ist nicht nötig. Diesmal spielen sie die Musik ein, zu der ich dann mitsinge. Ich brauche noch nicht mal die Mundharmonika.«

»Diesmal singst du nicht »Mustang Sally«.«

»Doch, das tue ich.«

»Versuch's. Und dann warte ab, wie lange du das überlebst.« Die Stimme kratzte an Jackos Nerven wie ein Reibeisen auf frischer Farbe. Er stellte die Gitarre auf den Fußboden und lehnte den Hals an sein linkes Bein, damit sie nicht umfiel. Dann nahm er die Sonnenbrille ab und blickte dem Kid in die Augen. »Ich dachte, du willst, dass ich gewinne? Ich kenne jetzt fast den gesamten Text von »Mustang Sally«. Warum soll ich jetzt etwas anderes singen? Scheiße, Mann, ich bin schon in einer Minute an der Reihe!«

»Ich habe die Karaoke-Nummer gestrichen. Diesmal spielst du ein Gitarrensolo.«

Jacko verstaute die Sonnenbrille in der Brusttasche seines schwarzen Sakkos und hob die Gitarre hoch, um sie eingehend zu inspizieren.

»Ist das Ding überhaupt richtig gestimmt?«, jammerte er.

»Wie zur Hölle soll ich das wissen?«

Jacko streifte sich den schwarzen Gurt der Gitarre über den Kopf und rückte ihn auf seinen Schultern zurecht. Dann klimperte er einen Akkord und begann an den Stellschrauben am Ende des Halses zu drehen.

»Siehst du? Du bist die reinste Naturbegabung und kannst es aus dem Effeff«, sagte der Kid und klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.

Jacko stöhnte. »Das ist der dämlichste Plan, den man sich vorstellen kann, Mann.«

»Kann schon sein. Aber wenn er funktioniert, dann kannst du am Ende deinen Namen unter den Siegervertrag setzen.«

»Das würde dir gefallen, nicht wahr?«

»Klar.«

»Und wenn ich verliere?«

»Dann bist du ein toter Mann.«

»Prima. Das beruhigt mich ungemein.«

»Denk an die Brille. Du bist gleich dran.«

Jacko holte die Sonnenbrille aus der Sakkotasche und setzte sie auf.

»Und was soll ich jetzt singen? Ich habe der Regie schon angekündigt, dass ich wieder »Mustang Sally« singe.«

Der Kid griff in seine Jacke, als wollte er eine Pistole hervorholen. Nur befand sich diesmal eine CD in seiner Hand. *The Blues Brothers Greatest Hits*. Er hielt sie Jacko unter die Nase und deutete auf die Titelliste auf der Rückseite der Hülle.

»Der dritte Titel.«

Jacko überflog die Liste, fand das dritte Stück und las den Titel. Dann musterte er den Kid über den Rand der Sonnenbrille.

»*Du bist völlig verrückt.*«

»Du sagst es.«

NEUNUNDVIERZIG ♦

Emily konnte es kaum erwarten, endlich auf die Bühne zu gehen und mit ihrem Vortrag zu beginnen. Jacko war als Nächster dran, dann sie und James Brown als Letzter des Finales. Sie war sicher, dass sie die drei Sänger übertreffen würde, die bereits aufgetreten waren. Janis Joplin war katastrophal gewesen. Elvis und Freddie Mercury hatten das Publikum beeindruckt, aber wenn sie in Form war, dann würde sie die beiden mit Leichtigkeit schlagen. James Brown würde ihre Siegchancen sicherlich um einiges mindern, allerdings nicht unbedingt durch seinen Gesang. Der Godfather of Soul war *superbad* und würde sie wahrscheinlich mit einer Pistole bedrohen. Er gehörte nicht gerade zu der Sorte Mensch, der man gerne im Dunkeln begegnete. Die unbekannte Größe war der Blues Brother, Jacko, der in wenigen Sekunden auftreten würde. Tatsächlich stand Nina Forina schon in der Bühnenmitte, um ihn anzukündigen.

»Ladys und Gentlemen«, hallte ihre Stimme bereits durch den Konzertsaal. »Empfangen Sie mit Applaus den vierten Finalteilnehmer mit seinem Titel ›Mustang Sally‹ ... es ist *der Blues Brother!*«

Die Menge spendete Jacko reichlich Applaus, begleitet von vereinzelt anfeuernden Pfiffen. Sein vorheriger Auftritt mit der Mundharmonika war vor allem deshalb außerordentlich gut angekommen, weil er es geschafft hatte, das Publikum zum Mitmachen zu animieren. Daher erreichte der Applaus die doppelte Lautstärke und die Pfiffe gingen in den Jubelrufen und dem Fußestampfen unter, als er die Bühne mit einer schwarzen Gitarre an einem Gurt über den Schultern betrat. Als sie Jacko beobachtete, während ein Techniker seine Gitarre an einen Verstärker anschloss, kam Emily zu dem Schluss, dass er in diesem Moment unter einem zehnmal höheren Druck stehen musste als bei seinem ersten Auftritt. Selbst wenn er ihr versichert hatte, dass er überhaupt nicht nervös sei, musste er es eigentlich in diesem Moment sein, oder? So erging es doch jedem vor einem wichtigen Auftritt, und dieser jetzt entschied wahrscheinlich über sein weiteres Leben.

Der Applaus versiegte schließlich, und was folgte, war – Stille. Die von allen erwartete Musikbegleitung erklang nicht. Die Lautsprecher im Zuschauerraum blieben stumm. Jacko trat ans Mikrofon im Scheinwerferkegel in der Bühnenmitte und rang sich eine leise Ansage ab. »Äh – ich habe mich im letzten Moment entschieden, einen anderen Titel zu singen.« Er räusperte sich, während im Publikum Unruhe entstand und gedämpftes Murmeln laut wurde. »Ich verzichte auch auf die Musikbegleitung vom Band«, er schaute in den Orchestergraben hinunter –, »aber wenn jemand von der Band bei dem Song mitspielen will, dann habe ich absolut nichts dagegen.«

Emily klappte die Kinnlade nach unten. Hatte er den Verstand verloren? Die Zuschauer hatten anscheinend den gleichen Gedanken. Das Murmeln im Publikum wurde lauter, und im Orchestergraben sahen die Musiker einander verwirrt an und bereiteten sich darauf vor, den seltsamen Sänger zu begleiten, falls sich dazu eine Gelegenheit ergab.

Und dann begann Jacko auf seiner Gitarre zu spielen.

Er wirkte nervös und sichtlich aufs Höchste konzentriert, als er langsam an den Saiten zupfte. Und was zum Teufel spielte er?

Emily bekam Gesellschaft von den anderen Finalisten, die ausnahmslos genauso neugierig waren wie sie. Es war wirklich ein faszinierendes Schauspiel. War dieser Typ, dieser Blues Brother, im Begriff, seine Chancen auf den Sieg zu verspielen? Oder war dies eine überaus raffinierte Taktik, das Publikum und vielleicht sogar die Jury für sich einzunehmen?

Nachdem er für das verwirrte Publikum ein paar halbwegs sauber klingende Akkorde intoniert

hatte, nahm Jacko die ersten Textzeilen des Songs in Angriff.

»Come on

Yo people, we're all gonna go ...«

Emily erkannte die Melodie, obgleich sie – und das nicht zum ersten Mal während der Show – erhebliche Zweifel hegte, dass er den richtigen Text sang. Sie hatte diesen Titel in zahlreichen Bars gehört, gewöhnlich dargeboten von Blues-Brothers-Tribute-Bands. Es war »Sweet Home Chicago«, was Jacko bestätigte, als er zum Ende der ersten Strophe kam.

»Back to that dirty old place

They call Chicago ...«

Jacko mochte einiges fehlen, aber Mut war es ganz sicher nicht. Er spielte weiter unbeirrt auf seiner Gitarre und sang halbwegs passabel. Er erzeugte jedoch nicht die gleiche Begeisterung wie bei seinem früheren Auftritt mit »Mustang Sally«. Aber die Menge liebte ihn, und wenn auch nur wegen seines seltsamen Verhaltens. Sie würden ihn niemals ausbuhen, solange er sich auf der Bühne nicht etwas wirklich Dummes erlaubte.

Freddie Mercury sprach anscheinend für sie alle, als er ziemlich laut flüsterte: »Was zum Teufel macht er da?«

»Das ist »Sweet Home Chicago«, sagte Emily.

»Scheiße, das weiß ich doch, aber er ist ganz alleine mit seiner Gitarre. Was denkt er sich dabei? Der Kerl hat es voll vermasselt.«

Emily musterte unauffällig die anderen Finalteilnehmer und fragte sich, was sie wohl dachten. Sie waren alle anwesend bis auf James Brown. Er war Gott sei Dank irgendwohin verschwunden und noch immer nicht aufgetaucht. Elvis und Janis waren noch zugegen, obgleich sie dem Bühnengeschehen nicht viel Achtung schenkten. Sie schienen sich mehr füreinander zu interessieren als für das, was sich auf der Bühne tat. Elvis flüsterte Janis etwas ins Ohr und sie starrte ihn an und runzelte die Stirn, als könnte sie nicht hören, was er sagte. Schließlich seufzte er, holte tief Luft und rief. »Ich sagte, hast du Lust auf eine schnelle Nummer?« Emily sah, wie Janis heftig nickte und den King mit einem strahlenden Lächeln belohnte. Dann verschwanden die beiden eilig in Richtung Künstlergarderobe. Emily kicherte grinsend vor sich hin, ehe sie sich wieder umwandte, um sich auf keinen Fall entgehen zu lassen, wie Jacko auf der Bühne sein Ausscheiden aus dem Wettbewerb zelebrierte.

Er hatte etwa eine Minute lang gesungen und auf seiner Gitarre geklirrt, als etwas Unerwartetes geschah. Im Orchestergraben begann der Schlagzeuger auf der Snare Drum einen Rhythmus zu trommeln. Es war wie eine Aufforderung an die anderen Orchestermitglieder, sich ein Herz zu fassen und mitzuspielen. Nachdem sie zu ihrer Enttäuschung erfahren hatten, dass sie nur für zwei Finalisten spielen sollten, war Jackos Aufforderung, ihn zu begleiten, für sie wie ein Geschenk, das ihre Laune schlagartig besserte. Der Pianist begann, die Tasten seines Flügels zu kitzeln, dann stimmte eins der Saxophone ein, gefolgt von dem anderen Gitarristen, Pablo, und sogar zwei Violinen. Nach und nach rundete sich der Klang und wurde voller, lauter, rankte sich um seine Gitarre und harmonisierte mit seinem Gesang. Innerhalb weniger Sekunden begleitete das Orchester den Song mit beträchtlichem Schwung.

Die Mitwirkung des Orchesters weckte das Publikum auf, und die Zuschauer erhoben sich von ihren Plätzen und klatschten rhythmisch mit und wiegten sich zur Musik. Emily verfolgte erstaunt, wie Jackos Selbstsicherheit ständig wuchs. Er spielte jetzt viel beherzter auf seiner Gitarre, seine Hüften begannen sich im Takt zu bewegen und seine Stimme wurde kräftiger und sicherer. Während der Gesangsteil des Titels in ein langes Instrumentalsolo überging, begann er, das Orchester im Graben zu seinen Füßen zu dirigieren, indem er jeweils mit einem Kopfnicken andeutete, wer als nächster Solist brillieren solle. In der einen Minute war es eines der Saxophone oder eine der Trompeten, dann folgte der Pianist und schließlich wieder Jacko, der der

gestohlenen Fender ein schrilles Solo entlockte.

Und das Publikum war begeistert.

Emily ertappte sich dabei, wie sie die Füße zur Musik bewegte. Auch sie fühlte sich bestens unterhalten. Ihr ging der Gedanke durch den Kopf, dass es vielleicht nicht so günstig wäre, direkt nach Jacko auftreten zu müssen, aber dann sagte sie sich mit Nachdruck, dass sie nichts anderes tun konnte, als ihr Bestes zu geben und zu hoffen, dass es ausreichte.

Während der Blues Brother und das Orchester sich allmählich zu einem Crescendo steigerten, das zweifellos den krönenden Abschluss des Songs bildete, spürte Emily, wie jemand sie am Arm berührte. Erschrocken drehte sie sich um und sah den Bourbon Kid, der mittlerweile eine Hand um ihren Arm gelegt hatte.

»Ich muss mit Ihnen reden«, sagte er klar und unmissverständlich.

»Ähm, natürlich.«

Er deutete mit einem Kopfnicken auf Freddie Mercury. »Unter vier Augen.«

Der Kid hatte ihr höchstwahrscheinlich das Leben gerettet, daher war es nur fair, wenn sie ihm eine Minute ihrer Zeit schenkte. Indem er ihren Arm festhielt, führte er sie die Treppe hinunter und durch die Tür in den Korridor hinter der Bühne. Dann ging er mit ihr ein Stück in den Korridor hinein außer Sicht- und Hörweite für jeden, der sich, von ihnen unbemerkt, hinter der Bühne aufhalten mochte.

»Um was geht es?«, fragte sie.

»Hören Sie, wenn Sie sich so sicher sind, dass Sie gewinnen, können Sie dann nicht einen falschen Ton singen oder sich mit dem Text verheddern? Als wüssten Sie, dass Sie gewinnen, es aber ganz bewusst nicht dazu kommen lassen?« Seine Stimme war so rau wie immer, hatte jedoch nun einen Ausdruck von Dringlichkeit.

Emily schüttelte den Kopf. »Das haben wir doch bereits besprochen. Es tut mir leid, aber ich brauche das Geld. Und ich brauche außerdem das Bewusstsein, dass ich gut genug bin, um diesen Wettbewerb zu gewinnen. Ich habe Ihnen doch erklärt, dass ich es nicht für mich will. Meine Mutter ist krank und ich brauche das Preisgeld.«

»Okay, wie wäre denn das? Wenn Sie gewinnen, verzichten Sie darauf, den Vertrag zu unterschreiben. Sie geben ihn dann jemand anderem. Den töte ich dann, wer immer das sein mag, und verschaffe Ihnen auf diese Weise das Geld.«

Emily erschauerte. »Tut mir leid. Nein. Ich will wissen, ob ich gut genug bin, um diesen Wettbewerb zu gewinnen, und ich will nicht, dass jemand anders stirbt, damit mir das Geld zugesprochen wird. Genau genommen will ich nicht, dass überhaupt jemand stirbt, egal aus welchem Grund. Es hat schon längst zu viele Tote gegeben. Und außerdem würde ich niemals einen Preis annehmen, den ich nicht rechtmäßig gewonnen habe oder der jemandem gestohlen wurde, der ... der ...«

Der Kid verstärkte den Druck seiner Hand um ihren Arm. »Ich habe noch eine Kugel in meiner Pistole. Zwingen Sie mich nicht, Sie bei Ihnen zu benutzen. Das möchte ich wirklich nicht tun.«

»Dann lassen Sie's.«

»Ich erlaube Ihnen aufzutreten. Aber ich kann Sie nicht gewinnen lassen.«

Emily machte einen Schritt zurück und befreite ihren Arm aus seinem Griff. »Nun, das hängt alleine von Ihnen ab«, sagte sie. Sie erinnerte sich an ihr Gespräch mit Jacko und wusste, dass sie so handeln musste. Dann machte sie kehrt, ließ den Kid stehen und ging zur Bühne zurück, um sich auf ihre Darbietung von »Over The Rainbow« vorzubereiten.

Während sie sich entfernte, fragte sie sich, ob sich die letzte Kugel des Kid gleich in ihren Rücken bohren würde.

FÜNFZIG ♦

Sanchez atmete ziemlich heftig, während er zur Bühne zurückkehrte, um Elvis zu suchen. Seine Flucht vor Invincible Angus forderte ihren Tribut. Seine Lunge war nicht an die Anstrengung gewöhnt, die für eine Fortbewegung im Laufschrift nötig war, und seine Beine drohten jeden Moment nachzugeben. Normalerweise hätte er sich hinsetzen und erst einmal Luft holen müssen, nachdem er so viel Energie verbraucht hatte. Bei dieser Gelegenheit hielt ihn jedoch eine beträchtliche Menge Adrenalin auf Trab. Die Vorstellung, dass der Profikiller sich vielleicht längst den Weg aus der Kühlkammer freigeschossen haben könnte, beschleunigte seinen Herzschlag und seine Füße enorm.

Während er durch den Korridor eilte, der zum Garderobeneingang führte, entdeckte er die Judy-Garland-Imitatorin. Sie war in eine offenbar hitzige Unterhaltung mit einem zwielichtigen Typen in einer Lederjacke mit Kapuze vertieft. Ihre Diskussion endete, als Emily sich abwandte und zur Garderobe entfernte. Der Mann hingegen stürmte an Sanchez vorbei in Richtung Lobby. Er kam Sanchez irgendwie vertraut vor, aber Sanchez hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, ob er ihn kannte oder nicht. Er war derart außer Atem, dass er seine Umwelt praktisch doppelt sah. Und er musste sich über wichtigere Dinge den Kopf zerbrechen als über irgendeinen Penner in einem Hotel, in dem es von solchen Erscheinungen wimmelte. Er bog nach links ab durch die Tür, die zur Bühne führte, und sah Emily die Treppe zur Bühnenseite hinaufsteigen.

»Ist das Finale schon vorbei?«, fragte er atemlos, als er sie einholte.

Überrascht wandte sie sich um und lächelte ihn an. »Oh, hi. Noch nicht ganz. Der Blues Brother ist gerade fertig und ich bin als Nächste an der Reihe.«

»Super. Wie war unser guter alter Elvis?«

»Er war richtig gut. Ich denke, er hat eine gute Chance zu gewinnen.«

»Cool. Und was ist mit den anderen? Wie waren die?«

»Sie waren alle ganz gut.« Nach ihrer Auseinandersetzung mit dem Bourbon Kid hatte sie nicht mehr die Energie, sich ausführlich zu Janis Joplin zu äußern.

Was Sanchez eigentlich wissen wollte, war, ob Julius es geschafft hatte, am Finale teilzunehmen. Würde der dreizehnte Apostel siegen und sie alle retten?

»Und James Brown? Wie war dessen Auftritt?«

»Er war noch nicht auf der Bühne. Powell hat die Reihenfolge der Kandidaten in der letzten Minute geändert, sodass er nun als Letzter auftritt.«

»Wirklich? Warum die Änderung?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung. Aber es bedeutet, dass ich früher an der Reihe bin, was mir auch ganz lieb ist. Ich bin nämlich ziemlich nervös.«

Sanchez kam der vage Gedanke, dass er irgendetwas Aufmunterndes sagen müsste. Die Kleine war ganz okay, daher versuchte er, seine grundsätzlich abfällige Haltung zu unterdrücken und sich etwas auszudenken, das ihr Mut machte.

»Nun, viel Glück, wenn Sie da oben sind«, säuselte er mit einem matten Lächeln. »Sorgen Sie nur dafür, dass Sie dieses selbstgefällige Arschloch Freddie Mercury schlagen.«

Emily tippte Sanchez auf den Arm und deutete mit einem Kopfnicken in Richtung des Vorhangs an der Bühnenseite. Dort, in Hörweite, stand Freddie Mercury. Es sah so aus, als hätte er nicht gehört, was Sanchez sagte, denn er lächelte sie an.

»Hey, Emily, beeil dich«, sagte Freddie. »Wir dachten schon, du würdest das Finale versäumen. Du bist in einer Minute dran, Mädchen.«

»Pssst«, sagte Emily und deutete zur Bühne.

Freddie Mercury drehte sich um und schaute in die Richtung, in die Emily zeigte. Sanchez blickte an ihm vorbei. Auf der Bühne stand Jacko vor der Jury. Lucinda gab als Erste ihr Urteil über seinen Auftritt ab.

»Also wirklich«, sagte sie. »Mann, das war wirklich ganz *einmalig*! So etwas habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen! Oh Boy, *du bist ein Star*!« Die Zuschauer hinter ihr unterstrichen lautstark ihr Lob.

Dann gab Candy ihr Urteil ab. »Wissen Sie, *Mr. Blues Brother*, das war brilliant. Einfach *klasse*. Anfangs wusste ich nicht, was du vorhast, aber am Ende hast du den meiner Meinung nach besten Auftritt des Abends abgeliefert. Herzlichen Glückwunsch!«

Schließlich äußerte Nigel Powell von seinem angestammten Platz zwischen den beiden weiblichen Juroren seine ausschlaggebende Meinung.

»Ich muss betonen«, begann er herablassend, »dass ich anfangs ganz und gar nicht damit einverstanden war, dass du dich im letzten Augenblick für einen anderen Song entschieden hast.« Das Publikum begann sofort zu buhen, und Powell wedelte schnell mit den Händen, um die Zuschauer zu beruhigen. »Nein, Moment. Im Ernst«, fuhr er fort, »es ist gegenüber den anderen Kandidaten nicht fair, wenn du auf diese Art und Weise eigenmächtig die Regeln änderst. Und ich kann mich nicht erinnern, dass du um Erlaubnis gebeten hast, dich auf deiner Gitarre begleiten zu dürfen.« Der Protest im Zuschauerraum wurde lauter und aggressiver. Powell ließ sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen. »Aber«, sagte er und erhob die Stimme über den Lärm. »Ich muss zugeben – du warst hervorragend.« Die Buhrufe verwandelten sich augenblicklich in lauten Jubel und begeisterte Pfiffe. Oben auf dem großen Fernsehschirm sah Powell aus, als wollte er noch etwas hinzufügen, doch er verzichtete darauf und winkte Jacko von der Bühne. Der junge Sänger trat während Standing Ovationen ab, die um einiges überwältigender waren als bei seinen Vorgängern. Er gelangte zur Bühnenseite und verschwand hinter dem Vorhang, wo er von Emily und Freddie Mercury erwartet wurde. Emily umarmte ihn begeistert und drückte ihm einen Kuss auf die Wange.

»Donnerwetter! Ich hoffe, ich bin nur halb so gut wie du«, sagte sie gönnerhaft. »Du warst sensationell. Wirklich. Gut gemacht.«

Sanchez verfolgte das Geschehen aus einigen Schritten Entfernung und fragte sich, was das für den Wettbewerb bedeuten mochte. Selbst Freddie Mercury schien von dem zuspruch irritiert zu sein, den der Blues Brother erhalten hatte. Julius müsste schon außerordentlich gut sein, wenn er seine Konkurrenten besiegen wollte, und Judy Garland, die Favoritin, war noch nicht einmal aufgetreten. Und wo zum Teufel war Elvis?

Die Antwort auf diese Frage ließ nicht lange auf sich warten. »Hey, Sanchez, da bist du ja wieder«, erklang Elvis' Stimme hinter ihm. Sanchez fuhr herum und sah seinen Freund auf sich zukommen. Er hatte einen Arm um Janis Joplin's Taille gelegt. Ihr Haar war zerzaust und ihre Kleidung irgendwie in Unordnung. Es war nicht zu übersehen, dass sie gerade hektischem Sex gefrönt hatten.

»Yo, Elvis«, antwortete Sanchez im Flüsterton, weil er nicht zu viel Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte. »Dieser Invincible Angus – er ist wieder zurück.«

Elvis löste den Arm von Janis Joplin's Taille. »Wo warst du, Mann?«, fragte er, während er stirnrunzelnd auf ihn zukam.

»Der Kerl hat mich gerade quer durch das ganze verdammte Hotel gehetzt. Ich habe ihn in irgendeinem Scheißkühlraum eingeschlossen, aber als ich abhaute, versuchte er gerade, sich den Weg aus diesem Ding freizuschießen.«

»Gut. Lass ihn ruhig. Wenn er auch nur in meine Nähe kommt, trete ich ihm in den verdammten Arsch.« Er rieb sich den Hinterkopf, wo Angus ihn kurz vorher niedergeschlagen hatte. »Dieser Hurensohn verdient es nicht anders.«

»Er hat eine Pistole«, betonte Sanchez. »Vielleicht sogar zwei.«

»Das ist mir verdammt noch mal egal. Scheiß auf ihn. Und auf das Pferd, auf dem er angeritten kam.«

Janis Joplin machte ein paar Schritte und gesellte sich zu ihnen. »Ja, scheiß auf ihn. Dieser verdammte, verfickte Arschlochbastard.«

Sanchez lächelte Janis höflich an. »Es fällt dir wirklich schwer, dich unter Kontrolle zu halten, nicht wahr?«

»Das hat nichts mit meinem Tourette zu tun«, erwiderte Janis. »Wenn Elvis diesen Typen nicht mag, dann mag ich ihn verdammt noch mal auch nicht. Dieses Arschloch.«

Ihre Unterhaltung wurde durch die Stimme Nina Forinas unterbrochen, als sie Emilys Auftritt ansagte. »Ladys und Gentlemen!«, donnerte es aus den Lautsprechern. »Und jetzt mit dem Klassiker ›Over The Rainbow‹ ... begrüßen Sie Judy Garland!«

Erneut spendete die Menge tosenden Beifall, begleitet von lauten Hochrufen. Sanchez beobachtete, wie Emily tief Luft holte. Und dann auf die Bühne eilte.

Die Show begann.

EINUNDFÜNFZIG ♦

Julius hatte ein ungutes Gefühl. Die *Back-From-The-Dead-Show* zu manipulieren, damit er am Ende zum Sieger erklärt würde, war weitaus schwieriger gewesen als erwartet. Zuerst einmal war Angus nicht pünktlich erschienen. Dann hatte der Bourbon Kid den Job übernommen, sich jedoch nach einem verheißungsvollen Start geweigert, das Judy-Garland-Double zu töten. Aus persönlichen Gründen. Was das wohl zu bedeuten hatte? Und dann war Gabriel erschienen, um den Tag zu retten.

Aber das hatte auch nicht geklappt. Emily war immer noch am Leben und Gabriel war nirgendwo zu sehen. Julius hatte die schreckliche Ahnung, dass der Bourbon Kid seine kaum verschleierte Drohung, Emily zu beschützen, wahr gemacht hatte. In diesem Fall bestand die hohe Wahrscheinlichkeit, dass Gabriel nicht mehr unter den Lebenden weilte. Und wenn das zutraf, dann musste er damit rechnen, dass seine Pläne gescheitert waren.

Laut dem ursprünglichen Zeitplan für das Finale hätte er als Vierter von sechs Konkurrenten auftreten sollen, doch dann war in der Garderobe bekannt gegeben worden, dass er als Letzter auf die Bühne gehen sollte. Eine Erklärung war nicht gegeben worden. Sobald er die Neuigkeit erfahren hatte, überbracht von irgendeinem jüngeren Niemand des Produktionsteams der Show, bekam er es mit der Angst zu tun, dass sein Komplott aufgefliegen sein könnte. Als er, nur wenige Sekunden später, zwei stämmige Wachmänner dabei belauschte, wie sie den Blues Brother fragten, ob er »diesen Mistbock James Brown« irgendwo gesehen habe, entschied er sich, die Künstlergarderobe schnellstens zu verlassen. Sein Plan war gefährdet, dessen war er sich jetzt absolut sicher.

Um ihn doch noch durchzuführen und selbst am Leben zu bleiben, war Julius daher kurz nach Janis Joplins Auftritt ins Kasino im Parterre des Hotels hinuntergegangen. Er hatte die Absicht, sich dort bis zum letzten Moment vor seinem Auftritt herumzudrücken. Er hatte keiner Menschenseele verraten, wohin er wollte, und hoffte bei Gott, dass er es irgendwie vermeiden konnte, von einer der Überwachungskameras gefilmt zu werden. Das wäre nicht so einfach für jemanden, der in einem violetten Anzug mit weit ausgestellten Hosenbeinen herumlief. Um seine Chancen, unentdeckt zu bleiben, zu erhöhen, hatte er die schwarze Perücke abgenommen und vorne in sein Hemd gestopft. Einige Haarbüschel schauten heraus und erzeugten den Eindruck, als hätte er die haarigste Brust der Welt.

Sobald er das Kasino betreten hatte, hielt er Ausschau nach dem Bereich, wo das dichteste Gedränge herrschte, um sich dort unter die Gäste zu mischen. Ein Roulettetisch hob sich deutlich von den anderen ab. Er war von einer Schar Neugieriger umlagert, die jede Menge Lärm verursachten. Er eilte dorthin und drängte sich zwischen die Leute.

»Was ist hier los?«, fragte er eine zierliche Chinesin, die ein blaues Auge hatte.

»Die Mystische Lady. Sie hat bereits einige tausend Dollar gewonnen«, erwiderte die Frau.

»Die Mystische Lady?«

»Ja, ja. Die Mystische Lady.« Die Chinesin nickte heftig und deutete auf eine ältere grauhaarige Frau, die am Roulettetisch saß. Sie schien die einzige Person zu sein, die spielte, aber sie hatte einen Berg Chips vor sich liegen und die Augen aller waren auf sie gerichtet. »Sie kann in die Zukunft blicken. Große Beträge setzen. Und *Riesengewinne* einstreichen.«

Julius schlängelte sich durch das Gedränge, bis er dicht hinter dieser Mystischen Lady stand. Sie hatte soeben einen Stapel gelber Chips auf Rot gesetzt. Die Zuschauer verstummten, während der ziemlich niedergeschlagen dreinblickende Croupier das Rad in Rotation versetzte. Sobald es eine Drehung vollendet hatte, machte er einen tiefen Atemzug, nickte der Mystischen Lady zu und

schnippte dann mit einer geschickten Handbewegung die kleine weiße Kugel entgegen dem Uhrzeigersinn in den Kessel. Julius beugte sich über ihre Schulter, um zu sehen, wo sie landete. Jedermann schien den Atem anzuhalten, sodass sie alle das Klappern der Kugel hören konnten, als sie durch den Kessel rollte. Schließlich verlangsamte sich die Drehung des Rades und die Kugel fiel in eins der mit Zahlen versehenen Fächer. Als das Rad sich langsam genug drehte, um etwas erkennen zu können, ging ein Seufzer durch die Schar der Neugierigen und steigerte sich zu lautem Beifall, während der Croupier traurig verkündete: »Rot, Nummer zwölf!« Die Kugel war im Fach mit der Nummer zwölf, das zufälligerweise rot war, zur Ruhe gekommen – genauso wie die Mystische Lady es vorhergesagt hatte.

Während der Croupier weitere Chips über den Tisch zu ihr hinüberschob, drehte die alte Frau sich auf ihrem Hocker um und blickte Julius direkt in die Augen. Einige Sekunden lang musterte sie ihn aufmerksam. Er hatte keine Ahnung, weshalb sie ihn ansah, doch er entschloss sich, das Schweigen zu brechen.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte er leise, um ihren Erfolg angemessen zu würdigen.

»Julius?«

Er war geschockt, dass sie seinen Namen kannte, weil er sich nicht entsinnen konnte, jemals mit ihr zusammengetroffen zu sein. Vielleicht verfügte sie tatsächlich über übersinnliche Fähigkeiten und konnte in die Zukunft blicken, wie die Chinesin mit dem blauen Auge behauptet hatte.

»Ja. Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte er.

»Sie kommen Sie holen.«

»Was? Wer?«

»Sie.« Die Mystische Lady deutete mit dem Kopf zum Kasinoeingang hinter Julius. Er wandte sich um. Vier kräftige Männer in schwarzen Uniformen waren die Treppe aus dem Hotel heruntergekommen und schauten sich suchend im Kasino um. Es war offensichtlich, dass sie Angehörige des Sicherheitsdienstes waren. Sie mussten ihn über das Überwachungssystem entdeckt haben. Jetzt war schnellstes Verschwinden angesagt, ehe sie ihn in der Gästeschar entdeckten. Er wandte sich wieder der Mystischen Lady zu, um in Erfahrung zu bringen, ob sie wusste, was ihm sonst noch blühte.

»Was tue ich?«

»Sie sind ein James-Brown-Imitator.«

»Nein! Nicht was ich *mache*. Ich meine, was soll ich jetzt tun? Wie komme ich hier raus?«

»Es gibt Treppen, Fahrstühle. Und jetzt, wenn Sie nichts dagegen haben«, fügte sie schnippisch hinzu, »muss ich weiter Roulette spielen.« Damit drehte sie sich auf ihrem Hocker wieder zum Roulettetisch um.

Julius hielt Ausschau nach einem Ausgang. Die Mystische Lady hatte Recht. *Treppen oder Fahrstühle*. Die vier Wachmänner standen immer noch im Kasinoeingang, der wiederum nur wenige Schritte von der Treppe entfernt war, wodurch dieser Weg für ihn versperrt war. Er musste sein Glück mit dem Fahrstuhl versuchen, der sich am anderen Ende des Saales befand. Noch hatte man ihn nicht entdeckt, daher begann er, sich allmählich in diese Richtung zurückzuziehen, wobei er darauf achtete, dass die Zuschauer am Roulettetisch sich ständig zwischen ihm und dem Eingang befanden.

Je näher er dem Fahrstuhl kam, desto geringer wurde das Gedränge und desto größer die Gefahr, dass er entdeckt und erkannt wurde. Am Ende musste er wohl durchstarten, jedoch ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er den Eindruck erweckte, als ergriffe er die Flucht. Er entschied sich für eine schnellere Gangart, allerdings mit kurzen Schritten, was vermutlich reichlich lächerlich aussah, aber das war die geringste seiner Sorgen. Als er die Fahrstuhltür erreichte, drückte er auf den Knopf in der Wand, der den Fahrstuhl rief. Er wagte es nicht, sich umzudrehen, um festzustellen, ob die Wachmänner ihn bereits entdeckt hatten.

Der Fahrstuhl brauchte eine halbe Ewigkeit, um dem Rufzeichen zu folgen. Immer wieder drückte Julius auf den Knopf und murmelte dabei: »Komm schon, komm schon!« Er konnte hinter der Wand die Motoren hören. Sie klangen altersschwach, aber schließlich verstummte das müde Knirschen. Ein überlauter Glockenton erklang und die stählernen Türhälften glitten langsam auseinander. Julius schoss hinein und streckte die Hand nach dem Tastenfeld an der Fahrstuhlwand aus. Er drückte auf den ersten Knopf, den sein Finger fand und der zum zehnten Stock gehörte. Dann presste er sich so gut es ging an die Seitenwand der Fahrstuhlkabine, damit er von den vier Sicherheitswachmännern nicht gesehen wurde.

Nach einer weiteren halben Ewigkeit begannen die Türen sich langsam zu schließen. Mit jedem Zentimeter, den sie aufeinander zu glitten, nahm seine Erleichterung zu. Er würde es wohl schaffen. Aber als die Türhälften nur noch drei oder vier Zentimeter voneinander entfernt waren, erschien eine Hand im Spalt. Eine große Hand, deren Rücken mit gekräuselten schwarzen Haaren bewachsen war. Er war geliefert. Die Türen glitten wieder auf und ein hochgewachsener weißer Mann in schwarzer Uniform und mit Bürstenhaarschnitt betrat die Kabine.

»Julius, nehme ich an?«, sagte er.

Julius gab keine Antwort. Drei weitere Wachmänner folgten ihm in den Fahrstuhl. Der erste der Männer streckte die Hand nach dem Tastenfeld aus und drückte auf den Knopf fürs Erdgeschoss. Dann schaute er auf Julius herab und lächelte.

»Ich hoffe doch, dass du deinen Eimer und deine Schaufel mitgebracht hast, mein Freund. Wir machen nämlich einen kleinen Ausflug in die Wüste. Und da draußen ist es ziemlich sandig.« Während sich die Tür hinter den vier Männern schloss, wurde es Julius bang ums Herz. Der Mann, der auf den Erdgeschossknopf gedrückt hatte, legte einen Arm um seine Schultern, drückte ihn an sich und zog ihn in die Mitte der Fahrstuhlkabine.

»Warum so niedergeschlagen, Kumpel?«, fragte er. Seine drei Gefährten kicherten. Julius haderte mit seinem Schicksal. Wie zur Hölle sollte er sich aus diesem Schlamassel befreien?

Der Fahrstuhl stieg zum Erdgeschoss hoch und ließ seinen obligatorischen Glockenton erklingen, um seine Ankunft zu signalisieren. Die Türen glitten auf und Julius sah im Korridor vor dem Fahrstuhl einen Mann stehen. Er war der Kabine zugewandt und hatte den Kopf gesenkt. Seine Kleidung war dunkel und er hatte sich eine Kapuze über den Kopf gezogen, die sein Gesicht verbarg. Trotzdem hatte Julius keine Schwierigkeiten, ihn auf Anhieb zu erkennen.

Einer der Wachmänner trat aus der Kabine und musste es sofort bereuen. Der Bourbon Kid packte ihn, riss ihn herum und bog ihm den rechten Arm auf den Rücken. Ein lautes Knacken ertönte. Ehe der Wachmann einen Laut von sich geben konnte, drehte der Kid ihn zurück und ließ die Kante seiner freien Hand auf die Stirn seines Gefangenen krachen, sodass sein Kopf ruckartig nach hinten wegnickte.

Ein weiteres, erheblich lauterer Knacken war die Folge.

Der Kid ließ den Körper des Mannes achtlos zu Boden fallen. Dann ließ er seinen Blick zwischen den anderen drei Wachmännern in der Kabine hin und her wandern. Ihr Elan und ihre Selbstsicherheit hatten sich augenblicklich verflüchtigt.

»Will noch jemand auf dieser Etage aussteigen?«, fragte er mit seiner typisch unangenehmen, rauen Stimme.

Julius verfolgte, wie alle drei Männer zurückwichen und kapitulierend die Hände hoben. Einer von ihnen drückte auf einige Knöpfe, damit die Tür sich wieder schloss. *Jammerlappen.*

Demnach passte der Bourbon Kid trotz allem auf ihn auf, dachte Julius. Er verließ die Kabine und drehte sich zu den drei überlebenden Wachmännern um.

»Danke«, sagte er lächelnd. »Das hat Spaß gemacht. Das sollten wir irgendwann wiederholen.« Die Türen schlossen sich und der Fahrstuhl setzte seinen Aufstieg fort. Julius wandte sich zum Bourbon Kid um.

»Ich wusste, dass du mich nicht im Stich lassen würdest. Gott wird dich dafür reich belohnen. Damit hast du es geschafft, dass dir die Hälfte deiner Sünden vergeben wird.«

Der Kid zog die Kapuze seiner Jacke herab, legte die linke Hand auf Julius' Gesicht und presste brutal seine Wangen zusammen. »Ich bin nicht auf deiner Seite, Arschgesicht.«

»Vielleicht bist du es doch und weißt es nur noch nicht.«

»Niemals. Ich bin ziemlich sicher, dass ich es nicht bin.«

»Aber insgeheim wünschst du, du wärst es.«

Der Kid presste Julius' Gesicht noch heftiger zusammen, dann hob er den Arm, holte den James-Brown-Imitator von den Füßen und hievte ihn von der Fahrstuhltür weg. Die beiden Männer befanden sich jetzt in der Mitte des Korridors und blickten einander in die Augen, wobei Julius' Füße etwa fünfzehn Zentimeter über dem Fußboden schwebten.

»Hört gut zu, du Wichser«, sagte der Kid. »Ich will alles über dich wissen und weshalb du unbedingt dieses Wetsingen gewinnen willst. Ich habe diese Scheißzombies, die früher mal Sänger waren, draußen gesehen und vermute, dass du weißt, was es damit auf sich hat. Wie passt du in diese Geschichte? Und kannst du wirklich Judy Garland besiegen?«

»Okay ...«, begann Julius. Ehe er fortfahren konnte, hob der Kid den Zeigefinger seiner rechten Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen.

»Eine Sache noch«, sagte er mit seiner rauen Stimme. »Wenn du nur ein Wort aussprichst, von dem ich annehme, dass es nicht hundertprozentig der Wahrheit entspricht, breche ich dir deinen verdammten Hals. Denk gut darüber nach, ehe du irgendetwas sagst. *Ein Wort.*«

Julius schluckte krampfhaft. Er war im Begriff, den Mund zu öffnen, als abermals die Glocke des Fahrstuhls erklang. Er schaute nach links und sah, wie die stählernen Türen sich erneut öffneten. Die drei Wachmänner waren sofort wieder abwärts gefahren und wollten die Kabine verlassen. Ihre Gesichter zeigten den gleichen geschockten Ausdruck, als sie Julius und den Kid mit der Leiche des vierten Wachmanns zu ihren Füßen immer noch im Korridor entdeckten. Der Kid wandte langsam den Kopf, um sie zu fixieren. Es war ein unbehaglicher Moment, als die drei seinen Blick erwiderten und begriffen, dass sie ein wenig zu überstürzt heruntergekommen waren. Der Mann, der dem Tastenfeld am nächsten stand, drückte sofort auf einen der Knöpfe und die Türen schlossen sich wieder.

Der Kid konzentrierte sich wieder auf Julius und zog sein Gesicht ganz dicht zu sich heran.

»Wenn du noch am Finale teilnehmen willst, dann fang gefälligst an zu reden.«

ZWEIUNDFÜNFZIG ♦

Endlich fand auch Nigel Powell Gefallen an dem, was sich auf der Bühne tat. Emilys Interpretation von »Over The Rainbow« war sogar noch besser als die, mit der sie in der Vorrunde aufgetreten war. Mit dem Orchester als Begleitung war sie hervorragend und wurde mit jedem Wort, das sie sang, besser.

Im Zuschauerraum war kein leerer Sitzplatz mehr zu finden. Niemand suchte die Toilette auf. Niemand verdrückte sich zu einem späten Drink in die Bar. Niemand schlich sich hinaus, um eine Zigarette zu rauchen. Das gesamte Publikum blieb während des gesamten Songs völlig still, da es nicht eine Sekunde davon versäumen – oder, schlimmer noch, verderben – wollte. Im Gegensatz zu den stürmischen Auftritten der anderen Konkurrenten, die die Zuhörer von ihren Sitzen gerissen und sie auf den Gängen zum Mitsingen und Tanzen animiert hatten, war dies etwas, das man in Ruhe genießen musste. Gebannt saßen die Zuschauer auf ihren Plätzen und erfreuten sich an der Schönheit von Emilys Stimme. Ihre Eleganz und Anmut erstrahlte in einem Wettbewerb, der, in Powells Augen, durch eine Reihe von geschmacklosen Ausrutschern beeinträchtigt worden war. Neben anderem von Janis Joplin's Flüchen, Elvis' Hüftschwüngen, Jackos Gesang-und-Tanz-Gehampel und Julius' Versuchen, alle anderen Finalisten umbringen zu lassen. Endlich hatte die Bühne jemandem gehört, der sich keinerlei Requisiten oder Schaumschlägereien bedienen musste, sondern der nichts anderes als Talent aufzubieten hatte. Als die letzten Töne von Emilys Titel verklungen waren, erhob sich das Publikum geschlossen und applaudierte begeistert. Blitzlichter flammten auf, die Menschen jubelten und piffen, und das gesamte Orchester sprang auf und rief: »Bravo! Bravo!« Sogar die drei Angehörigen der Jury standen auf und klatschten heftig. Rechts und links sah Nigel Tränen auf den Wangen seiner Kolleginnen glitzern. Wenn diese junge Frau nicht gewann, dann ging irgendetwas nicht mit rechten Dingen zu.

Als Emily sich, auf altmodische Art und Weise, höflich beim Publikum bedankte, atmete Nigel erleichtert auf. Dies, so hoffte er, wäre der letzte Auftritt des Abends gewesen. Julius wäre sicherlich längst vom Sicherheitsdienst aus dem Hotel eskortiert worden, um sich schon in Kürze auf dem Devil's Graveyard sein eigenes Grab zu schaufeln. Endlich lachte ihm das Glück.

Als der Applaus sich schließlich legte, stand Emily schüchtern vor den Juroren, die sich wieder hingesetzt hatten und darauf warteten, ihre Bewertung abgeben zu können. Candy war die Erste, die das Wort ergriff. Während sie sich die Tränen abtrocknete und gelegentlich schniefte, waren ihre Worte kaum zu verstehen, weil sie immer wieder nach Luft ringen musste.

»Brillant! Einfach nur *brillant*! Die beste Darbietung des Abends«, sprudelte sie unter Tränen der Rührung hervor.

Lucindas Urteil fiel ähnlich schmeichelhaft aus. »Ein Star ist geboren! Du warst fantastisch, Baby. Du hättest deine Sache nicht besser machen können. Niemand hätte das gekonnt, wenn du mich fragst. Herzlichen Glückwunsch, Schätzchen – und noch mehr als das.«

Und schließlich senkte sich eine Grabesstille auf den Saal herab, als Powell sich anschickte, das Wort zu ergreifen. Dieses eine Mal stand er auf und blickte die nervöse Sängerin direkt an und sagte mit betont weicher Stimme: »Emily, meine Liebe, das war einfach nur unglaublich. Ich wüsste auf der ganzen Welt niemanden, der diesen Song besser hätte interpretieren können als Sie.« Er hielt kurz inne und fügte dann hinzu: »Und das gilt auch für Miss Judy Garland persönlich, als sie noch lebte.«

Sofort kamen aus dem Publikum laute Rufe, die Powells Urteil unterstrichen. Anfangs waren es nur ein oder zwei betrunkenen Fans, die ihrer Begeisterung Luft machten, doch schon bald brüllte

das gesamte Publikum wie die Zuschauermassen bei einem Footballspiel. Powell fuhr fort, Emily Komplimente zu machen, aber der Lärm übertönte jedes seiner Worte, bis er kapitulierte und sie nur noch mit einem strahlenden Lächeln von der Bühne winken konnte und ihr eine Kusshand schickte.

Mit selbstsicheren federnden Schritten verließ Emily die Bühne. Nina Forina kehrte auf ihren Platz im Scheinwerferlicht zurück und wandte sich an das Publikum.

»Okay, Leute! Beruhigt euch bitte!«, rief sie. Sie musste eine weitere halbe Minute warten, bis die Zuhörer ihrer Bitte so weit Folge geleistet hatten, dass sie fortfahren konnte. »Es wird Zeit für unseren letzten Kandidaten, den wirklich allerletzten Finalisten der *Back-From-The-Dead-Show*. Ladies und Gentlemen, eine Runde Applaus für den Godfather of Soul – *Ja-a-a-a-a-mes Brown!*« Powell verfolgte interessiert, wie die James-Brown-Fans im Publikum zu klatschen und zu johlen begannen. Würde Julius erscheinen? Er glaubte, nein, er hoffte inständig, dass es nicht geschah. Nina schaute sich um und erwartete, dass der letzte Finalteilnehmer von der Seite auf die Bühne kam. Sie blickte nach rechts und nach links und auf ihrem Gesicht erschien allmählich ein Ausdruck leichter Besorgnis. Powell wartete darauf, dass sie begriff, dass Julius nicht erscheinen würde. Als es ihr Sekunden später endlich klar wurde, sah sie zu ihm und wartete auf ein Zeichen, was sie in diesem Moment tun sollte. Mit einem ausgesprochen selbstzufriedenen Lächeln beugte er sich vor, um in sein Mikrofon zu sprechen. Es wurde Zeit, das Publikum aufzufordern, unter Verwendung des Tastenblocks an den Sitzen mit der Abstimmung für den Lieblingskünstler zu beginnen. James Brown würde nicht auftreten.

Und dann, als er gerade zu seiner Ansage ansetzen wollte, stürmte Julius auf die Bühne. Er bedachte die Juroren mit seinem breiten Grinsen und ging dann hinüber zu Nina.

Nigel Powell schäumte innerlich vor Wut. Wie hatte dieser hinterhältige Bastard es nur geschafft, auf die Bühne zu kommen? Dafür würde er den Sicherheitsdienst zur Rechenschaft ziehen. Aber da er wusste, dass sein Gesicht auf dem großen Bildschirm über der Bühne zu sehen war, musste er sich zu einem Lächeln zwingen, während Nina sich hinter die Bühne zurückzog und Julius ans Mikrofon trat.

»Hey! Habt ihr Lust auf Party?«, brüllte er ins Mikrofon.

Das Publikum antwortete mit einem frenetischen »YEAH!«

Die Show war noch nicht vorüber.

DREIUNDFÜNFZIG ♦

Sanchez war angespannter und nervöser als jeder der Finalisten. Nur wenige Minuten zuvor hatte er einen psychotischen, rothaarigen, Pferdeschwanz tragenden Amokschützen in einem Kühlraum eingeschlossen. Und er musste damit rechnen, dass dieser Irre jeden Moment wieder auftauchte, um sich zu rächen. Dann waren da noch diese Zombies draußen in der Wüste, die sich in diesem Moment dem Hotel mit der Absicht näherten, jeden seiner Gäste oder Angestellten bei lebendigem Leib zu verspeisen.

Wenn er alles glaubte, was ihm erzählt worden war, dann ruhten seine Hoffnungen, aus alldem lebendig herauszukommen, einzig und allein auf den Schultern von Julius, einem James-Brown-Imitator – und möglicherweise dreizehnten Apostel. Wenn Julius den Wettbewerb gewann, würde – angeblich – irgendein Fluch gebrochen. Allerdings hatte Sanchez noch immer nicht vergessen, dass Gabriel einige flüchtige Bemerkungen fallen gelassen hatte, die besagten, dass das Hotel geradewegs in die Hölle hinabrauschen würde, wenn Julius den Vertrag unterschrieb, mit dem der Sieger belohnt werden sollte. Egal, von welcher Seite er es betrachtete, nichts davon war richtig gut. Und sämtliche Fragen sollten innerhalb der nächsten halben Stunde beantwortet werden.

Als er hörte, wie Nina Forina den letzten Interpreten ankündigte, hing sein Nervenkostüm in Fetzen. Es war kein Trost, dass der fragliche Sänger, Julius, eine Ewigkeit brauchte, um auf der Bühne zu erscheinen. Aber als es schon danach aussah, als hätte er sich aus dem Staub gemacht, tauchte er mit einem Idiotischen Grinsen in den Kulissen auf.

Sanchez hielt sich zusammen mit Elvis und den anderen Sängern an der Bühnenseite auf und verfolgte aufmerksam Julius' Auftritt. Es war keine Enttäuschung. Als Titel hatte er e. »I Got You (I Feel Good)« ausgesucht. Wie der Blues Brother und Emily hatte er den Vorteil, vom Orchester begleitet zu werden. Jacko hatte mit seiner Interpretation von »Sweet Home Chicago« den Musikern Gelegenheit gegeben, sich warmzuspielen, und Emilys engelhafter Gesang hatte ihr Spiel in höhere Sphären aufsteigen lassen. Nun waren sie, vor Selbstvertrauen strotzend, für Julius' Gesangskünste eine solide und zuverlässige Basis.

Während Emily mit ihrer wunderschönen Stimme, Elvis mit seinem Charisma, Janis mit ihren spaßig wirkenden unflätigen Beschimpfungen, der Blues Brother mit seiner Gitarre und Freddie Mercury mit einer geradezu unheimlichen Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Vorbild seiner Imitation aufwarten konnten, beherrschte Julius einige fantastisch schwungvolle Tanzschritte. Während seines Auftritts nutzte er wirklich jeden Zentimeter der Bühne. Als er seinen Song etwa zur Hälfte absolviert hatte, schwitzte er heftig. Er ging mehrmals in den Spagat und sprang jedes Mal wieder auf, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen. Er stolzierte herum, schlug sich mit der Hand im Takt der Musik gegen den Kopf und begleitete, wenn er nicht sang, die Instrumentalpassagen mit lauten Rufen und heiseren Schreien. Jedes »Heh!« oder »Ouuw!«, das er ausstieß, schien das Publikum noch mehr anzustacheln. Wie bei mehreren der vorangegangenen Interpreten drängte es sich auf den Gängen, schlug sich gegen die Köpfe und tanzte zur Musik. Aber nicht nur das Publikum ging begeistert mit. Speziell die Blechbläser des Orchesters schienen durch den Auftritt in Hochstimmung versetzt worden zu sein.

Sanchez behielt die Juroren halbwegs im Auge und versuchte, ihre Reaktionen abzuschätzen. Lucinda Brown wiegte sich und klatschte im Takt der Musik und hatte sichtlich ihren Spaß. Nigel Powell, der neben ihr saß, ließ sich in dieser Hinsicht nur wenig anmerken. Sein Gesichtsausdruck blieb so gut wie unverändert, aber wenn seine Körpersprache ein Richtmaß war, dann schien er nicht sonderlich beeindruckt zu sein. Er hatte die Arme vor der Brust

verschränkt und presste die Lippen zusammen. Candy Perez, an seiner anderen Seite, lachte und reckte die Arme nacheinander in die Luft und machte Tanzbewegungen, die sie aussehen ließen, als ersteige sie eine unsichtbare Leiter. Sanchez beobachtete aufmerksam, wie die Bewegungen ihrer Arme ihre fest verschnürten Brüste abwechselnd auf und nieder hüpfen ließen. *Mein Gott*, dachte er. *Jeden Moment springt eine von ihnen heraus!*

Während er die Kluft am oberen Ende ihrer engen, nur teilweise geschlossenen Jacke studierte, war er überzeugt, eine Brustwarze erkennen zu können, die den Reißverschluss der Jacke überlistet hatte und herausgerutscht war. Er riss die Augen weit auf und begann, Elvis anzustoßen, der rechts von ihm stand.

»Scheiße, Mann – guck doch mal!«, flüsterte er. »Ich glaube, ich kann eine von Candys Brustwarzen sehen!«

Er erwartete, dass sein Freund sich bei ihm für diesen aufmunternden Hinweis bedankte. Stattdessen hörte er eine Frauenstimme. »Danke für den Hinweis, das finde ich hochinteressant«, sagte sie ziemlich kühl.

Sofort wurde Sanchez bewusst, dass es nicht Elvis gewesen war, den er angestoßen hatte, sondern Emily. Er schaute sich um und sah, dass Elvis hinter ihm stand und sich mit Janis Joplin unterhielt. Er spürte, wie seine Wangen sich vor Verlegenheit röteten.

»Oh – tut mir leid«, murmelte er. »Ich dachte, Sie seien jemand anders.«

»Ist schon gut«, erwiderte Emily mit einem leisen Lachen.

»YO, ELVIS!«, rief Sanchez über die Musik seinem Freund zu. »SCHNELL! ICH GLAUBE, ICH KANN EINE BRUST-WARZE UNSERER GUTEN ALTEN CANDY SEHEN!«

Elvis ließ Janis mitten im Satz stehen und kam herüber. Er blickte über Sanchez' Schulter und schielte auf Candy, um zu sehen, ob sein Freund mit seiner Vermutung Recht hatte. Nach ein paar Sekunden nickte er bestätigend.

»Hübsch.«

Ob Julius' Auftritt gut genug war, um ihn zum Sieger des Wettbewerbs zu machen, würde Sanchez nie erfahren. Er und Elvis klebten während der letzten Minute des Songs mit ihren Blicken an Candys vorwitziger Brustwarze.

Sanchez war ein leidenschaftlicher Fan von Candy Perez, seit sie mit ihrem Son. »I Love Chubbies« die Hitparade angeführt hatte. Er hatte einmal ein Poster von ihr an die Wand des Tapioca geheftet. Es war nur knapp eine Stunde hängen geblieben, ehe jemand es gestohlen hatte. Damals hatte er sich maßlos über den Diebstahl geärgert, doch das war jetzt vergessen. Wer immer das Poster stibitzt hatte, sollte es in Gottes Namen behalten und sich darüber freuen. Er hatte jetzt etwas Besseres: den Anblick von Candys Brustwarze, der für alle Ewigkeit in seinem fotografischen Gedächtnis gespeichert war. Er brauchte nur daran zu denken und ihm wurde schwindelig. Bei all dem, was an diesem Tag vorgefallen war, hatte er zum Essen keine Zeit gehabt und der Hunger in Verbindung mit Candys Anblick machte ihn benommen.

Als Julius seinen Auftritt beendete und alle – Candy inklusive – aufhörten herumzuhüpfen, verspürte Sanchez einen Anflug von Enttäuschung. Doch er applaudierte und jubelte lauter, als er es bei den vorangegangenen Darbietungen getan hatte.

»Hast du das mitgekriegt?«, sagte er und stieß Elvis abermals an. »Affengeil. Ich habe praktisch ihre ganze Titte gesehen, Mann! Absolut hammermäßig!«

»Elvis ist dahinten«, erwiderte Emily.

»Hm? Oh.« Abermals spürte er, wie seine Wangen rot anliefen. Elvis unterhielt sich erneut mit Janis Joplin. »Sorry. Ich dachte, Sie seien er.«

»Ich weiß.«

»Aber haben Sie das gesehen? Erstaunlich, nicht wahr? Sie hat fantastische Titten.«

»Elvis ist immer noch dahinten.« Emilys Stimme hatte einen deutlich frostigen Unterton.

»Ja, ich weiß. Aber ich muss das mit jemandem teilen, also tun Sie nur für eine Minute so, als seien Sie ein Kerl, okay? Mein Gott, das ist doch nicht zu viel verlangt, oder?«

Emily lachte. »Sie wollen, dass ich so tue, als sei ich ein Mann? Okay.« Sie überlegte einen Moment lang, ehe sie wieder zu reden begann. »Wissen Sie, dass ich sie heute Morgen unter der Dusche gesehen habe?«

»Wie bitte?«

»Ja. Sie war, na ja, völlig nackt – und mit einer anderen Frau zusammen. Sie haben rumgemacht.«

Sanchez hörte, was Emily erzählte, und fühlte sich noch benommener. Seine Beine gaben nach und plötzlich, obgleich er Emilys Stimme deutlich hörte, konnte er sie nicht mehr sehen.

»Sanchez? Ich habe nur einen Witz gemacht. Ich habe das erfunden. Ich habe nur versucht, wie ein Mann zu reden, wie Sie mich gebeten haben. Sanchez? *Sanchez?*« Sie wiederholte seinen Namen mehrmals, ehe sie plötzlich die Stimme erhob und laut rief: »Hey, kann mal jemand einen Sanitäter holen? Ich glaube, dieser Typ hier ist in Ohnmacht gefallen.«

VIERUNDFÜNFZIG ♦

Die Bar war seit fast einer Stunde völlig leer. Der junge Barkeeper, Donovan, hatte kaum etwas anderes zu tun gehabt als Gläser zu spülen und sie ins Regal zu stellen. Das übrige Bar- und Küchenpersonal war verschwunden. Er war der arme Trottel, der immer zurückblieb, um den Fußboden zu wischen und die Tische zu säubern.

Die einzige Abwechslung hatte es ungefähr eine halbe Stunde früher gegeben, als er in einiger Entfernung einen Schuss gehört und einem kleinen, fetten, mexikanisch aussehenden Typen den Weg zur Küche gezeigt hatte. Kurz danach hatte er einen revolverschwingenden Burschen hinter ihm hergeschickt. Er hatte keine Ahnung, was sich in der Küche abgespielt hatte, aber der rundliche kleine Kerl war ein paar Minuten später wieder erschienen und in die Richtung davongerannt, aus der er vorher gekommen war. Der wütend aussehende Knabe im Trenchcoat hatte sich jedoch noch nicht blicken lassen.

Als der Mann mit dem grimmigen Gesicht in der schwarzen Kapuzenlederjacke auf die Bar zukam, erkannte Donovan ihn auf Anhieb wieder. Er war außerdem clever genug, ihm sofort eine noch nicht geöffnete Flasche Sam Cougar und ein Schnapsglas zu reichen, ohne darum gebeten worden zu sein. Er hatte zuvor vom hinteren Teil der Bar aus zugeschaut, als der Kid Jonah Clementine getötet hatte, daher wusste er, dass es besser war, sich zurückzuhalten und keine neugierigen Fragen zu stellen. Der Kid sah Donovan an. Der junge Mann hatte zu viel Schiss, um sich mit ihm anzulegen. Er war genau der Typ Barkeeper, den er im Augenblick brauchte. Er würde die Drinks servieren und sich danach schnellstens unsichtbar machen. Dem Kid gefiel diese Art Service. Er nahm die Flasche und das Glas mit einem Kopfnicken entgegen und ließ sich auf einem Hocker an der Theke nieder. Als Bezahlung entschied er, Donovan nicht zu töten. Stattdessen griff er in seine Jacke, holte eine Packung Zigaretten hervor und schüttelte eine heraus. Er klemmte sie sich zwischen die Lippen und zog daran. Der Barkeeper beobachtete mit einer Mischung aus Entsetzen und Bewunderung, wie das Ende der Zigarette zu glühen begann. *Mann, das ist verdammt cool*, dachte er, ehe er damit begann, Gläser von der Theke zu räumen und zu polieren.

Der Kid saß nur da und trank den Bourbon. Es war ein guter Stoff. Tatsächlich war er so gut, dass er wahrscheinlich ein wenig mehr davon trank, als er hätte tun sollen. Dann ließ er die Überreste seiner Zigarette auf den Fußboden fallen, rutschte vom Hocker herunter und ging in Richtung Empfang. Die Flasche nahm er mit. Er hielt sie locker in einer Hand und trank ab und zu daraus einen Schluck. Ihm ging vieles durch den Kopf. Wie zum Beispiel die Frage, wen er mit seiner letzten Kugel töten solle. Die Entscheidung hing von einer ganzen Reihe Faktoren ab, aber da er nur noch einen einzigen Schuss zur Verfügung hatte, musste die Entscheidung, wessen Gehirn er wegblasen sollte, absolut richtig sein. Und er müsste absolut genau zielen.

Er hatte Julius am Leben gelassen, obgleich er die Wahrheit über ihn erfahren hatte. Aber er war zu dem Schluss gelangt, dass der James-Brown-Imitator eine Chance hatte, den Gesangswettbewerb zu gewinnen, und solange Emily nicht siegte und diesen teuflischen Vertrag nicht unterschrieb, war es ihm völlig egal, was letztendlich bei der ganzen Geschichte herauskam. Er war bereit, alles zu tun, was nötig war, um das von ihm gewünschte Ergebnis zu erzielen, und wenn es bedeutete, jemanden zu erschießen, dann würde er das ohne zu zögern tun. Und ohne ein Gefühl des Bedauerns.

Als er in die Lobby am Vordereingang des Hotels zurückkehrte, fand er sie verlassen vor. Sie war schon zuvor sehr ruhig gewesen, als er zur Bar gegangen war, aber jetzt, eine halbe Stunde nach Mitternacht, war die Leere bedrückend. Außerdem war etwas höchst seltsam. An der Rezeption

saß keine Nachtbereitschaft. Kein Page stand am Eingang. Alle Telefone, Tastaturen, Schreibstifte und Papiere auf dem Rezeptionstisch waren weggeräumt worden. Die Computer waren ausgeschaltet und die Monitore hatte man mit Schutzhüllen abgedeckt. Der Raum sah aus, als wäre er seit Wochen oder gar Monaten unbenutzt, als hätte sich das Personal auf den Weg in den Sommerurlaub gemacht und den Laden für die Zeit geschlossen. Tatsächlich waren sie höchstwahrscheinlich alle im Konzertsaal und warteten auf das Ergebnis des Gesangswettbewerbs.

Der Kid trank einen Schluck Sam Cougar und blieb dann vollkommen regungslos stehen. Und lauschte. Er verfügte über einen sechsten Sinn, der den der meisten Sterblichen bei Weitem übertraf. Er konnte spüren, dass schon bald irgendetwas geschehen würde.

Etwas Böses befand sich in allernächster Nähe. Sogar nachdem er so viel Bourbon getrunken hatte, konnte er es spüren. Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, griff in seine Jackentasche und holte die dunkelgraue Kurzwaffe hervor. Er begann sich langsam auf der Stelle um die eigene Achse zu drehen. Der Alkohol entfaltete allmählich seine Wirkung, wodurch er etwas unsicher auf den Füßen war, während er sich weiter drehte, dabei mit der Pistole auf die Wände zielte, beobachtete und darauf wartete, dass sich irgendetwas tat.

Schließlich hörte er ein Geräusch.

Das Geräusch war schon die ganze Zeit erklingen, er hatte nur eine Weile gebraucht, um es wahrzunehmen. Es war ein mattes leises Kratzen, das von den Glastüren des Hoteleingangs kam. Draußen war es stockdunkel, und bei der Beleuchtung in der Lobby war es unmöglich, jenseits der Türen irgendetwas zu erkennen. Sobald er es wahrgenommen hatte, wurde das Kratzgeräusch lauter. Dann wurde es von einem leisen Zischen begleitet.

Während er den Geräuschen lauschte und sie zu identifizieren versuchte, drang die gedämpfte Stimme von Nina Forina in die Hotellobby. Die Gesangsdarbietungen waren abgeschlossen und sie bedankte sich beim Publikum für die Abstimmung. Zweifellos würde das Ergebnis schon in Kürze verkündet. Der Kid sollte jetzt eigentlich oben im Tonstudio sein und die Bühne mit seiner Pistole im Visier haben. Doch zuerst musste er unbedingt in Erfahrung bringen, was zum Teufel dieses Geräusch draußen verursachte.

Er ging langsam auf die Glastüren des Vordereingangs zu. Unter seinen Schuhsohlen knirschten Glassplitter auf dem Marmorfußboden. Vor den Türen lag eine große purpurrote Fußmatte, die mit dem Namen des Hotels bedruckt war. Er betrat sie, sodass seine Schritte nicht mehr zu hören waren. Er machte fünf weitere Schritte auf die Tür zu. Die Kratz- und Zischlaute kamen eindeutig von draußen, denn sie wurden mit jedem Schritt, den er machte, lauter. Und je näher er der Tür kam, desto mehr klang das Zischen wie ein Flüstern. Stimmen, die ihm etwas zuraunten. Er konnte jedoch nicht verstehen, was sie sagten.

Dann, als er kaum mehr als dreißig Zentimeter von der Tür entfernt war, knallte das grässlich verformte Gesicht einer Frau gegen die Glasscheibe vor ihm. Typischerweise zuckte er nicht zurück. Stattdessen sah er sich das Ding genau an. Die Haut auf dem Gesicht war schwarz und sah aus, als wäre sie so rau wie Sandpapier. Die Kreatur mochte zu Lebzeiten weißhäutig gewesen sein, doch nun hatte sie ein Aussehen, das die Vermutung nahelegte, dass der gesamte Kopf mit kochendem Wasser verbrüht und dann in ein Teerfass getaucht worden war. Ihre roten, blutunterlaufenen Augen starrten den Kid gierig an, und ihr offener Mund vollführte hinter der Glasscheibe Kau- und Beißbewegungen, als hätte sie seit einem Jahr nichts mehr gegessen. Was sie in der Tat auch nicht getan hatte.

Der Kid stellte die Flasche Sam Cougar auf die rote Fußmatte und trat dicht an die Glastür heran. Er hielt eine Hand über seine Stirn, um das Licht des Leuchters, der hinter ihm an der Decke hing, auszublenden, und blickte durch die Glasscheibe auf das Gesicht, das sich gegen die Glastür presste. Es war zweifellos das Gesicht irgendeiner untoten Kreatur. Das hätte er ziemlich schnell

herausgefunden, selbst wenn er kurz vorher nicht zwei dieser Erscheinungen auf dem Parkplatz getötet hätte. Aber wie viele Exemplare ihrer Art trieben sich da draußen herum? Das war schwierig zu erkennen. Zweifellos lauerten draußen, jenseits der Türen, noch andere dieser Wesen, aber es war unmöglich, sie eingehender zu betrachten. Damit sich Genaueres feststellen ließ, müsste die Beleuchtung der Lobby ausgeschaltet werden.

Während Ninas Ansage das Publikum zu gedämpften Beifallsstürmen hinriss, wurde dem Kid klar, dass er nicht viel Zeit hatte. Nicht mehr lange und die Ergebnisse würden verkündet. Er steckte seine Pistole in eine besonders tiefe Tasche auf seinem rechten Oberschenkel. Sie glitt wie geschmiert hinein, wobei der Knauf oben aus der Tasche herausragte, sodass die Waffe schnellstens gezückt werden konnte. Dann eilte er zum Rezeptionspult. Dort stützte er sich mit der rechten Hand auf den Schaltertisch und setzte in einer einzigen fließenden Bewegung darüber hinweg. An der Wand hinter dem Rezeptionstisch befand sich eine Tafel mit drei mal drei quadratisch angeordneten Lichtschaltern. Er legte alle neun Schalter um und tauchte die gesamte Lobby und den Rezeptionsbereich in tiefe Dunkelheit.

Dann wandte er sich um und nahm die Glastüren des Eingangs erneut in Augenschein. Jetzt wurde unmissverständlich klar, wie brandgefährlich die Situation war. Es wimmelte überall von Zombies. Sie kratzten an den Türen und kletterten hektisch übereinander hinweg, um nach vorne zu gelangen, während die anderen sich auf der Treppe drängten, die zum Eingang heraufführte. Die Türen bestanden aus schwerem Panzerglas und wurden am oberen und unteren Rand durch Stahlbolzen gesichert sowie durch ein stabiles Stahlschloss in der Mitte, wo die Türhälften aufeinandertrafen. Sie würden die schmutzstarrenden Kreaturen jedoch nicht lange zurückhalten können.

Der Kid flankte wieder über den Rezeptionstisch und ging hinüber zu der purpurroten Matte vor den Eingangstüren. Er hatte sich den Glasscheiben noch nicht einmal bis auf einen Meter genähert, als die Zombies bereits in Raserei verfielen und es kaum erwarten konnten, ihn als ihr erstes Opfer zu töten. Der Anblick seines warmen, lebendigen Fleisches versetzte sie in einen wahren Bluttausch. Er ließ sich von ihnen nicht abschrecken, sondern trat dicht an die Tür heran, um einen Blick nach draußen zu werfen. Er hatte keine Zeit, sie zu zählen, aber er konnte mit einiger Sicherheit davon ausgehen, dass sich draußen mehrere hundert Zombies drängten, gierig nach Blut schrien und nichts unversucht ließen, um hereinzugelangen.

Er hob die Flasche Bourbon vom Fußboden auf, setzte sie an die Lippen und trank einen tiefen Schluck. Dann griff er in seine Jacke und holte eine Packung Zigaretten hervor. Mit den zähnen zog er eine Zigarette heraus. Es war die letzte, daher knüllte er die leere Packung zusammen und ließ sie auf die Fußmatte fallen. Der Bourbon Kid war noch nie irgendeiner Auseinandersetzung ausgewichen, aber er musste die Tatsache berücksichtigen, dass er im Verhältnis von gut fünfhundert zu eins in der Unterzahl war. Überdies hatte er nur noch eine Patrone in seiner Pistole. Und diese Kugel war für jemand anderen bestimmt. Jemanden, der ihm schon sehr bald vor die Mündung geraten würde.

Mit dieser Erkenntnis im Hinterkopf zog er an der Zigarette und schaute zu, wie sie sich von selbst entzündete. Der Rauch füllte seine Lunge für ein paar Sekunden, ehe er ihn den Zombies entgegenblies. Die wirbelnde Rauchwolke traf auf die Glasscheibe und stieg dann als bläulicher Dunst zur Decke auf. Diese Geste schien die Wut der Kreaturen an den Türen noch weiter anzustacheln, denn ihre Bemühungen, endlich an ihn heranzukommen, wurden rasender. Die Türen begannen heftig zu erzittern. Er machte kehrt und bog in den Korridor ein, der zum Tonstudio führte. Jeden Moment würde das Ergebnis der *Back-From-The-Dead-Show* verkündet und bis dahin musste er die Kabine des DJ erreicht haben.

Und bereit sein, sein Ziel ins Visier zu nehmen.

FÜNFUNDFÜNFZIG ♦

Sanchez spürte, wie eine kalte Flüssigkeit in sein Gesicht spritzte. Er schlug die Augen auf und blinzelte mehrmals, ehe er sich das Wasser abwischte, das in sie hineinsickerte. Ihm dämmerte, dass er in einem bequemen Sessel lag und eine kleine Gruppe Menschen auf ihn herabblickte. Er erkannte die Gestalt dicht neben sich. Es war Emily und sie hatte eine kleine Plastikwasserflasche in der Hand. Er konnte außerdem eine vertraute Stimme hören, die seinen Namen rief. »Sanchez? Bist du okay?« Das war Elvis. Sanchez richtete sich auf und blinzelte abermals. Er entdeckte Elvis' goldenes Jackett, das hinter Emily funkelte. »Wo bin ich?«, fragte er.

»Du bist in der Künstlergarderobe. Du wurdest ohnmächtig, Mann. Bist einfach umgekippt und mit dem Kopf auf den Fußboden geknallt.«

Das schien zu stimmen. In Sanchez' Hinterkopf pulsierte ein höllischer Schmerz. »Wie ist das passiert?«, fragte er.

Emily reichte ihm die halbvolle Wasserflasche. »Wir haben uns unterhalten«, berichtete sie, »und plötzlich wurden Sie ganz bleich und sind zusammengebrochen.«

»Oh.« Sanchez wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Dann kam ihm ein Gedanke. »Hey! Ist die Show schon vorbei? Wer hat gewonnen?«

Elvis beugte sich über ihn und musterte ihn über den Rand seiner goldgefassten Sonnenbrille. »Verdammt noch mal, du warst nur fünf Minuten oder so weggetreten, Mann. Sie haben den Sieger noch nicht bekannt gegeben.«

»Cool. Was hielten die Juroren von Julius? Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist, dass er seinen Song beendete. Danach ist alles weg.«

»Du hättest mitkriegen sollen, was geschah«, sagte Elvis. »Mann, es war irrsinnig komisch.« »Weshalb?«

»Nun, zuerst erklärte Lucinda, dass er super sei. Und dass sie ihn liebt.«

»Jaaa! Gut!«

»Aber dann kam unser alter Freund Agent Orange Powell und meinte zu ihm, er sei totale Scheiße.«

»Dieses Arschloch.«

»Stimmt. Aber dann wurde es wieder gut. Candy Perez meinte nämlich, er sei einfach brilliant.«

»Sie ist eine gute Jurorin.«

»Das ist sie ganz sicher. Sie wollte sogar das Publikum in Fahrt bringen, indem sie es zu dirigieren versuchte und wie wild mit den Armen ruderte. Aber du errätst niemals, was dann geschah.«

»Was denn?«, fragte Sanchez und massierte behutsam die dicke Beule, die seinen Hinterkopf zierte.

»Du erinnerst dich doch an die enge weiße Jacke, die sie trägt, nicht wahr? Nun, als sie mit den Armen herumwedelte und die Leute im Saal anfeuerte, rutscht der Reißverschluss nach unten und BAM! *Ihre Tüte fällt raus!* Das hättest du sehen müssen, Mann. Es war zum Totlachen. Und es war alles oben auf dem großen Schirm zu sehen, wirklich alles. Die Frau hat einen *monstermäßigen* Vorbau!«

Sanchez spürte, wie ihn eine neue Woge der Benommenheit überrollte. Ganz schwach hörte er Emilys besorgte Stimme. »Er wird wieder ohnmächtig. Sanchez, sind Sie okay? Sanchez?«

Er wachte mehrere Minuten später auf, als abermals kaltes Wasser sein Gesicht traf.

»Was ist passiert?«, krächzte er matt.

»Du bist wieder weggetreten«, sagte Elvis.

»Schon wieder? Wie oft denn schon?«

»Zweimal, Mann. Wir wollten einen Arzt rufen, aber an der Rezeption macht im Augenblick niemand Dienst. Es scheint, als hätten alle den Laden verlassen, um nach Hause zu verschwinden.«

»O mein Kopf! Warum tut mein verdammter Schädel so weh?«

»Du bist hingefallen und hast dir die Birne angeschlagen, kurz nachdem Julius seine James-Brown-Nummer abgezogen hat.«

»Ach ja, richtig. Was haben die Juroren über ihn gesagt?«

Emily und Elvis sahen einander an. Dann sagte Emily: »Sie fanden ihn gut.«

»Prima. Das ist ja bestens.«

»ARSCHLÖCHER!« Es war nicht schwierig zu erkennen, dass Janis sich immer noch in der Garderobe aufhielt. »Sie verkünden gleich den Sieger«, sagte sie und zerrte an Elvis' Jackett. Der King musterte Sanchez prüfend. »Fühlst du dich fit genug, um dir das Ergebnis anzusehen?«

»Scheiße, klar.«

»Na dann hiev mal deinen fetten Hintern hoch!«

Elvis eilte hinter Janis her und überließ Sanchez Emilys Obhut. Sie reichte ihm eine Hand. Er ergriff sie dankbar und sie zog ihn aus dem Sessel und auf die Füße. Die schnelle Bewegung ließ ihm das Blut aus dem Schädel strömen, und ihm wurde kurz schwarz vor Augen.

»Wie geht es Ihrem Kopf?«, erkundigte sie sich.

»Er tut noch ein bisschen weh. Es ist so ein dumpfes Pochen, wissen Sie. Aber damit komme ich schon klar«, erklärte er tapfer. Er sah noch immer Sterne, aber sein Kopf klärte sich allmählich. Emily nahm seine Hand und zog ihn zur Tür, die zur Bühne führte.

»Kommen Sie, sonst kriegen wir das Ergebnis nicht mehr mit«, drängte sie.

Sanchez entzog ihr seine Hand und blieb für einen kurzen Moment stehen. Der Schlag auf seinen Kopf brachte ihn anscheinend auf alle möglichen verrückten Gedanken. Emily sah ihn abwartend an. »Was ist los?«, wollte sie wissen.

Er stand da und rieb die Beule an seinem Kopf. Sollte er ihr sagen, was er dachte, oder nicht? *Ach scheiß drauf, klar. Es konnte nicht schaden.*

»Ähm, Emily?«, sagte er zögernd. »Ich habe keine Ahnung, was passiert, wenn sie den Gewinner dieser Show bekannt geben. Aber –«, er hielt inne und machte einen tiefen Atemzug, »wenn mein Kumpel Elvis nicht der Sieger ist, dann hoffe ich, dass Sie gewinnen. Sie sind hier die Beste und hätten es wirklich verdient.«

Ein reizendes Lächeln ließ das Gesicht der jungen Frau aufleuchten. »Vielen Dank«, sagte sie.

»Sie sind der Erste, der mir das sagt, und Sie klingen, als meinten Sie es ernst.«

Sanchez zuckte die Achseln. »Na ja, wissen Sie«, murmelte er, während ihn die Verlegenheit übermannte.

Emily ergriff wieder seine Hand und zog ihn hinter sich her zur Treppe, die auf die Bühne führte.

»Kommen Sie, Sanchez. Wir versäumen die Siegerehrung, wenn wir uns nicht beeilen.«

»Klar, okay.« Dann fiel ihm schlagartig etwas ein. »Haben Sie mir vorhin nicht irgendetwas von Candy Perez erzählt?«

Emily lachte, verzichtete jedoch auf eine Antwort. Sie geleitete ihn die Treppe hinauf, bis sie hinter den großen roten Vorhang gelangten, der die Bühne verhüllte. Während sie sie überquerten, nahm Nina Forina ihren Platz in der Bühnenmitte vor dem Tisch der Jury ein. Auf der Bühnenseite, am Ende des Vorhangs, hatten Elvis und Janis sich zu Julius, Jacko und Freddy Mercury gesellt.

Im Orchestergraben erklang ein Trommelwirbel, der sich zu einem Crescendo steigerte.

Sekunden später teilte sich der Vorhang und glitt auf und Nina machte einen Schritt nach vorne ins Schweinwerferlicht. Das Publikum klatschte und johlte begeistert. Sanchez warf einen Blick

auf seine Armbanduhr. Es war kurz vor ein Uhr morgens. Die Geisterstunde war fast vorbei. Wo zum Teufel blieben die Zombies? Und wo war Angus überhaupt?

Während ihm diese drängenden Fragen durch den Kopf gingen, blickte er in den Zuschauerraum. Jeder Platz war besetzt, Männer und Frauen jeden Alters warteten aufgeregt auf das, was gleich kommen würde. Allesamt offensichtlich ahnungslos, dass bei dem, was gleich geschähe, eine Menge Blut fließen würde.

Als er zur Galerie hinaufblickte, sah Sanchez, wie der DJ in seiner gläsernen Kabine einige Schalter betätigte. Bei ihm in der Kabine war noch eine andere Person. Sanchez blinzelte. Vor seinen Augen tauchten immer noch gelegentlich Blitze und schwarze Punkte auf, Nachwirkungen des Schlags auf seinen Kopf, als er sich selbst kurzfristig aus dem Verkehr gezogen hatte. Aber er hatte etwas gesehen. Gaukelten seine Augen ihm etwas vor? Er konnte nicht entscheiden, ob seine Augen ihm einen Streich spielten, oder war das wirklich jemand mit einer Waffe, der neben dem DJ in der Kabine stand? Er blinzelte mehrmals, um seinen Blick zu klären und zu sehen, ob er sich nur etwas einbildete. Aber das tat er nicht. Neben dem DJ stand tatsächlich ein Mann in schwarzer Kleidung mit einer Kapuze auf dem Kopf. In der Hand hielt er etwas, das aussah wie eine Pistole.

Sanchez wollte gerade nach Emilys Arm greifen, um sie auf die unheimliche Gestalt in der DJ-Kabine aufmerksam zu machen, als sich der Schütze plötzlich in den Schatten zurückzog. Es war nicht das erste Mal, dass Sanchez diesen Mann gesehen hatte. Wer war er? Und was hatte er in der Kabine des DJ zu suchen?

Mit einer Pistole.

SECHSUNDFÜNFZIG ♦

Emily war nervöser als bei ihrem ersten Vorsingen. Das Gefühl war schlimmer als bei ihrem ersten Auftritt vor einem Publikum. Mehr noch, es überstieg praktisch alles, was sie in ihrem ganzen bisherigen Leben in Sachen Nervosität erfahren hatte.

Nina Forina stand vor dem Publikum und wartete auf ein Zeichen von Nigel Powell. Emily war überzeugt, dass er sich einen Spaß daraus machte, das Publikum zu quälen, indem er sich ausgiebig Zeit ließ, um darauf zu warten, dass es sich vollkommen beruhigte. Schließlich, ehe der Lärm wieder zunahm, sah Emily, wie er Nina mit einem Kopfnicken das Signal gab, auf das sie gewartet hatte. Danach ließ sie einige Sekunden verstreichen, bis vollkommene Stille eintrat. Dann ergriff sie wieder das Wort.

»Okay, Leute. OKAY! Ich habe das außerordentliche Vergnügen zu verkünden, dass ich das Endergebnis des *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerbs hier in der Hand halte.«

Genauso verhielt es sich auch, denn sie hatte einen kleinen golden glänzenden Briefumschlag in der Hand. Die Augen aller Zuschauer saugten sich daran fest. Emilys Schicksal befand sich in diesem Umschlag. Die medizinische Versorgung ihrer Mutter war von dem Ergebnis abhängig, das in ihm steckte.

Als die Menge unruhig wurde, steigerte Nina die Anspannung noch um einiges, indem sie den Umschlag quälend langsam öffnete und dann verstohlen hineinschaute. Emily konnte gerade mal eine kleine rechteckige weiße Karte in dem Umschlag erkennen. Sie war für Emily zu weit entfernt, um lesen zu können, was darauf geschrieben war, aber Nina erlaubte sich einen langen Blick. Nachdem sie die Karte zur Hälfte aus dem Umschlag gezogen hatte, drehte sie sich wieder zum Publikum um. Dies ließ eine ganze Anzahl Zuschauer in hysterisches Geschrei wie bei einem Beatles-Konzert Mitte der Sechzigerjahre ausbrechen. Nachdem sie diesen Moment ein wenig länger als notwendig ausgekostet hatte, zog sie schließlich die Karte vollständig heraus. Emily verrenkte sich fast den Hals bei dem Versuch, einen ausgiebigen Blick darauf zu werfen. Nina war jedoch nicht auf den Kopf gefallen. Wie ein Pokerspieler hielt sie die Karte dicht vor ihrer Brust und blickte auf das Ergebnis. Nach einem längeren Moment weiteten sich ihre Augen. Da ihr Gesicht auf dem großen Bildschirm hinter ihr über der Bühne für jeden zu sehen war, konnte auch jeder ihren Ausdruck erkennen. Sie stieß einen leisen Seufzer hervor und legte die Hand auf die Brust, als verschlüge ihr der Schock über das, was sie gesehen hatte, kurzzeitig den Atem. Emily fragte sich, was dieser Blick zu bedeuten hatte. Vielleicht war das Ergebnis eine Riesenüberraschung, und da sie als Favoritin galt, war das kein gutes Zeichen. Andererseits konnte die Ansagerin der Show ihren Schock auch nur gespielt haben, um das Publikum im Unklaren zu lassen. So oder so hatte Emily das Gefühl, nie wieder richtig atmen zu können. Weitere Schreie und Rufe des unruhigen und mittlerweile über die Maßen erregten Mobs folgten, und nachdem sie den Zuschauern gestenreich bedeutet hatte, sie sollten sich beruhigen, räusperte Nina sich.

»Ladys und Gentlemen, das Ergebnis des *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerbs lautet wie folgt: Auf dem sechsten Platz liegt ... *Freddie Mercury*.«

Überraschte Seufzer kamen vom Publikum. Obgleich er nicht zu den Siegesaspiranten gehörte, hatten die meisten Zuschauer erwartet, dass er zumindest einen besseren Platz als den sechsten belegen würde. Freddie betrat die Bühne und winkte den Zuschauern, die ihm laut Beifall klatschten. Hinter sich hörte Emily jemanden – der sich frappierend wie Sanchez anhörte – etwas murmeln, das klang wie: »Geschieht dem Bastard recht. Arrogantes Arschloch.«

Freddie ging zu Nina hinüber, küsste sie auf die Wange und nahm seinen Platz auf dem leicht

ansteigenden hinteren Teil der Bühne ein. Teils aus Höflichkeit, teils aus Enttäuschung quittierten die Zuschauer die Entscheidung mit reichlichem Applaus. Aber eigentlich wollten sie, genauso wie Emily, nur die Namen der ersten fünf und vor allem den Namen des Siegers erfahren. Einige Zuschauer riefen laut die Namen ihrer Lieblingssänger, um sie zu unterstützen. Nina wartete, bis sie verstummt waren, ehe sie mit der Bekanntgabe der Ergebnisse fortfuhr.

»Ladys und Gentlemen, ich bitte um Applaus für den Konkurrenten, der es auf den fünften Platz geschafft hat.« Sie blickte auf die Karte, die sie in der Hand hielt. Emily war überzeugt, dass sie die Karte eigentlich gar nicht hätte zurate ziehen müssen, aber so schaffte sie es, das Publikum noch für einige weitere Sekunden auf die Folter zu spannen. Dann verkündete sie laut: »Und es ist ... *Janis Joplin!*«

Die Menge johlte, klatschte und brüllte ihre Lieblingsschimpfworte, während eine leicht enttäuschte Janis auf die Bühne kam. Sie winkte höflich den Zuschauern, küsste Nina auf die Wange, bedachte das Publikum mit einem zornigen »Arschlöcher!« und nahm anschließend auf dem rückwärtigen Teil der Bühne ihren Platz neben Freddie Mercury ein.

Abermals verfiel das Publikum in ein erwartungsvolles Schweigen. Bei den Angehörigen der kleinen Gruppe auf der Bühnenseite war die Anspannung beinahe unerträglich. Emily beobachtete verstohlen, wie die restlichen Finalisten damit zurechtkamen. Julius wischte sich die verschwitzten Hände an seinem Anzug ab. Warum war er immer noch da? Nigel Powell hatte versprochen, ihn hinauswerfen zu lassen. Irgendwie hatte er das zu verhindern gewusst, und Powell hatte offensichtlich entschieden, ihn nicht aus dem Wettbewerb auszuschließen. Sie fragte sich, was er damit bezweckte.

Der Blues Brother, Jacko, verriet wenig von dem, was in ihm vorging, weil seine Augen hinter den dunklen Gläsern seiner Sonnenbrille verborgen waren. Elvis wirkte trotz seines zur Schau getragenen Selbstbewusstseins ein wenig unruhig, wie Emily meinte. Sein Mund bewegte sich, als bearbeitete er mit den zähnen einen imaginären Kaugummi. Die einzige Person auf der Seitenbühne, die sich kaum für die Ergebnisse interessierte, war Sanchez. Er gaffte Candy Perez an. Irgendjemand hinter der Bühne hatte gemeint, dass ihre Titten höchstwahrscheinlich »wieder« herausfallen würden. Er war sich nicht sicher, was mit diesem »wieder« gemeint war, wenn aber nur der Hauch einer Chance bestand, dass Candys beste Stücke sich unverhüllt zeigten, würde er die Augen höchstens für jeweils nur eine Sekunde von ihr abwenden, um sich dieses Schauspiel nur ja nicht entgehen zu lassen.

Abermals wartete Nina darauf, dass im Zuschauerraum Ruhe einkehrte, ehe sie den nächsten enttäuschten Konkurrenten ankündigte. *Verlierer passt wohl eher*, dachte Emily.

»Ladys und Gentlemen, Applaus für den vierten Platz ... es ist ... Elvis Presley!«

Elvis sah wütend aus. Seine Lippen waren ein schmaler Strich und seine Fäuste geballt. Die goldgefasste Sonnenbrille verbarg wahrscheinlich, wie wütend er tatsächlich war. Er kam mit wiegendem Gang auf die Bühne und musterte Nigel Powell mit jenem spöttischen Grinsen, welches das Markenzeichen seines großen Vorbilds war. Er brachte für das Publikum ein halbherziges Winken zustande, ignorierte Nina jedoch auf seinem Weg zu Freddie und Janis auf dem Verliererpodium vollkommen.

Jetzt waren nur noch drei Finalteilnehmer übrig.

»So – wir kommen jetzt zu den Plätzen drei bis eins«, erklärte Nina, nachdem der Applaus verstummt war. »Wer glaubt, dass der Blues Brother gewonnen hat?«

Laute Beifallrufe stiegen von der Menge auf.

»ist jemand für Judy Garland?«

Mehr lauter Jubel.

»Ja? Und was ist mit James Brown?«

Erneut brach die Menge in wilden Applaus aus. Wenn eines klar war, dann, dass das Ergebnis

sehr knapp ausfallen würde. Emily konnte aus der Reaktion des Publikums nicht ablesen, welcher Interpret der beliebteste war. Hatten die Leute für sie genauso laut Beifall geklatscht wie für Julius und Jacko? Das eindeutig zu entscheiden, war unmöglich.

Was folgte, war ein Schock. Nina blickte auf die Karte in ihrer Hand und biss sich abermals auf die Lippen. Dann lächelte sie nervös.

»Ich bitte um Applaus für unseren drittplatzierten Kandidaten ... *James Brown!*«

Für einen kurzen Moment schien es dem Publikum für einen kurzen Moment den Atem zu verschlagen, dann folgten jedoch Freudenrufe und begeistertes Händeklatschen. Emily sah, wie Julius' Unterkiefer nach unten sackte. Er wirkte wie vom Donner gerührt und konnte sekundenlang nur noch schweigend dastehen. Emily spürte eine Woge der Erregung. Die Erfüllung ihres Traums war in greifbare Nähe gerückt. In weniger als einer Minute würde sie erfahren, ob sie gesiegt hatte. Sie zog sich einen Schritt zurück, als Julius auf die Bühne kam. Sie wünschte sich möglichst viel Abstand zu dem Mann, der ihren Tod gewünscht hatte. Während er vorbeiging, klopfte Jacko ihm auf den Rücken und sprach für Emily, als er sagte: »Pech gehabt, Sackgesicht.«

Von seinem Standort hinter Emily verfolgte Sanchez voller Interesse das Geschehen. Die Ansage, dass Julius nicht gewonnen hatte, schreckte ihn aus seiner hypnotischen Trance. Er hatte sich derart intensiv auf Candys Brüste konzentriert und versucht, sie mit der Kraft seines Willens aus der engen Jacke zu befreien, dass er nicht aufmerksam genug auf Ninas Ansage geachtet hatte. Aber als er hörte, dass Julius nur auf dem dritten Platz gelandet war, blickte er auf, um zu sehen, wie der James-Brown-Imitator diese Entscheidung aufnahm. Sehr schlecht, vermutete Sanchez. Er stand stocksteif da und lieferte die passable Verkörperung eines betäubten Fisches. Jacko klopfte ihm auf den Rücken und sagte etwas, woraufhin Sanchez entschied, seine eigenen Gedanken beizusteuern.

»Sie müssen auf die Bühne und sich bei den anderen Verlierern aufstellen«, flüsterte er in Julius' Ohr.

Der am Boden zerstörte Sänger hörte ihn anscheinend nicht, daher versetzte Sanchez ihm einen ausreichend kräftigen Stoß in den Rücken, sodass er hinter dem Vorhang zum Vorschein kam und auf die Bühne stolperte. Julius ging auf Nina zu und winkte dabei halbherzig dem Publikum. Seine Körpersprache verriet, dass er weitaus enttäuschter war als die anderen Verlierer. Im Gegensatz zu Elvis schaffte er es jedoch, Nina auf die Wange zu küssen. Dann nahm er seinen Platz auf dem rückwärtigen Teil der Bühne am Ende der Reihe neben Elvis ein.

Mittlerweile hellwach und aufmerksam – oder zumindest so aufmerksam, wie er es in dieser Situation sein konnte – überlegte Sanchez angestrengt, welche Bedeutung diese Entwicklung haben könnte. *Was zur Hölle geschieht jetzt?*, murmelte er halblaut. Er versuchte, Elvis auf sich aufmerksam zu machen, indem er sich auf die Zehenspitzen stellte und ihm unauffällig winkte, aber der King war immer noch damit beschäftigt, sich mit seiner Niederlage abzufinden und ließ es nicht zum Blickkontakt mit ihm kommen.

Wieder verstummte der Applaus und wieder ergriff Nina das Wort. »Ladys und Gentlemen«, begann sie in ernstem Ton. »Nur noch zwei Konkurrenten sind übrig. Würden beide bitte auf die Bühne kommen?«

Sanchez verfolgte, wie Emily und Jacko unter frenetischem Beifall ins Scheinwerferlicht traten. Sie stellten sich rechts und links von Nina auf, die beide auf eine Wange küsste. Sie hatte mittlerweile die Karte mit dem Endergebnis des Wettbewerbs wieder in den goldenen Umschlag gesteckt, sodass niemand einen Blick darauf werfen konnte.

»Okay – ich bitte um Ruhe!«, rief sie in den Saal.

Und die Menge gehorchte und verfiel in erwartungsvolles Schweigen, das nur durch die gelegentlichen lauten Kommentare einiger Betrunkener gestört wurde. Und dann gab Nina das

Ergebnis bekannt.

»Der Sieger – ja, *Sieger* – des *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerbs ist ...«

SIEBENUNDFÜNFZIG ♦

Sanchez wusste nicht, was er jetzt tun sollte. *Julius hatte nicht gewonnen.* HATTE. NICHT. GEWONNEN.

Er hatte ausreichend Zeit, um sich eingehend mit dieser ernstesten Komplikation zu befassen, denn fast eine ganze Minute war verstrichen, seit Nina verkündet hatte: »Der Sieger – ja, *Sieger* – des *Back-From-The-Dead*-Gesangswettbewerbs ist ...« Ein, wie es schien, nicht enden wollender Trommelwirbel begann während ihrer Ansage und dauerte mit zunehmender Lautstärke an. Sanchez rechnete halb damit, im Orchestergraben einen riesigen Batteriehasen an der Snare Drum zu sehen, weil nichts darauf hindeutete, dass der Tusch enden würde. Der Trommelwirbel erklang weiter. Sanchez blickte wieder auf die Uhr. Der Vertrag musste bis 1:00 Uhr morgens unterzeichnet werden.

Und jetzt war es 0:55 Uhr.

Das gesamte Publikum spielte verrückt, schickte seinem jeweiligen Liebling Anfeuerungsrufe und beschimpfte den Schlagzeuger. Dann, plötzlich, endete der Trommelwirbel. Angespannte Stille senkte sich auf den Zuschauerraum herab. Nina beendete ihre Ansage.

»... *der Blues Brother!*«

Die Zuschauer begrüßten die Wahl mit ausgelassenem Jubel. Nina, die die Hände beider Finalisten ergriffen hatte, reckte Jackos Hand in die Luft, um seinen Sieg deutlich zu machen. Rechts neben Nina stehend, lachte er und winkte triumphierend und bedankte sich so beim Publikum für seine Stimmabgabe. Links neben Nina ließ Emily enttäuscht den Kopf hängen. Dann ließ sie Ninas Hand los und ging zu Jacko. Sie umarmte ihn, während sie ihm gratulierte, dann trat sie zurück, um sich zu den Verlierern auf dem rückwärtigen Teil der Bühne zu gesellen. Sanchez schüttelte unwillkürlich den Kopf und dachte an das, was vielleicht gleich geschehen würde. Eigentlich hätte Julius den Vertrag unterschreiben sollen. Aber Julius hatte nicht gesiegt, und er konnte Jacko wohl kaum beiseitedrängen und den Vertrag selbst unterzeichnen. Also was würde er tun? Wenn die Antwort »nichts« wäre, hatte dann Elvis einen Plan? Denn Sanchez wollte nichts anderes, als nach Hause zurückzukehren. Und zwar jetzt gleich.

Er winkte Elvis aufgeregt zu und versuchte, ihn auf sich aufmerksam zu machen. Es wurde Zeit, aus dem Hotel zu verschwinden. Elvis bemerkte schließlich das verzweifelte Winken seines Freundes und nickte ihm zu. Hoffentlich hatte er den gleichen Gedanken. Er fasste nach Janis Joplin's Arm, flüsterte ihr etwas ins Ohr, und dann verließen die beiden die Bühne und kamen auf Sanchez zu.

»Meinst du nicht, wir sollten schnellstens abhauen?«, fragte Sanchez.

»Du hast verdammt Recht«, sagte Elvis. »Aber lass uns noch einen Moment warten. Ich will nur sehen, was Julius macht.«

Sanchez wollte nichts anderes als weg von diesem Ort, je schneller und weiter desto besser. Nun, da er sich wieder in Elvis' Gesellschaft befand, rechnete er sich aus, dass seine Chance, lebend rauszukommen, sich erheblich verbessert hatte. Was auf der Bühne im Gange war, interessierte ihn nicht mehr, und er eilte die Treppe zum Flur hinunter, der zum Empfang führte. Auf der Treppe hörte er das Geräusch von zerschellendem Glas. Es kam aus der Eingangshalle. Ein kalter Windhauch folgte. *Irgendwo in der Nähe musste ein Fenster zu Bruch gegangen sein.* Als er das Ende der Treppe erreichte, hörte er Schritte, und zwar eine ganze Menge, die auf ihn zukamen. Und das schnell.

Er blieb stehen und spähte um den Türpfosten zum Empfang. Sein Kinn klappte nach unten und er spürte, wie sein Herz für einen Schlag aussetzte. Die Zombiewesen aus der Wüste waren durch

die gläsernen Flügeltüren des Eingangs gebrochen und strömten zu Hunderten ins Hotel. Sie schwärmten in alle Richtungen aus auf der Suche nach Menschenfleisch, um ihren Hunger zu stillen. Sanchez machte kehrt und rannte die Treppe zur Bühne hinauf. Er konnte sich mit dem Gedanken, ein Appetithappen zu sein, nicht anfreunden. Und was Appetithappen betraf, war er groß genug, um mehr als einem untoten Esser als Kostprobe zu dienen. Augenblicklich meldete sich seine notorische Feigheit, und er tat das, was er am besten konnte – er ergriff die Flucht. Elvis und Janis standen mit dem Rücken zu ihm oben auf der Treppe und verfolgten das Geschehen auf der Bühne. Nigel Powell hatte sich von seinem Platz am Jurorentisch erhoben und hielt etwas in den Händen, das nur der Vertrag sein konnte. Der Schock über den Anblick der Zombies hatte Sanchez kurzzeitig der Sprache beraubt. Er stand hinter Elvis und machte ein paar tiefe Atemzüge. Der King hatte ihn noch nicht bemerkt. Er unterhielt sich mit Janis.

»Sobald irgendjemand den Vertrag unterschreibt, müssen wir zusehen, dass wir uns von hier verdrücken, Baby«, hörte Sanchez ihn sagen.

»Willst du dir die Zugabe nicht ansehen?«, fragte Janis.

»Nee, wir müssen die Fliege machen. Der Typ, der gewonnen hat, wird gleich einen Vertrag mit dem Teufel unterzeichnen. Damit verkauft er seine Seele. Und wird bis in alle Ewigkeit in der Hölle schmoren.«

»Wie bitte?«

»Das ist mein Ernst, Baby. Außerdem ist eine Bande verdammter Zombies hierher unterwegs. Sie werden uns allesamt umbringen, wenn wir es nicht schaffen, dass James Brown diesen verdammten Vertrag unterschreibt.«

»Aber der Blues Brother hat doch anständig und ehrlich gewonnen«, protestierte Janis.

Sanchez fand endlich seine Stimme wieder und platzte mit dem heraus, was er gesehen hatte.

»Elvis! Die Zombies! Sie sind längst hier! In diesem verdammten Hotel!«

Elvis fuhr herum und starrte Sanchez an, dann schaute er auf seine Uhr. »Scheiße! Es ist drei Minuten vor eins.«

Sanchez deutete zur Bühne. »Wenn Jacko den Vertrag unterschreibt, dann bleiben die Zombies hier und bringen uns alle um, ja?«

Elvis nickte. »So hat Gabriel es beschrieben.«

»Aber wenn er nicht bis ein Uhr unterschreibt, dann fährt das ganze Hotel in die Hölle hinab und wir müssen alle sterben, ist es so?«

»Schon wieder richtig.«

»Warum sind wir dann noch hier?«

»Weil uns vielleicht gar nichts passiert, wenn Julius den Vertrag unterzeichnet.«

»Und was geschieht, wenn Julius seine Unterschrift daruntersetzt? Soweit ich mich erinnere, hat Gabriel sich über diese Möglichkeit nicht allzu erschöpfend geäußert.«

»Verdammt, Mann, du stellst wirklich Scheißfragen«, stellte Elvis genervt fest. »Ich bin mir nicht sicher, aber Julius ist der Einzige, der den Fluch bannen kann. Egal wie der verdammte Fluch aussehen mag.«

Janis betrachtete die beiden, als wären sie amtlich beglaubigte Irre. »Wovon zur – Scheiße, verdammt, Hurensöhne – Hölle verdammt noch mal, redet ihr beiden?«

»Wir haben keine Zeit, alles zu erklären«, sagte Elvis. »Wir müssen nur den Typen davon abhalten, dass er unterschreibt!«

»Zu spät«, sagte Janis leise und deutete zur Bühne.

Nigel Powell stand jetzt zusammen mit dem Blues Brother mitten auf der Bühne und musterte das Publikum. Powell hatte den tödlichen Vertrag in der Hand, Jacko einen Kugelschreiber. Bereit, eine Übereinkunft mit dem Teufel zu unterschreiben. Und ihm damit seine Seele zu verkaufen.

Jacko nahm seine Sonnenbrille ab und verstaute sie in der Brusttasche seines Jacketts. Dann streckte er die Hand aus und bekam ein Ende des Vertrags in die Hand. Er hielt den Schreibstift hoch und deutete an, dass er auf dem Vertrag nach einem geeigneten Platz für seine Unterschrift suchte.

Elvis schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab. Das konnte er unmöglich mit ansehen. »Der arme Teufel.« Er seufzte. »Er landet geradewegs in der Hölle.«

»Besser er als ich«, murmelte Sanchez. Sie beobachteten, wie Powell einen Blick auf seine Armbanduhr warf. Seine Augen verrieten, wie verzweifelt er darauf wartete, endlich Tinte auf dem Papier zu sehen. Es war ein Mordsvertrag, fast fünf Zentimeter dick. Jacko hätte keine Zeit mehr, ihn zu lesen. *Unterschreib einfach*, rief ihm anscheinend der ganze Saal zu. Während Jacko seinen Schreibstift auf das Papier setzte, um mit seiner Unterschrift sein Leben wegzuworfen, standen Sanchez und Elvis reglos da und fragten sich, was geschehen würde. Und was sie tun sollten.

In diesem Moment hörte Sanchez hinter sich ein Geräusch. Er drehte sich um und sah zwei Zombies aus dem Korridor herauskommen und am Fuß der Treppe vorbeirennen. *Diese Scheißkerle sind gleich überall anzutreffen*, dachte er. Er blickte wieder zur Bühne.

Gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Julius aktiv wurde.

Von seinem Platz hinten auf der Bühne bei den Verlierern stürmte der Sänger im violetten Anzug auf Jacko und Powell zu. »STOPP!«, brüllte er. »*Nicht unterschreiben!*«

Er rannte an Nina Forina vorbei und stieß sie beinahe um. Als er ihn herankommen sah, versuchte Powell Jacko zur Eile zu drängen.

»Ignorieren Sie ihn. Schnell, unterschreiben Sie!«, trieb er ihn an.

irgendwo hoch oben im Zuschauerraum erklang das Klirren von berstendem Glas. Es war nicht so laut wie das Geräusch, das Sanchez kaum eine Minute zuvor gehört hatte, aber es erschreckte ihn mindestens genauso. Er blickte in die Richtung, aus der das Klirren zu ihm drang, und sah die Glasfront der Tontechnikerkabine zerspringen und wie eine Kaskade aus Eiskristallen auf das Publikum herabregnen.

Unten auf der Bühne packte Julius die Revers von Jackos Bühnenanzug und versuchte ihn wegzuziehen, ehe er den Vertrag unterschrieb. Er hatte für weniger als eine Sekunde eine Handvoll schwarzen Stoff im Griff, ehe ein Schuss ertönte.

BANG!

Sanchez verfolgte mit einem Ausdruck gelähmten Grauens, wie Julius' Kopf explodierte. Ein akkurates Loch erschien in seiner Stirn. Den Bruchteil einer Sekunde später flog sein Hinterkopf weg, und eine Wolke aus Blut und Gehirnmasse bedeckte einen großen Teil der Bühne. Ein besonders unangenehmes Geräusch ertönte, als ein großer Brocken einer weichen, grauen Masse auf die Vorderseite von Nina Forinas silbernem Kleid klatschte. Rote Spritzer erreichten ihr Gesicht und sie schrie vor Schreck und Entsetzen laut auf. Die schrille Stimme war wie ein Auslöser für tausend andere Stimmen von entsetzten Zuschauern.

Sanchez blickte zuerst auf Julius' leblosen Körper, während er auf den Bühnenboden stürzte. Er verursachte einen grässlichen dumpfen Laut, als er auf den Brettern aufschlug. Aus dem zerfetzten Kopf pulsierte Blut auf die Bühne und das, was vom Gesicht des Sängers noch übrig war. Seine Perücke, die durch den Schuss weggefedt worden war, lag in einer Blutpfütze und sog sich langsam voll. Für ein paar Sekunden starrten seine toten Augen quer über die Bühne Sanchez an, ehe sie sich nach oben rollten und nur noch das Weiße in den Augenhöhlen zu sehen war. *Das ist heute etwa das fünfte verdamnte Mal, dass so etwas passiert*, dachte Sanchez völlig zusammenhanglos. Entsetzt und angstgeschüttelt blickte er zu dem Schützen in der Tonkabine. Da sein Kopf sich einigermaßen geklärt hatte, erkannte er in ihm den dunkel gekleideten Mann mit der Kapuze auf dem Kopf, deren Schatten sein Gesicht nahezu unkenntlich machte. Sanchez

war ihm kurz vorher im Flur begegnet und hatte ihn dann in der Tontechnikerkabine gesehen, kurz bevor das Ergebnis des Wettbewerbs verkündet wurde. *Diesen Kerl werde ich auch so schnell nicht vergessen*, dachte er.

Er zerrte heftig an Elvis' goldenem Jackett und deutete zu der Kabine hinauf. »Dieser Kerl da oben hat Julius gerade erschossen!«

»Ja? Ohne Scheiß, Sherlock?«

»Meinst du, er ist tot?«

»Wenn ich mir ansehe, wie sein Gehirn über die verdammte Bühne verteilt ist, würde ich glatt sagen, dass er wirklich tot ist. Volltrottel.«

»Aber er ist der dreizehnte Apostel!«

Verständlicherweise schaute Janis immer noch verwirrt drein. »Was?«, fragte sie.

»Er war der dreizehnte Apostel«, verbesserte sich Sanchez und deutete auf Julius' Leiche. »Er hätte uns als Einziger retten können, und jetzt ist er tot. Wir sind alle am Arsch!«

Janis runzelte die Stirn. »Red nicht so einen Scheiß. Dann wäre er ja mehr als zweitausend Jahre alt!«

»Ich bin durchaus bereit, das zu glauben«, sagte Sanchez.

»Wirklich? Aber er sieht aus wie dreißig. Höchstens fünfunddreißig.«

»Nun, das wird er auch sein, oder? Er ist schließlich ein Apostel.«

Janis begriff es offensichtlich nicht. »Kriegen Apostel denn gratis Anti-Falten-Creme aus der Drogerie?«

»Durchaus möglich.« Sanchez hatte nicht die geringste Vorstellung, wohin das Gespräch führen sollte.

»Dann ist es eigentlich schade, dass er nicht auch gleich noch irgendein Pflegemittel für seine Haare mitgenommen hat.«

Sanchez schüttelte unwillkürlich den Kopf. Wenn sie nicht gerade ihn oder jemand anders beschimpfte, konnte Janis ziemlich sarkastisch sein. »Sieh mal«, versuchte er es erneut, »wir erfuhren das alles von einem Typen, der sich in diesen Dingen auskennt. War es nicht so?« Er sah Hilfe suchend zu Elvis.

»Ja. Aber ich weiß nicht, Mann. Vielleicht war das alles gequirlte Scheiße.«

»Aber Gabriel hat es geglaubt.«

»Ja, aber er hätte auch geglaubt, dass Joan Rivers gerade einundzwanzig ist, wenn man ihm so etwas erzählt hätte.«

Plötzlich machte sich Sanchez große Sorgen. Und er bekam es mit der Angst zu tun. War Gabriel von Julius ausgetrickst worden? »Also gibt es nun einen dreizehnten Apostel oder gibt es ihn nicht?«, dachte er laut.

»Das bezweifle ich«, sagte Janis. »Allerdings habe ich schon mal von so einem gelesen. Ich glaube, er ist irgendwo in Afrika begraben.«

»Vielleicht ist das dieser Kerl?«, sagte Elvis und deutete auf Jacko, der soeben seinen Namen auf den Vertrag gesetzt hatte, den Powell ihm unter die Nase hielt.

Mittlerweile wurde es auch schwieriger zu verstehen, was geredet wurde. Der größte Teil der Zuschauermenge war in lautes Geschrei ausgebrochen. So gut wie jeder auf der Bühne, außer Powell und Jacko, rannte kreischend herum, als er Julius' Leiche sah oder sich vorstellte, dass der Schütze oben in der Glaskabine jeden Moment wieder feuern konnte. Und diesmal auf ihn.

Dann, als die Zuschauer aus dem Saal zu fliehen begannen, stellten sie fest, dass es etwas Neues gab, das sie zu weiteren Schreien animierte. Es gab keinen Ausweg. Durch alle Ausgänge strömten Zombies herein. Und versperrten jeden möglichen Fluchtweg.

Und das Blutbad hatte noch gar nicht richtig begonnen.

ACHTUNDFÜNFZIG ♦

Nigel Powell schaute auf seine Armbanduhr. 0:59 Uhr. Das kam ja genau hin. Die Show war eine einzige Katastrophe gewesen. Er schwor sich, nie wieder zuzulassen, dass sie so lange dauerte. Außerdem brauchte er fürs nächste Jahr einen besseren Sicherheitsdienst. Und einen strafferen Zeitplan. Trotzdem, jetzt war es vorbei. Jacko hatte seinen Namen unter den Vertrag gesetzt. Ende der Show.

Im nächsten Jahr gäbe es keinen Platz für James-Brown-Imitatoren. Julius hätte es eher als jeder andere geschafft, die Show zu einem Desaster werden zu lassen. Aber wer war er? Und warum war er so erpicht darauf gewesen zu gewinnen? Während er mögliche Antworten in Erwägung zog, ging Powell eine weitere Frage durch den Kopf. *Wer zur Hölle hatte Julius erschossen?* Sicher, er selbst hatte den Sicherheitsdienst angewiesen, ihn zu suchen und ihn zu einem Ausflug ohne Wiederkehr in die Wüste mitzunehmen. Aber das war viel früher gewesen. Er hatte keinem der Wachmänner den Befehl gegeben, eine Pistole zu ziehen und Julius auf offener Bühne zu erschießen, falls er versuchen sollte, den Vertrag an sich zu bringen. Nun, er würde später eine eingehende Untersuchung der Vorfälle anordnen. Im Moment war er nur erleichtert, einen Trottler gefunden zu haben, der seinen Vertrag mit dem Teufel unterschrieb.

Er musste zugeben, dass Jackos kühles und lässiges Auftreten beeindruckend war. Der junge Sänger hatte sich überhaupt nicht aus der Ruhe bringen lassen, als Julius vor seinen Augen erschossen worden war. Und selbst jetzt, als die Zombies längst unter den Zuschauern im Saal zu wüten begonnen hatten, erschien er bemerkenswert unbesorgt. Sowohl er als auch Powell hatten Blutspritzer von Julius' zerschmettertem Schädel auf ihrer Kleidung. Der weiße Anzug des Hotelbesitzers war ruiniert. Jackos schwarzes Jackett kaschierte die Blutflecken jedoch ganz gut. Dennoch konnte Powell mit einem ruinierten Anzug leben. Es wäre auf jeden Fall besser, als mit Jacko die Plätze zu tauschen. Er wusste genau, was als Nächstes auf den siegreichen Finalisten zukam, und das wäre alles andere als angenehm.

»Das dort tut mir leid«, sagte er und deutete mit einem Kopfnicken auf die blutige Leiche hinter ihnen. Ihm war anzusehen, wie sehr ihn der Anblick anekelte. »Aber herzlichen Glückwunsch zum Gewinn des Wettbewerbs. Sie haben sich ihn redlich verdient.«

»Danke«, erwiderte Jacko lächelnd. »War schon ein seltsamer Tag, nicht wahr?«

»Das war er ganz gewiss.« Powell wandte sich zu zwei Wachmännern um, die sich im hinteren Bereich der Bühne herumdrückten. Wie alle anderen auf der Bühne starrten sie mit einem Ausdruck entsetzten Unglaubens auf die Zombies, die die Zuschauer angriffen.

»Hey, Männer!«, rief er ihnen zu. »Bleibt auf der Bühne, okay? Die Zombies kommen nicht hier herauf.«

Er schaute in den Zuschauerraum. Die Zombies kamen durch jeden Ausgang herein, stürzten sich auf die schreienden Zuschauer und rissen ihnen mit den zähnen das Fleisch in Fetzen von den Knochen. Es war ein grässlicher Anblick, an den Powell jedoch gewöhnt war. Er hatte ihn schon oft zuvor gesehen. Die Zombies griffen gerne in großer Zahl an und konzentrierten sich mit Vorliebe auf einzelne verletzliche Zuschauer, die von den Gruppen getrennt worden waren, die es geschafft hatten zusammenzubleiben. Drei oder vier der grässlichen, halbverwesten Kreaturen taten sich dann zusammen und attackierten jeweils einen Menschen. Frauen, denen die Gliedmaßen von den unheimlichen Fleischfressern abgerissen wurden, stießen schrille Schreie aus. Junge Männer kreischten wie kleine Kinder, während Zombies ihnen die Augen auskratzten, die Zähne in ihr Fleisch schlugen und ihnen die Kleidung vom Leib fetzten.

Gleichgültig das Geschehen verfolgend, atmete Powell erleichtert auf, als er daran dachte, wie

knapp die Show vor 1:00 Uhr beendet worden war. Er betrachtete das Massaker einige weitere Sekunden, gestattete sich den Anflug eines Lächelns, ehe er sich wieder zu Jacko umwandte.

»Stören Sie sich nicht an den Ghuls«, sagte er. »Diese – Wesen – verschwinden sofort, wenn sie sehen, dass Sie den Vertrag unterschrieben haben.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, meine Jacko kühl und schaute auf das Gemetzel im Zuschauerraum.

Als Erfinder, Eigentümer, Produzent und leitender Juror der Show hatte Powell immer wieder feststellen können, dass jedes Jahr der Sieger vom Anblick des untoten und blutigen Chaos, das sie veranstalteten, zumindest ein wenig geschockt war. Er erinnerte sich an die Gewinnerin des Vorjahrs, eine Dusty-Springfield-Imitatorin. Sie hatte wie verrückt geschrien und einen hysterischen Anfall gehabt. Er hatte sie nicht beruhigen können und war froh gewesen, als der Mann in Rot aus dem Zuschauerraum gekommen war. Er hatte ihr direkt in die Brust gegriffen und ihr die Seele herausgerissen. Eine ziemlich hässliche Angelegenheit, wirklich. Aber unvermeidbar.

Die Ankunft von Powells bösem Freund aus dem Spiegel kennzeichnete stets das Ende der abendlichen Ereignisse. Abermals schaute er auf die Uhr, dann lächelte er Jacko an. Jeden Moment würde der Mann in Rot in irgendeiner Ecke wie aus dem Nichts erscheinen, mit den Händen in Jackos Brustkorb greifen und ihm die Seele rauben. Die Tatsache, dass der Sänger nicht jammerte oder gar schrie wie die meisten vorangegangenen Sieger, machte die Angelegenheit für Nigel Powell erheblich einfacher.

Schließlich, genau im gleichen Moment, als Powells Armbanduhr ein leises Signal ertönen ließ, um ein Uhr und damit das Ende der Geisterstunde anzuzeigen, erschien der Mann in Rot auf dem rückwärtigen Teil der Bühne und grinste wie ein Kind in einem Süßwarenladen. Jacko wandte ihm den Rücken zu und sah ihn daher nicht herankommen. Powell gab sich alle Mühe, den Blues Brother abzulenken, während sich der große schwarze Mann mit dem blendend weißen Grinsen und dem schrillen roten Anzug und Hut zu ihnen hindurchschlängelte.

»Wissen Sie«, sagte Powell leutselig und legte Jacko eine Hand auf die Schulter. »Ich hatte erwartet, dass Judy Garland gewinnt, aber Sie haben den Blues Brothers mit Ihrer Coverversion von ›Sweet Home Chicago‹ wirklich alle Ehre gemacht.«

»Coverversion, *von wegen!*«, sagte Jacko verächtlich.

»Moment mal«, sagte Powell. Jackos abweisendes, sogar arrogantes Auftreten, seit er zum Sieger erklärt worden war, machte ihn stutzig. »Was meinen Sie?«

»*Coverversion?* Pah. Das war keine Coverversion. Die Blues Brothers haben diesen Titel gecouvert. Aber nicht ich.« Er hob die Schultern, um die Hand des Hotelbesitzers abzuschütteln.

»Hä?« Powell war sichtlich verwirrt. »Wie meinen Sie das? ›Sweet Home Chicago‹ war ein Blues-Brothers-Song, oder etwa nicht? Natürlich war er das – sie haben ihn in dem Film gesungen. Ich habe es selbst gesehen.«

»Ja, das haben sie. Aber sie haben ihn nicht geschrieben.«

»Ah, richtig. Ich weiß, worauf Sie hinauswollen. Und wer schrieb ihn?«

Jacko nahm seinen Hut ab, setzte ihn Powell auf den Kopf und drückte ihn herunter. Dann zwinkerte er seinem neuen Arbeitgeber zu.

»Ich habe ›Sweet Home Chicago‹ geschrieben«, erklärte er.

Der Hotelbesitzer stand wie zur Salzsäule erstarrt und versuchte zu begreifen, was Jacko meinen könnte. Dann durchfuhr ihn ein eisiger Schreck und sein Unterkiefer klappte nach unten. Er schaute auf den dicken Vertrag in seinen Händen und blätterte darin schnell zum Ende. Als er die letzte Seite erreicht hatte, starrte er auf die Unterschrift. Der Name, mit dem Jacko unterschrieben hatte, war deutlich zu lesen. Jeder Buchstabe kam Powell vor wie ein Stich mitten in sein Herz.

Robert Leroy Johnson.

Er richtete den Blick wieder auf den jungen Mann, der vor ihm stand. Nur war Jacko jetzt nicht mehr alleine. Elvis, Sanchez und Janis waren näher gekommen, um zu sehen, was im Gange war. Noch beunruhigender war, dass der Mann in Rot sich hinzugesellt und nun einen Arm um Jackos Schultern gelegt hatte.

»Schön, Sie mal wiederzusehen, Mister Johnson«, sagte er und grinste Jacko an.

Powell war wie vom Donner gerührt. Er starrte Jacko an und konnte seinen Schock nicht verbergen. »*Sie* sind Robert Johnson? Der Blues Man?«

»Genau der bin ich.«

»Aber ... aber haben Sie dem Teufel Ihre Seele nicht schon vor etwa einhundert Jahren verkauft?«

Der Mann in Rot löste seinen Arm um Jackos Schulter und legte eine Hand auf Nigel Powells linke Schulter. »Ja, Sir, das hat er. Damals, 1931.« Trotz seines breiten Grinsens klangen seine Worte hart und eisig wie Stahl.

Powells Hände begannen zu zittern. »Dann ist dieser Vertrag null und nichtig. Sie können *ihm* nicht etwas verkaufen, das er längst besitzt.«

Jacko zwinkerte ihm abermals zu. »Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen. Ich muss jetzt gehen, mein Sohn.«

NEUNUNDFÜNFZIG ♦

Sanchez hatte schon einige verrückte Dinge erlebt. Dass Jacko, der Blues Brother, in Wirklichkeit niemand anderer war als Robert Johnson, der Typ, der in den 1930ern seine Seele dem Teufel verpfändet hatte, war eine wirklich wilde Geschichte. Aber wenn er in Betracht zog, dass er nur wenige Minuten zuvor überzeugt gewesen war, dass es einen noch lebenden dreizehnten Apostel gab, der sich seinen Lebensunterhalt mit Auftritten als James Brown verdiente, war er bereit zu glauben, dass es möglich war.

Er war als Besitzer einer Bar in Santa Mondegas Vampiren und Werwölfen begegnet und daher auf so gut wie alles vorbereitet – aber das war doch ein wenig zu viel. Vor allem das Erscheinen von Zombies in seiner Welt. In diesem Moment war eine ganze Bande von ihnen nur wenige Schritte von ihm entfernt. Diese Mistkerle waren die reinsten Barbaren. Er beobachtete zwei davon, wie sie mit einem unglücklichen Opfer in einem Trainingsanzug ein Tauziehen veranstalteten, indem jeder seine Zähne in einen anderen Teil ihres Opfers geschlagen hatte und es knurrend hin und her zerrte. Auf der Bühne zu stehen und das Grauen aus sicherer Entfernung zu beobachten, war, als würde man sich einen Horrorfilm ansehen. Mit dem Unterschied, dass hier die Zuschauer niedergemetzelt wurden, während die »Darsteller« – die Personen auf der Bühne – zuschauten. Infolgedessen fühlte Sanchez sich jedoch sicher. Zumindest in diesem Moment.

Da war außerdem ein großer, ziemlich bedrohlich aussehender schwarzer Mann in einem eleganten roten Anzug mit einem roten Derby-Hut auf dem Kopf, der bei Nigel Powell und Jacko stand. Angesichts dessen, was im Gange war, erschien der Typ lächerlicherweise geradezu glücklich und zufrieden. Ein breites Grinsen lag auf seinem Gesicht. Von Powell konnte man allenfalls das Gegenteil behaupten. Das aufdringliche ständige Lächeln war aus seinem Gesicht gewischt, und seine orange Sonnenbräune war zu einem eher schmutzigen grauen Beige verblasst.

Alle überlebenden Finalisten standen jetzt in der Bühnenmitte und beobachteten Powell. Anscheinend schnappte er verzweifelt nach Luft, als erleide er gerade einen Herzanfall.

»Ich habe keine Ahnung, was zum Teufel hier im Gange ist, Mann«, gestand Elvis. »Wer ist dieser Knabe in Rot? Und wo zur Hölle ist er hergekommen?«

Sanchez zuckte die Achseln. »Für mich sieht er aus wie ein schwarzer Santa Claus.«

»Wirklich? Könnte er nicht auch der Teufel sein?« Vielleicht hatte Elvis nicht ganz Unrecht.

Angesichts des herrschenden Chaos und der Gerüchte, dass der Vertrag für den Sieger mit dem Satan geschlossen würde, war das durchaus eine Möglichkeit.

»Können wir in diesem Fall nicht einfach zusehen, dass wir schnellstens von hier verschwinden?«, jammerte Sanchez.

»Halt noch eine Weile aus. Mal sehen, was weiter geschieht. Hier oben scheinen wir ja einstweilen sicher zu sein.«

Sanchez würde ohne Elvis nirgendwohin gehen, und sein Kumpel schien Recht zu haben. Die Zombies hielten sich von der Bühne fern. Sie war seines Erachtens der sicherste Ort in einem Hotel, das alles andere als sicher war.

Der Mann in Rot stand neben Powell, und Jacko drehte sich um. Er blickte zu Sanchez und Elvis und den anderen Sängern. Dann zwinkerte er Sanchez zu und entfernte sich zum hinteren Teil der Bühne, von wo er vorher gekommen war.

»Wer zum Teufel war das denn?«, fragte Sanchez laut und hoffte, von irgendwem eine Antwort zu erhalten.

Nigel Powell reagierte auf die Frage und erwiderte so leise, als führte er Selbstgespräche: »Wir sind allesamt geliefert«, sagte er. »Dazu verdammt, in der Hölle zu schmoren.« Er erhob die Stimme und brüllte fast. »In der Hölle, hört ihr?«

»Wie bitte?«

Sanchez hatte gehofft, dass Powell ihnen vielleicht einen Fluchtweg zeigte. Schließlich konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, ehe die Zombies davon abließen, die schreienden Zuschauer zu zerfetzen und sich daranmachen, auf die Bühne zu klettern. Einige von ihnen waren bereits in den Orchestergraben vorgedrungen und wüteten unter den Musikern. Instrumente kreischten und jaulten, als die Bandmitglieder vergeblich versuchten, sich zur Wehr zu setzen. Speziell der Tubist blies sich die Seele aus dem Leib in der Hoffnung, die Monster mit tiefen Basstönen aus seinem riesigen Instrument in Schach zu halten.

Ausnahmsweise machten alle anderen einen weitaus verängstigteren Eindruck als Sanchez, jedoch mit zwei Ausnahmen: Elvis war, wie immer, das Paradebeispiel für absolute Coolness, und Jacko schien von dem, was um ihn herum geschah, völlig unberührt zu sein. Während er darauf wartete, dass einer der beiden einen Vorschlag machte, wie sie fliehen könnten, hörte Sanchez, wie plötzlich die Schreie der Zombies und ihrer Opfer von Musik überdeckt wurden. Und diesmal war es nicht die Tuba. Aus den Lautsprechern im Zuschauerraum drangen die Klänge der Paul-McCartney-CD, die der DJ vorhin gespielt hatte. Das Publikum unten wurde von McCartney und einem Chor quakender Frösche mit dem Song »We All Stand Together« berieselt. Von wegen zusammen stehen, dachte Sanchez, eher schon zusammen wegrennen. Wenn es jemals ein Zeichen geben sollte, was er tun sollte, dann war es dies.

»Jetzt reicht's. Ich verschwinde von hier!«, erklärte er und hoffte sehnsüchtig, dass sich ihm jemand anschloss und dann die Führung übernahm.

»Warte nur noch eine Sekunde«, schnappte Elvis. Er ging zu Powell hinüber und blieb dicht vor ihm stehen. »Nun, wie kommen wir aus dieser Scheiße raus, hä?«, fragte er und bohrte dem Mann einen Zeigefinger in die Brust.

»Ich ... ich weiß es nicht«, stotterte Powell. »Ich glaube ... ich nehme an, hier oben auf der Bühne sind wir am sichersten. Vielleicht kommen sie nicht herauf.«

Elvis schüttelte den Kopf und verzog den Mund zu einem abfälligen Grinsen, um das ihn sogar der King persönlich beneidet hätte. »Ja? Und was war es noch, das Sie vorhin zu mir gesagt haben?«, fragte er.

»Was denn? Ich weiß es nicht. Jetzt ist wohl kaum der richtige Zeitpunkt für solche Spielchen.«

»Sie sagten, ich verdiene es nicht, auf dieser Bühne zu stehen.«

»Mein Gott, wie schlimm. Kommen Sie endlich drüber hinweg.«

»Das bin ich längst. Aber wissen Sie was?«

»Was denn?«

»Jetzt verdienen *Sie* es nicht, auf dieser Bühne zu sein.« Er lehnte sich ein Stück nach hinten und rammte dann mit aller Kraft seine Faust mitten in das geschockte Gesicht Nigel Powells. Sie traf mit ihrer ganzen Wucht die Nase des Mannes. Ein ekelhaftes Knirschen ertönte, gefolgt von einer kleinen Blutfontäne, als der Boxhieb den Schöpfer und zugleich leitenden Juroren der Show von den Füßen holte. Er ließ ihn über den Bühnenrand in den Orchestergraben darunter fliegen. Der Mann landete mitten in einem Gewimmel aus Zombies und halbverzehrten Musikern, abgerissenen Gliedmaßen und zerfetzten Eingeweiden. Der Ausdruck seines Gesichts spiegelte das nackte Entsetzen wider. Noch nie war der Mann mit der orangefarbenen Haut so bleich gewesen.

Die Zombies gestatteten ihm einen qualvollen Schrei, ehe er unter einer Gruppe von ihnen verschwand, um gierig verschlungen zu werden. Sie wussten anscheinend, wer er war. In den tiefsten Winkeln ihrer verfaulenden Gehirne begriffen sie, dass dieser Mann viele von ihnen

ausgetrickst und dazu gebracht hatte, ihre Seelen dem Teufel zu verkaufen, um dafür, wie sie meinten, mit Wohlstand und Ruhm belohnt zu werden. Der Rest waren unglückselige Zuschauer aus vergangenen Shows, die zu Zombies geworden waren, indem sie von ihnen getötet wurden. Endlich erhielt er seine wohlverdiente Strafe. Von einer Horde untoter Kreaturen, die ihn bis aufs Blut hassten.

Elvis wandte sich zu Sanchez und der Handvoll Überlebenden auf der Bühne um. Noch hatte sich kein Zombie auf die Bühne verirrt, doch das würde sich bestimmt ändern. Und zwar schon bald.

»He, Johnson!«, rief Elvis Jacko zu. »Sieh zu, dass du uns verdammt noch mal von hier wegbringst!«

Der Blues Man grinste ihn an. »Aber klar doch. Es wird mir ein Vergnügen sein. Folgt mir.«

SECHZIG ♦

Nina Forina, Candy Perez und Lucinda Brown hatten längst die Bühne verlassen und versuchten zusammen mit ein paar Wachmännern, dem Blutbad zu entkommen. Gelegentlich wurde der Kampfeslärm durch Schüsse untermalt, als die Wächter versuchten, sich einen Weg durch die in Raserei versetzten Ghuls freizukämpfen. Sanchez hätte ihnen folgen können, aber er rechnete sich aus, dass er bessere Karten hätte, wenn er bei Elvis und Jacko blieb. Der Blues Man ging voraus zur Bühnenseite, von wo aus sie vorher die Bekanntgabe der Ergebnisse des Gesangswettbewerbes verfolgt hatten. Es kam ihnen so vor, als wäre das in einem völlig anderen Leben geschehen. Sanchez und die anderen folgten dichtauf. Der rundliche Barbesitzer suchte sich einen Platz direkt hinter Jacko und vor Elvis, wo er ganz klar am sichersten war. Janis Joplin befand sich hinter Elvis und klammerte sich krampfhaft an seine Hand. Emily folgte ihr und Freddie Mercury war der Letzte der Gruppe. Der Einzige, der auf der Bühne zurückblieb, war Julius. Seine Leiche lag noch immer auf den Brettern, wo sie zusammengebrochen war. Aus der tödlichen Kopfwunde sickerte noch immer Blut.

Während Sanchez hinter Jacko die Treppe zum Flur hinunterging, die zur Eingangshalle führte, sah er eine der untoten Kreaturen auf sie zurennen. Sie stoppte am Fuß der Treppe und versperrte ihnen den Weg zum Flur. Die Hälfte ihres Gesichts war verfault, sodass kaum zu erkennen war, wie es zu Lebzeiten ausgesehen hatte. Es war ein Gesicht, das wahrscheinlich einem jungen Mann gehört hatte, der sich nichts mehr gewünscht hatte, als ein berühmter und erfolgreicher Sänger zu sein. Nun war es eine verrottende Maske des Bösen, einer Seele beraubt und verzerrt vor Gier nach menschlichem Fleisch. Den zerfetzten und vermoderten Kleiderresten nach zu urteilen, hatte das Wesen einst einen schicken Anzug ähnlich wie Jackos getragen. Aber dessen Anzug war sauber und akkurat gebügelt, während die Kleidung des Zombies nur noch aus schmutzigen, blutbesudelten Lumpen bestand.

Die grässliche Kreatur stand reglos vor Jacko, und die beiden starrten einander für einen Moment an. Anscheinend erkannte der Zombie sein Gegenüber. Offenbar dachte er nicht daran, ihm das Fleisch von den Knochen zu reißen. Stattdessen richtete der Zombie seinen Blick auf die appetitliche Rundung, die Sanchez kaum unter seinem roten Hawaiihemd verbergen konnte. Abgestoßen, aber zugleich auch fasziniert verfolgte Sanchez den weiteren Verlauf des Blickduells. Schließlich hob Jacko eine Hand und schüttelte den Kopf. »Diese Leute gehören zu mir. Lass sie in Ruhe.«

Sekundenlang tat sich nichts. Der Zombie knurrte ihn an und musste offensichtlich erst einmal verarbeiten, was Jacko gesagt hatte. Im Hintergrund waren nur noch die versiegender Schreie der restlichen Zuschauer und das ständige Quaken der Frösche des McCartney-Songs zu hören. Doch dann verstummte das Knurren des Zombies, er machte kehrt und rannte durch den Flur zum hinteren Teil des Hotels.

Das ist doch schon mal ein Erfolg, dachte Sanchez.

Jacko setzte den Weg fort und winkte den anderen, ihm in die Eingangshalle zu folgen. Sanchez peilte um die Ecke in den Flur und erkannte sofort, dass es dort von Zombies im Bluttausch wimmelte, die Zuschauer, Sicherheitswachmänner, Juroren und Sänger attackierten, die zu fliehen versucht hatten. Der faulige Gestank der Zombies mischte sich mit dem süßlichen Geruch von frischem Blut zu einem Duft, den höchstwahrscheinlich niemals jemand in Flaschen abfüllen und als Chanel No. 5 verkaufen würde.

»Sieh mal«, rief Sanchez. »Da ist Little Richard!«

»Nee, das ist Jimi Hendrix«, widersprach Elvis.

Sie hatten beide Recht. Drüben vor der gegenüberliegenden Korridorwand wurde soeben Richard, der kleinwüchsige Jimi-Hendrix-Imitator, von zwei Zombies bei lebendigem Leib, die Beine zuerst, gefressen. Er lebte noch und stieß qualvolle Schreie aus. Elvis beeilte sich, seinem Freund einen heftigen Stoß in Richtung Hotellobby zu versetzen.

»Komm schon, Mann«, murmelte er. »Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Die Schweine fressen ihn auf!« Sanchez konnte sich offenbar nicht von dem schrecklichen Anblick losreißen.

»Vergiss ihn«, sagte Elvis herzlos. »Er ist höchstens die Vorspeise. Du wirst noch der verdammte Hauptgang, wenn du nicht endlich deinen fetten Hintern bewegst!«

Sanchez ließ sich das nicht zweimal sagen. Er rannte hinter Jacko durch den Korridor, hielt sich dabei dicht hinter ihm und dankte seinem Schicksal, dass dieser Typ offenbar eine gewisse Macht über die Zombies besaß. Etwa zwanzig dieser Kreaturen hatten sich vor den Korridorwänden aufgebaut. Sie gehorchten Jackos Befehl, sich zurückzuhalten, konnten es jedoch gleichzeitig kaum erwarten, sich jeden zu schnappen, der sich von der Gruppe entfernte. Der King folgte ihm und drohte mit der Faust jedem, der Anstalten machte, sich auf Sanchez zu stürzen. Janis Joplin klammerte sich an Elvis' goldenes Jackett und überschüttete mittlerweile die kaum gebändigten Zombies mit einer Flut von Schimpfwörtern.

Emily und Freddie Mercury am Ende der Gruppe waren am meisten gefährdet. Emilys lächerliche roten Schuhe eigneten sich nicht zum Rennen. Sie verlor den Absatz ihres linken Schuhs, während sie eilig den anderen folgte und sich dabei mit einer Hand an Janis' Kleid festhielt. Freddie rempelte sie ständig von hinten an und war ihr dabei auf den Fuß getreten, sodass der Absatz irgendwann abgebrochen war.

Emily hatte Schwierigkeiten, sich auf ihre Flucht zu konzentrieren, wusste sie doch, dass jederzeit ein Zombie von hinten oder von der Seite nach ihr greifen konnte. Die Kreaturen waren durchaus bereit, sich zurückzuhalten, wenn Jacko – oder Robert Johnson, wie sie glaubte, ihn jetzt nennen zu sollen – sie zurückscheuchte, aber sobald das Ende der Gruppe flüchtender Sänger sie erreichte, hatten ihre verfaulten Gehirne die Warnung längst vergessen. Als die Fliehenden sich den gläsernen Türen zur Eingangshalle näherten – ein Flügel war zuvor von Angus' Kugel zerschmettert worden –, griff eine der deformierten Gestalten Freddie Mercury an. Emily, die sich bemühte, nicht auf die Zombies zu achten, hielt den Blick starr auf die Glastür und den Hotelausgang dahinter gerichtet. Sie bemerkte anfangs nicht, wie ein besonders großer Zombie Freddie von hinten packte und seinen Mund mit einer schweren Knochenhand verschloss. Aber sie hörte seine ersticken Hilfeschreie.

Sie fuhr herum und verfolgte entsetzt, wie der hässliche, halbnackte Riese Freddie durch den Korridor zu schleifen begann. Der Sänger trat hektisch mit den Füßen aus und wollte sich losreißen, doch ein paar andere Zombies erkannten seine Notlage und stürzten sich sofort auf ihn. Während Paul McCartneys Froschgesang die grässlichen Laute, die sie von sich gaben, nahezu vollständig übertönte, begannen die Zombies ihn mit bluttriefenden Mündern zu zerfetzen, während sie ihn zurück zur Treppe schleppten, die zur Bühne führte.

Vorne konnte Sanchez erkennen, dass der Ausgang in Reichweite gelangte. Ein Blick nach hinten sagte ihm, dass Elvis ihm nach wie vor folgte. Ein Überleben erschien durchaus möglich. Froh, dass sie die Zombies offenbar hinter sich gelassen hatten, rief er über den Lärm Elvis zu:

»Wenigstens versinkt das Hotel nicht im Schlund der Hölle, wie Gabriel es prophezeit hat!«

»Fordere das Schicksal bloß nicht heraus!«, warnte Elvis ihn über den Lärm.

Aber die Gabe des rundlichen Barbesitzers, immer wieder das Schicksal herauszufordern, hatte ihn nicht verlassen. Kaum eine Sekunde nach Elvis' Warnung entdeckte Sanchez einen Riss im Fußboden des Korridors vor ihm, begleitet von einem knirschenden Laut. Er war nur vier oder fünf Zentimeter breit und wahrscheinlich nicht sehr tief, aber er verfolgte sie von seinem Beginn

etwa fünfzehn Meter hinter ihnen und trennte den Teppichboden auf. Der Fußboden brach auf wie ein ausgebrütetes Ei. Zombies wichen davor zurück und drückten sich an die Korridorwände. Am Ende der Gruppe sah Emily es ebenfalls. Putzbrocken lösten sich von der Decke und den Wänden. Der gesamte Korridor begann zu beben und zu zittern wie ein Achterbahnwagen. Emily wandte sich ein letztes Mal um und sah, wie Freddie Mercurys Füße von einer Gruppe Zombies in einen Seitengang in Richtung Bühne gezerrt wurden. Sie konnte nicht entscheiden, was schlimmer war, die Tatsache, dass Freddie bei lebendigem Leib gefressen wurde oder dass der Fußboden zerbarst.

Zweifellos waren ihre Angst und ihr Entsetzen größer als je zuvor und sie verfluchte sich jetzt, den Rat des Bourbon Kid nicht befolgt zu haben. Unwillkürlich fragte sie sich, was wohl aus ihm geworden war. Er war einer von denen, die anscheinend keine Angst kannten und die bereit waren, den Kampf mit allem aufzunehmen, das sich ihnen entgegenstellte – also genau die Sorte Mann, die sie jetzt dringend an ihrer Seite brauchte. Sie hoffte inständig, dass sie ihn inmitten dieses Chaos irgendwo entdeckte.

Unglücklicherweise war Emily, nachdem Freddie, mit dem sie die Nachhut gebildet hatte, verschwunden war, von allen am leichtesten verwundbar. Am Ende der Schlange zu sein bedeutete, dass eine Reihe hungriger Zombies jetzt sie aufs Korn nahm. Wenigstens waren nicht mehr so viele übrig, gegen die sie sich zur Wehr setzen musste. Einige hatten sich mit dem schreienden Freddie Mercury zur Bühne entfernt, während andere beim Anblick des aufbrechenden Fußbodens die Flucht ergriffen hatten.

Ein zweites, extrem lautes Knirschen übertönte die singenden Frösche. Diesmal war es nicht nur der berstende Fußboden. Der gesamte Korridor kippte auf eine Seite, sodass alle ausrutschten und gegen die Seitenwand krachten. Alle fünf überlebenden Flüchtlinge stolperten und verloren die Verbindung miteinander. Emily traf es am schlimmsten. Ihr rechter Schuh rutschte ihr vom Fuß, und da am anderen der Absatz abgebrochen war, schleuderte sie auch diesen von sich. Ihre weißen Knöchelsöckchen boten ihr keinen nennenswerten Halt auf dem schrägen Fußboden. Sie verlor vollständig den Halt und taumelte auf den breiten Riss im Fußboden zu, der mittlerweile gut zehn Zentimeter maß. Und immer weiter aufklaffte.

Einer der Zombies, die sich an die Wand gedrückt hatten, bekam Emilys Haar zu fassen. Seine verkrusteten schwarzen Finger ergriffen einen von ihren Zöpfen und zerrten daran. Dann packte seine andere Hand sie unter der linken Achselhöhle und hob sie hoch zu seinem Mund. Sie riss den Kopf herum und starrte der Kreatur in die Augen. Eine der Augenhöhlen war vollkommen leer. Die Kreatur hatte kaum noch Haut auf ihrem Schädel, und das eine noch existierende Auge glühte rot in der Mitte, während das vergilbte Weiße blutunterlaufen war. Was an Haut noch in den Resten des Gesichts klebte, war rau und verkohlt, und das Zahnfleisch in ihrem aufklaffenden Mund war bis auf winzige Reste verfault. Aber die Zähne waren noch vorhanden. Sie waren schartig und ragten schief aus den Kieferknochen wie die eines Krokodils.

Sobald er sie auf die Füße gezogen hatte und sie von den anderen wegzog, demonstrierte er einen Grad von Cleverness, den Emily von einem Zombie niemals erwartet hätte. Indem er ihren Zopf losließ, presste er seine rechte Hand auf ihren Mund, um sie daran zu hindern, um Hilfe zu rufen. Sie rang mit dem deformierten Monster. Obgleich es stärker war als sie, musste es ebenfalls darum kämpfen, in dem berstenden Korridor einen sicheren Stand zu behalten. Emily schaffte es, herumzuwirbeln und einen Ellbogen gegen seinen Kopf zu rammen. Der Hieb brachte das Wesen ein wenig aus dem Gleichgewicht, und sie konnte sich aus seinem Griff befreien. Sobald sie auch seine grässliche Hand von ihrem Mund weggeschlagen hatte, stieß sie einen Hilfeschrei aus. Es war vergebliche Liebesmüh.

Paul McCartneys Froschgesang war immer noch in vollem Gang, und das ständige Quaken überdeckte ihren Schrei. Schlimmer noch, Emily befand sich plötzlich in einer hoffnungslosen

Lage, denn mindestens sechs Zombies befanden sich jetzt zwischen ihr und Janis Joplin, die noch nicht einmal bemerkt hatte, dass die als Dorothy verkleidete junge Frau sich gar nicht mehr hinter ihr befand.

Ehe Emily entscheiden konnte, was sie am besten tun sollte, packte eine Hand ihre linke Schulter von hinten, und sie hörte eine vertraute raue Stimme. Es war eine Stimme, die die meisten Leute mit Angst erfüllte, doch bei Emily erzeugte sie nichts anderes als Hoffnung und Erleichterung.

»Wie oft muss ich dir denn noch den Arsch retten?«

Sie drehte sich um. Ihr Herz begann zu singen und sie wurde augenblicklich von einem Gefühl überwältigt, dass alles gut würde, als sie den Bourbon Kid hinter sich erkannte. Er hatte sich die dunkle Kapuze seiner Jacke über den Kopf gezogen, ein sicheres Zeichen, dass er sich in vollem Kampfmodus befand. Außerdem hatte er in einer Hand eine große Pistole. Er bedrohte damit drei Zombies, die sich aus Richtung des Konzertsaals näherten. Sie hielten sich zurück, aber es war nicht zu übersehen, dass sie nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um anzugreifen. Emily analysierte die Situation. Sie befanden sich in einem einstürzenden Korridor mit grotesker Schlagseite mit drei Zombies hinter ihnen und sechs zwischen ihnen und der Empfangshalle sowie einem Spalt im Fußboden, der sich von Sekunde zu Sekunde verbreiterte. Der Kid begann sie durch den Korridor in die Richtung zu ziehen, aus der sie soeben gekommen war und wo die drei Zombies warteten. Der nächste mögliche Fluchtweg führte durch die Hotellobby, aber sie hatte das untrügliche Gefühl, dass ihre Überlebenschance sich enorm verbesserte, wenn sie dem Kapuze tragenden Serienkiller folgte.

»Ich hätte wirklich schon früher auf Sie hören sollen«, entschuldigte sie sich, während sie mit ihm durch den Korridor eilte. Zwei große männliche Zombies am Ende des Korridors machten Anstalten, sie zu verfolgen, achteten zwar wachsam auf die Pistole des Kid, hielten sich jedoch bereit, jeden Moment einen Angriff zu versuchen.

»Nun, jetzt ist wohl nicht der richtige Zeitpunkt, um dir eine ich-hab's-dir-ja-gesagt-Standpauke zu halten«, sagte der Kid. »Jedoch nur fürs Protokoll, ich hab's dir verdammt noch mal gesagt.« »Ja. Ich weiß. Können Sie mich nicht einfach hier rausschaffen und mir die Standpauke später halten?«

»Ich gebe mir alle Mühe. In einer Minute, wenn ich sage ›lauf‹, dann rennst du diesen Korridor hinunter, biegst am Ende nach rechts ab und folgst den Hinweiszeichen zum Notausgang.«

»Und was tun Sie?«

»Ich töte diese Mistkerle.«

Der Kid hielt Wort. Ein paar Sekunden später griff er die drei Zombies vor ihm an und rief Emily gleichzeitig zu, sie solle losrennen. Mit wild pochendem Herzen schoss Emily durch die Lücke, die der Kid geschaffen hatte, und steuerte auf das Korridorende zu. Auf halbem Weg dorthin, als sie erkannte, dass sich kein Zombie mehr vor ihr befand, hielt sie an und schaute zurück. Zwei der verdreckten Kreaturen hatten sich des Kid bemächtigt, der seine Pistole fallen gelassen hatte. Es sah aus, als versuchten sie, ihn an der Wand festzunageln. Jeder hatte einen seiner Arme gepackt, und sie zerrten ihn zurück, damit der dritte Zombie freie Bahn hatte.

Wenn Emily während der letzten Stunden eine Lektion gelernt hatte, dann die, dass man stets tun sollte, was der Kid befahl. Und das war in diesem Fall, zum Notausgang zu rennen. Ihn zurückzulassen war vielleicht nicht das Tapferste, was man tun konnte, aber ihr Gefühl sagte ihr, dass er schon zurecht kommen würde.

Jedenfalls hoffte sie es.

EINUNDSECHZIG ♦

Invincible Angus' Bemühungen, sich aus dem Kühlraum zu befreien, hatten ihn in einen Zustand extremer Hilflosigkeit versetzt. (Und der Kühlraum seinerseits außerdem in einen Zustand extremer Kälte.) Die Wut darüber, von einem Idioten wie Sanchez ausgetrickst und eingesperrt worden zu sein, brannte in ihm wie ein ständig höher loderndes Feuer. Es steigerte seinen Wunsch, irgendjemanden zu töten, ob Sanchez oder einfach die nächste Person, die ihm über den Weg lief, war eigentlich egal.

Indem er versuchte, das Schloss mit einem Schuss von innen zu öffnen, hatte er es lediglich geschafft, Sanchez zu vertreiben. Einen Schuss auf die Stahltür abzufeuern, hatte sich als keine sehr glückliche Idee erwiesen. Die Kugel prallte von der Stahltür ab und schlug in die Decke ein. Falls er es mit weiteren Schüssen versuchte, könnte Angus das unglückliche Opfer einer Schusswunde sein, hervorgerufen durch einen Querschläger aus seiner eigenen Waffe.

Beinahe zwanzig Minuten lang fror er sich den Arsch ab, während er mit verschiedenen anderen Methoden versuchte, das Türschloss aufzubrechen. Zuerst wählte er den Frontalangriff und rammte seine Schulter gegen die Tür. Doch damit handelte er sich nur heftige Schmerzen ein. Dann hämmerte er mit dem Griff seiner Pistole auf das Schloss ein. Auch das ohne Erfolg. Sein dritter Versuch war genauso unproduktiv. Während die Kälte seinem Denkvermögen immer heftiger zusetzte, schaute er sich im Kühlraum nach irgendetwas um, womit er dem Schloss zu Leibe rücken könnte. Da das nützlichste Werkzeug, das er finden konnte, ein gefrorener Hähnchenschenkel war, war das Resultat unausweichlich.

Obleich er seinen langen Trenchcoat und ein Paar dicker Kampfstiefel trug, spürte er die Kälte immer deutlicher. Da die Zeit knapp wurde und die Kälte ihm bis auf die Knochen drang, beschloss er, noch einmal auf das Schloss zu schießen. Natürlich müsste er um einiges vorsichtiger zu Werke gehen, daher zog er sich ein Stück weiter zurück und suchte Deckung hinter einer der Regalreihen und feuerte aus größerer Distanz. Seine Hände zitterten vor Kälte, was seine Zielsicherheit erheblich beeinträchtigte. Daher musste er abermals den Kopf einziehen und Schutz suchen, während die Kugel als Querschläger kreuz und quer durch den Kühlraum sirrte. Diesmal erbrachte der Schuss jedoch ein positives Resultat, wenn es auch nicht so ausfiel, wie er es beabsichtigt hatte. Als er dachte, alle Möglichkeiten erschöpft zu haben, hörte er aus der Küche einen lauten Ruf.

»Ist jemand da drin?«

Angus rannte zur Tür und brüllte: »Jaaa. Helfen Sie mir! Ich bin in diesem verdammten Eisschrank eingeschlossen!«

Der Klang von Schritten, die sich der Kühlraumtür näherten, war einer der willkommensten Laute, die er je gehört hatte. Ein leises Klicken folgte und die Tür wurde aufgezogen. Am ganzen Leib heftig zitternd, kam Angus herausgerannt. Auf der anderen Seite der Tür stand der junge dunkelhaarige Barkeeper, der ihm mit einem Winken angezeigt hatte, dass Sanchez in die Küche geflüchtet war. Er erschien zu gleichen Teilen entsetzt und verwirrt. Zuerst nahm Angus an, dass der Anblick seiner Pistole den jungen Mann erschreckt hatte, doch sein Gesicht war totenblass und er sah aus, als hätte er ein Gespenst gesehen. Angus warf einen Blick auf das Namensschild an seiner roten Weste.

»Danke, äh – Donovan. Ich dachte schon, ich müsste da drin erfrieren«, sagte er zähneklappernd. Er begann sich die Eiskristalle von der Kleidung abzuklopfen, um mit etwas noch viel Schlimmerem als der Kälte konfrontiert zu werden. Hinter Donovan sprang die Tür zwischen der Bar und der Küche auf, und die abstoßende Gestalt eines bleichhäutigen männlichen Zombies

erschien. Er trug zerfetzte Kleider und hatte kaum noch Haare, sondern nur einen bleichen, stinkenden Schädel, der zu seinem fleischlosen Gesicht und den roten Augen passte.

»Sie sind überall, Mann!«, brüllte Donovan. Seine Stimme verriet, dass er zutiefst erschrocken war. »Sie töten jeden, an den sie herankommen. Wir müssen von hier verschwinden!«

Der Zombie wiegte den Oberkörper hin und her, zischte sie an wie eine wütende Schlange und enthüllte dabei zwei Reihen fauliger schiefer Zähne. Dann begann er langsam auf sie zuzuschlurfen, wobei er Angus' Pistole fixierte, als rechnete er jeden Moment mit einer Kugel.

»Es ist okay«, sagte Angus und wischte den Raureif von seiner Pistole. »Ich habe einen Plan. Sehen Sie, die wagen sich nur an die Schwachen heran.«

»Was tun wir denn jetzt?«, fragte Donovan. Seine Stimme drohte überzukippen, als ihn die nackte Angst hysterisch werden ließ.

»Der Stärkste überlebt, mein Freund. Sie wollen nur eine leichte Beute. Eine Mahlzeit, die sich nicht wehrt.«

»Und? Was zum Teufel sollen wir tun? Dem Monster einen Truthahnschenkel vorwerfen?«

»Nee. Einen verletzten Barkeeper.«

Donovan stutzte für einen Moment. Es war eine Reaktion, die sich sofort in Angst und dann in Verzweiflung verwandelte, als Angus die Pistole auf ihn richtete. Mit einer einzigen schnellen Bewegung zielte der Killer auf das Bein des Barkeepers und schoss ihm in den Oberschenkel.

»Aaagh! SCHEISSE !« Donovan stürzte zu Boden und umklammerte seinen rechten Oberschenkel an der Stelle, wo die Kugel eingedrungen war. Blut quoll pulsierend aus der Wunde, sickerte in sein Hosenbein und zwischen den Fingern hindurch, während er versuchte, den Strom zu stoppen. Ein langes, leises Stöhnen drang aus seinem Mund, während er sich hin und her wiegte.

Angus blickte auf ihn herab und zuckte die Achseln. »Tut mir leid, Mann. Wie ich sagte, nur der Stärkste überlebt.« Damit trat er zur Seite und schob sich hinter zwei stählerne Küchenwagen, damit der Zombie zu Donovan freie Bahn hatte. Die Kreatur nahm direkten Kurs auf den unglücklichen Barkeeper auf dem Boden und gestattete Angus auf diese Weise, ungehindert zur Tür zu schleichen. Er machte sich noch nicht einmal die Mühe, sich umzudrehen, während er weiter in die Bar ging.

Außerhalb der Küche herrschte eine unbeschreibliche Massenpanik. Zombies und Menschen rannten in der Bar und im Gang herum, der zu ihr führte. Die Szene erinnerte an eine blutige Hooligan-Schlacht während eines Football-Matches. Zombies jagten Hotelgäste vor sich her und schnappten sich jeden, der das Pech hatte, von den verschiedenen Gruppen getrennt zu werden. Angus achtete darauf, so wild und demonstrativ wie möglich mit seiner Pistole herumzuwedeln in der Hoffnung, dass die Zombies sie sahen und es sich zweimal überlegten, ob sie angreifen sollten. Sie verfügten zwar nicht mehr über nennenswerte Mengen von Gehirnmasse, aber wie alle anderen Kreaturen besaßen sie einen Überlebenswillen, obgleich sie untot waren.

Anscheinend ließen sie ihn tatsächlich in Ruhe und hofften ohne Zweifel, leichtere Beute zu finden.

Bisher unbehelligt, konnte Angus erkennen, dass die schmutzstarrenden Erscheinungen durch die Empfangshalle hereindrängten. Eine schnelle Entscheidung war notwendig und er traf sie. *Schlag die entgegengesetzte Richtung ein und such dort nach einem Ausgang.* zügig trabte er zu einer cremefarbenen Doppeltür am Ende des Ganges. Während seines Laufs begann der Fußboden unter seinen Füßen zu schwanken und die Wände gaben nach. Putz und Mauerwerk regneten von der Decke herab. Dies war eindeutig nicht der geeignete Zeitpunkt, um zu trödeln.

Die Türen waren etwa zwanzig Meter weit entfernt und zwischen ihm und dem Ausgang trieben etwa sechs Zombies eine Gruppe von Gästen vor sich her, die auf der Suche nach einem Fluchtweg die gleiche Idee gehabt hatten wie Angus. Überraschend schnell zu Fuß, holten die

Zombies sich die langsamsten Gäste. Angus, der weiterhin drohend mit der Pistole fuchtelte, konnte sich unbehelligt durch das Gemetzel zu den Türen schlängeln. Eine vor Angst wie versteinert aussehende blonde Frau mittleren Alters in einem grünen Kleid rannte vor ihm hindurch, blieb jedoch stehen, um ihm höflich die Tür aufzuhalten, nachdem sie die Schwelle überschritten hatte.

Die Tür führte von der Seite her in einen Korridor. Konfrontiert mit der Möglichkeit, sich nach rechts oder nach links zu wenden, blickte Angus in beide Richtungen. Wenn er nach rechts abbog, landete er nach zwanzig Metern in einer Sackgasse. Die einzige andere Möglichkeit war, nach links abzubiegen und zum Zentrum des Hotels und zum Konzertsaal zurückzurennen. Er versetzte der Frau im grünen Kleid einen heftigen Stoß in den Rücken und schleuderte sie gegen die gegenüberliegende Wand. Sie schlug mit dem Gesicht dagegen und sackte auf dem Fußboden zusammen. Angus vergeudete keine Zeit und lief den Korridor hinunter, in dem nichts von einem Zombie zu sehen war, obgleich die Schreie der Opfer, die sie attackierten, unüberhörbar zu ihm drangen. Als er die Öffnung eines Seitengangs erblickte, der von links in seinen Gang mündete, wechselte Angus sofort auf die rechte Seite und hielt sich dicht an der Wand. Falls irgendwas oder irgendwer ihn angreifen sollte, wollte er so weit wie möglich von der Gangöffnung entfernt sein, in der er, sie oder es vermutlich auf ihn lauerte.

Während er sich der Gangmündung näherte, verfiel er in ein schnelles Gehtempo für den Fall, dass Zombies es auf ihn abgesehen hatten. Seine Pistole war gespannt und schussbereit. Was er jedoch erblickte, als er die Einmündung erreichte und in den Seitengang schaute, war eine Anzahl Zombies, die mit einem Mann in einer schwarzen Lederjacke kämpften. Der Mann trug eine Kapuze auf dem Kopf. Aber nicht das war es, was Angus' Interesse weckte. Zwischen ihm und dem Kapuzenmann befand sich die Judy-Garland-Imitatorin. Sie kam durch den Korridor rückwärts gehend auf ihn zu.

Bis zu diesem Moment war der ganze Tag ein einziger Misserfolg gewesen. Er hatte viel Zeit mit dem Versuch vergeudet, sich seine zwanzigtausend von Sanchez zurückzuholen, und hatte die Gelegenheit vermasselt, den Mordauftrag auszuführen, den Julius ihm angeboten hatte. Jetzt ergab sich die Chance, den Job zu erledigen, den man ihm übertragen hatte, und vielleicht später das Honorar doch noch zu erhalten.

Es lohnte sich doch, eine Kugel für diese Schlampe zu opfern, oder etwa nicht?

Er brauchte nicht nachzudenken. Während sich die junge Frau umwandte, zielte er und feuerte ihr eine Kugel mitten in die Brust.

Ihr Gesichtsausdruck war unbezahlbar. *Totale Überraschung.*

Angus liebte das Töten. Und wenn das Opfer völlig überrumpelt wurde und ihm in die Augen sah, nachdem es von einer Kugel getroffen wurde – nun, ein Auftrag konnte nicht eleganter als auf diese Art und Weise erledigt werden.

Der Mann in Judy Garlands Begleitung lieferte sich gleich mit drei Zombies einen heftigen Faustkampf und machte seine Sache verdammt gut. Als er den Schuss hörte, erstarrte er für einen kurzen Moment. Er schaffte es, zwei von den Zombies gleichzeitig zu Boden zu strecken, während der dritte ihn umkreiste und auf eine Angriffsmöglichkeit wartete und sich dabei Zeit ließ. Der Kapuzenmann fuhr herum und sah Judy Garland auf dem Boden liegen. Ihre Beine hatten in den Knien nachgegeben und waren eingeknickt. Sie brach zusammen, landete auf der Seite, ehe sie auf den Rücken rollte und zur Decke starrte. Angus konnte das Gesicht unter der dunklen Kapuze erkennen. Es zeigte einen zutiefst betroffenen Ausdruck. Es war offensichtlich, dass die Frau ihm etwas bedeutet hatte, denn er schien für einen kurzen Moment den dritten Zombie hinter sich zu vergessen, während er die Frau zusammensinken sah. Für einen Sekundenbruchteil schaute er zu Angus, und ihre Blicke trafen sich. Angus lächelte. Dieser Typ schien sich offenbar für einen harten Burschen erster Klasse zu halten. Aber er war von Zombies

umzingelt. Während der dritte Zombie den Mann von hinten attackierte, zwinkerte Angus ihm zu. Der Job war erledigt.

Eine halbe Minute später verließ Angus das Hotel durch den Notausgang, der auf den hinteren Parkplatz führte. Zu diesem Zeitpunkt bebte der Untergrund heftig unter seinen Füßen, und er war froh, sich im Freien zu befinden. Das Gebäude fiel offenbar in sich zusammen.

Lange würde es nicht mehr dauern, ehe das Hotel und der Parkplatz in einem tiefen Abgrund in der Erde verschwinden würden. Angus hatte keine Ahnung, wodurch das Erdbeben ausgelöst worden war, und er hatte nicht die Zeit, in Ruhe darüber nachzudenken. Er suchte den Parkplatz nach seinem Wohnmobil ab in der Hoffnung, dass die Zombies den Schlüssel (und seine Tom-Jones-CD) darin gelassen hatten. Es war nirgendwo zu sehen, und da Teile des Parkplatzes bereits von tiefen Rissen durchzogen wurden und in den Schlund der Hölle sanken, entschied er, dass es bestimmt sicherer wäre, sich den besten Wagen auf dem Parkplatz zu schnappen.

Zufälligerweise war es ein schwarzer Pontiac Firebird. Er jagte einen Schuss durch das Fenster auf der Fahrerseite und entriegelte den Wagen von innen. Er brauchte keine dreißig Sekunden, um die Zündung kurzzuschließen. Der schwere V8-Motor erwachte mit einem kehligen Grollen zum Leben.

Eine Minute später war Angus wieder auf dem Highway und im Begriff, den Devil's Graveyard hinter sich zu lassen.

ZWEIUNDSECHZIG ♦

Der Pistolenschuss übertönte die quakenden Frösche, das Knirschen der Mauern und die grässlichen Laute der Untoten und ihrer Opfer. Und das konnte nur eins bedeuten. Aus den Augenwinkeln gewahrte der Kid, wie Emily abrupt stoppte. Ehe er sich vollends umdrehen konnte, musste er sich gegen zwei Zombies zur Wehr setzen. Mit einem Schwinger seines rechten Arms erwischte er seinen nächsten Gegner am Kopf. Hart krachte die Rückseite seiner Faust gegen den Schädel. Der Treffer warf den Zombie gegen seinen Kameraden. Beide landeten auf dem Boden und rollten ineinander verknötet durch den Korridor auf die aufklaffende Spalte im Fußboden zu. Auf der anderen Seite der Spalte hielt sich der dritte Zombie immer noch zurück und wartete auf seine Chance zum Angriff. Der Kid ignorierte ihn und hielt Ausschau, von wo aus der Schuss abgefeuert worden war.

Emily lag verkrümmt auf dem Boden. Die Kugel hatte sie in die Brust getroffen und ihre Beine waren unter ihr eingeknickt. Blut quoll aus einem Loch in ihrer Brust, tränkte ihr blaues Kleid und verlieh ihm eine grässliche Farbe, die von Weitem wie Schwarz aussah. Sie schaute zum Kid hoch, und er sah in ihren Augen nackte Todesangst flackern. Eine rote Flüssigkeit sickerte aus ihrem rechten Mundwinkel, während ihre Lunge sich mit Blut füllte. Aber wer hatte geschossen? Der Kid blickte den Korridor hinunter, dorthin, wo ein zweiter abzweigte. An der Kreuzung stand mit einer Pistole in der Faust ein Riese von einem Mann. Er hatte langes rotes Haar, das zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war, und einen gleichfarbenen Spitzbart. Er trug die gleiche Kleidung, wie der Kid sie häufig trug, dunkel und darüber einen Trenchcoat, der so geschnitten war, dass man darin Waffen verstecken konnte. Ihre Blicke trafen sich kurz, dann zwinkerte der Schütze ihm zu und verschwand im Hauptkorridor.

Ehe der Kid die zusammengebrochene junge Frau erreichte, spürte er, wie der dritte Zombie ihm auf den Rücken sprang und seine knöchigen grauen Arme um seinen Hals schlang. Diese Kreatur war dünn und hager und lediglich mit einer zerfledderten grauen Shorts bekleidet. Der Kid machte einen Schritt rückwärts zur Wand hinter ihm und schmetterte die Wirbelsäule seines Gegners dagegen, ehe er ihm ein Stück Fleisch aus dem Hals reißen konnte. Dann wirbelte er herum und rammte ihm die rechte Faust mitten ins Gesicht. Das Geräusch von brechenden Knochen ertönte und das Gesicht zerfiel regelrecht. Die Arme des Zombies sanken kraftlos herab. Er konnte sich nicht mehr verteidigen, daher schleuderte der Kid ihn durch den zerbröckelnden Korridor zu den beiden anderen Untoten. Sie waren gerade im Begriff, sich auf die Füße zu kämpfen. Als der dritte Zombie gegen sie prallte, sackten sie erneut auf dem Boden zusammen. Es gab leichtere Beute zu jagen als den Kid und sogar mit ihrem begrenzten Intellekt begriffen sie das sehr schnell. Er achtete nicht weiter auf sie, während sie sich in Richtung Konzertsaal durch den Korridor entfernten.

Emily lag auf dem Rücken und rang keuchend und würgend nach Luft. Er eilte zu ihr hin. Ehe er sie erreichte, warf ein weiteres heftiges Erdbeben ihn gegen die Korridorwand. Er prallte davon ab und landete auf dem Bauch neben Emily. Sie starrte keuchend und mit weit aufgerissenen Augen zur Decke. Während der Kid sich auf den Knien aufrichtete, griff er nach ihrer rechten Hand. Offenbar steckte nicht mehr allzu viel Kraft in ihr, während ihr Leben verrann. Die Berührung seiner Hand schien sie aus einer beinahe hypnotischen Trance zu wecken, in der sie starr zur Decke geblickt hatte. Sie blinzelte, dann sah sie in die Augen des Kid. Ihre eigenen Augen begannen sich mit Tränen zu füllen, und sie würgte ein paar kaum verständliche Worte hervor, die bewirkten, dass mehr Blut aus ihrem Mund floss.

»Ich will nach Hause.«

Der Bourbon Kid presste seine freie Hand auf seinen Mund, während er spürte, wie sich in seiner Kehle ein dicker Kloß bildete. Sie erinnerte ihn so sehr an Beth, das Mädchen, das er geliebt und zehn Jahre zuvor verloren hatte. Die Ähnlichkeit war geradezu unheimlich. Die gleiche Kleidung, das gleiche freundliche, großzügige und betörend unschuldige Gesicht. Er betrachtete sie, während sie weitere Worte hervorhauchte.

»Ich will nicht sterben.«

»Ich weiß.« Obgleich seine Kehle sich verkrampfte, hatte seine Stimme ihren rauen Klang verloren.

Ihre Zöpfe hatten sich aufgelöst und ihr Haar war völlig zerzaust. Der Kid wischte einige Strähnen aus ihren Augen und strich sie über die Stirn nach hinten. Obgleich sie sich für den Kid kalt anfühlte, schwitzte sie heftig und ihr Atem kam rasselnd und mühsam. Ihr Mund hatte sich mit Blut gefüllt und sie konnte es weder ausspucken noch hinunterschlucken.

Tränen rannen über ihre Wangen. »Lass mich nicht hier liegen«, röchelte sie. »Ich will nicht alleine sterben.«

»Es ist okay. Ich bleibe hier.«

Es war anscheinend nicht der geeignete Moment, um sie daran zu erinnern, dass sie nur wenige Minuten davon entfernt waren, zusammen mit dem Hotel und allem und allen, die sich darin befanden, in die Hölle hinabzufahren. Für Emily hoffte er, dass sie gestorben wäre und ihre Seele ihren Körper verlassen hätte, ehe das geschah. Ihre Hand wurde rasend schnell kälter und ihr Griff, mit dem sie seine Hand umklammerte, immer schwächer. Das Einzige, das ihm in diesem Moment einfiel, war, ihre Hand noch fester zu drücken, als würde ihr das helfen, die Schmerzen zu ignorieren, die in ihr tobten. Und sie wissen zu lassen, dass er bei ihr war. Er würde sie nicht im Stich lassen.

Der Putz an der Decke bekam Risse und zerbröselte, als das gesamte Gebäude durchgeschüttelt wurde. Der Kid schaffte es, mit der freien Hand ein paar Trümmer abzuwehren, sodass sie nicht auf Emily fielen. Der dunkle Blutfleck von der Schusswunde breitete sich weiter auf der oberen Hälfte ihres Kleides aus, während das Blut aus ihrem Mundwinkel die weißen Ärmel rot färbte. Als die Spalte, die den Korridorboden durchzog, weiter aufklaffte, drohte Emilys Körper über den Rand zu rutschen und in den qualmenden Höllenschlund zu stürzen. Der Kid zog sie zurück, um dafür zu sorgen, dass sie nicht darin verschwand, ehe sie gestorben war.

Ein paar Sekunden später verdrehten sich ihre Augen und ihre Hand erschlaffte in seiner. Ihr Atem versiegte und ihr Körper sackte leblos auf den Boden.

DREIUNDSECHZIG ♦

Das Hotel Pasadena zerfiel in einem beängstigenden Tempo. Im Parterre erschienen breite Risse in den Decken, den Fußböden und den Wänden. Sanchez wusste, dass die Decke jeden Moment auf ihn herabstürzen konnte oder dass ein Riss ihn verschluckte und in die Tiefen der Hölle stürzen ließ. Während er durch die Lobby zum Vordereingang sprintete, betete er im Stillen, dass er es heil bis nach draußen schaffte. Die Wüste war ihm nie verlockender erschienen.

Er war eigentlich nie besonders gut zu Fuß gewesen, da er es vorzog zu fahren, wann immer er eine Strecke von mehr als fünfzig Metern zurücklegen musste. Aber nun, da sein Leben in Gefahr war, hätte er es tempomäßig mit jedem Windhund aufnehmen können. Jacko hatte sich als unbezahlbar erwiesen, indem er ihnen den Fluchtweg gezeigt und die Zombies auf Distanz gehalten hatte, doch nun, als der nächtliche Himmel draußen zu sehen und nur noch wenige Schritte entfernt war, beschloss Sanchez, den Nachbrenner einzuschalten.

Ein breiter Riss im Marmorboden der Empfangshalle erweiterte sich furchterregend schnell. Er verlief vom Korridor mitten durch den Empfangsbereich bis zum Hoteleingang. Während Sanchez Anstalten machte, Jacko auszuweichen, um ihn zu überholen, verdoppelte der Riss im Boden plötzlich seine Breite. Er maß nun gut zwei Meter. Die rote Fußmatte vor den Überresten der Eingangstür verschwand plötzlich im Abgrund. Das Hotel brach im wahrsten Sinne des Wortes in der Mitte auseinander. In seiner Hast, die qualmende Erdspalte zu meiden und den Ausgang zu erreichen, prallte Sanchez gegen Jacko, als er ihn passierte. Der Blues Brother stieß einen überraschten Schrei aus, und Sanchez hörte ihn stolpern und stürzen.

Es blieb keine Zeit, sich umzudrehen und sich zu vergewissern, ob er es ebenfalls schaffte. Sanchez hatte den Anflug eines schlechten Gewissens, aber sich selbst in Sicherheit zu bringen hatte höchste Priorität, daher rannte er, so schnell er konnte und seine dicken Beine ihn trugen, weiter, sobald er an dem Mann, der behauptete, Robert Johnson zu sein, vorbei war.

Er konnte Elvis brüllen hören, er solle schneller rennen. Janis kreischte etwas, das wie »fetter Bastard« klang. Bei dem Geschehen ringsum brauchte er keine weitere Aufmunterung. Er stürmte durch die Reste der Hoteltür und die Treppe zur langen Auffahrt hinunter. Dann rannte er weiter und schaute nur einmal zurück, um zu sehen, dass ein großer Teil des riesigen Hotelbaus bereits in dem breiten Krater versunken war, der plötzlich auf dem ansonsten sorgfältig gepflegten Gelände klaffte.

Schließlich, als er kaum noch Luft holen konnte, kam Sanchez am Ende der Hotelauffahrt unter dem Willkommensschild, das die Einfahrt überspannte, keuchend zum Stehen. Rechts und links von ihm war der Highway dunkel und verlassen, aber er fühlte sich halbwegs sicher. Von dem Beben hinter ihm war so weit vom Hotel entfernt nichts mehr zu spüren. Sich nach vorn beugend und die Hände auf die Oberschenkel stützend, um seinen Atem zu beruhigen, sah er zu seiner Freude, dass Elvis und Janis ebenfalls heil aus dem Inferno herausgekommen waren. Sie machten beide einen erleichterten Eindruck, obgleich so gut wie sicher damit zu rechnen war, dass Janis gleich zu fluchen beginnen würde. Aber von Jacko, Emily oder Freddie war nichts zu sehen.

»Sind die anderen rausgekommen?«, keuchte Sanchez.

Janis meldete sich zu Wort. »Wir wurden schon ziemlich früh von Emily und Freddie getrennt. Vielleicht haben sie es auf einem anderen Weg geschafft.«

»Was ist mit diesem Bluestypen?«, fragte Sanchez. »Er war doch bis gerade noch bei uns, oder?« Elvis, der praktisch gar nicht außer Atem war und sich offensichtlich noch nicht mal die Frisur durcheinandergebracht hatte, schüttelte den Kopf und sah ihn missbilligend an.

»Du meinst Robert Johnson? Den Knaben, der praktisch den Blues erfunden hat?«

»Ja, den.«

»Die Gitarrenlegende? Den Typen, der uns alle gerettet hat, indem er die verdammten Zombies von uns fernhielt?«

»Ja. Genau den meine ich.«

»Du hast ihn in einen verdammt breiten Spalt im Fußboden gestoßen. Ich würde sagen, dass er im Augenblick mit dem Teufel diniert.«

Sanchez verzerrte das Gesicht. Das war peinlich. Jetzt war eine launige Bemerkung gefragt, um die düstere Stimmung ein wenig zu heben. »Da kann man nur hoffen, dass er einen langen Löffel hat«, witzelte er.

Elvis war absolut nicht beeindruckt. »Einen langen Löffel? Was zum Teufel hat das mit irgendetwas zu tun?«

»Keine Ahnung. Habe ich nur so dahingesagt«, murmelte Sanchez verlegen.

»Verdammt, Sanchez. Deine feige Art hat gerade einen der größten Musiker aller Zeiten geradewegs in die Hölle fahren lassen. Schämst du dich denn überhaupt nicht?«

»Besser er als wir, oder?«

Elvis seufzte verärgert und wandte sich ab. Hinter sich konnte Sanchez das Poltern des einstürzenden Hotels hören. Es klang wie ein auseinanderbrechender Eisberg. Das Gebäude war fast vollständig verschwunden. Die Penthouse-Suiten im obersten Stockwerk verschwanden langsam in einer dichten Staubwolke unter der Erdoberfläche wie ein ausgebranntes Feuerwerk. In diesem Moment, über dem Getöse des versinkenden Hotels deutlich zu hören, erklangen das Dröhnen eines starken Motors und das metallische Knirschen einer laienhaft bedienten Gangschaltung.

Aus der Staubwolke, die den Untergang des Hotels markierte, erschien ein großes blaues Wohnmobil. Es hatte auf dem Parkplatz auf der Rückseite des Gebäudes gestanden, doch nun brauste es die Auffahrt hinunter und nahm Kurs auf Sanchez, Elvis und Janis.

»Hey! Hier sind wir!«, rief Elvis und winkte heftig.

Der schwere Wagen raste auf sie zu und ließ die herabstürzenden Trümmer und die Risse im Beton der Auffahrt hinter sich. Als er die Straße erreichte, hielt der Fahrer neben den drei Überlebenden an. »Dieser verdammte Tag wird von Minute zu Minute seltsamer, nicht wahr?«, stellte Sanchez fest.

Die vordere Falttür des Wohnmobils öffnete sich mit einem leisen zischen. Dann drang die Stimme von Tom Jones, de. »It's Not Unusual« sang, aus den Stereolautsprechern des Vans. Sanchez rannte zur Tür und stieß in seinem Eifer, als Erster in den Van zu steigen, Janis Joplin beiseite. Als er den Wagen betrat, sah er zu seiner namenlosen Verwunderung, dass am Steuer niemand anders als Annabel de Frugyn, die Mystische Lady, saß.

»Hey, hallo, Sanchez«, krächzte sie und entblößte mit ihrem breiten Lächeln ihre Zahnlücken.

»Oh – ja.« Für einen kurzen Moment fehlten ihm die Worte. Dann: »Hi. Superidee, den Campingwagen zu stehlen«, sagte er anerkennend. Er fand es höchst verwirrend, überhaupt irgendetwas Anerkennendes zu der alten Hexe zu sagen.

»Ja, ich hatte eine Vorahnung, dass so etwas wie ein Erdbeben kurz bevorstand, daher sah ich mich auf dem Parkplatz um und fand dieses reizende Gefährt mit dem Schlüssel immer noch im Zündschloss. Und einer Tom-Jones-CD im Player, die vom Meister persönlich signiert wurde.« Elvis und Janis folgten Sanchez an Bord und begaben sich in den hinteren Teil des Wohnmobils. Von dort rief Elvis der Mystischen Lady zu: »Yo, Frau! Dann nagle mal das Gaspedal aufs Bodenblech, Baby. Sehen wir zu, dass wir schnellstens von hier verschwinden.«

»Aber sicher, King«, meinte Annabel mit einem einfältigen Lächeln. Elvis hatte eigentlich immer eine solche Wirkung auf Frauen, sogar auf solche, die so eindeutig verschroben waren wie die Mystische Lady.

Sanchez nahm direkt hinter Annabel Platz. Für einen kurzen Moment saß er da und sagte gar nichts. Dann machte er einen tiefen Atemzug aus Freude darüber, dass er dem Massaker und der Zerstörung entkommen war. Ein komfortabel gepolsterter Sitz hatte sich noch nie so gut angefühlt, auch wenn seine verschwitzten Gesäßhälften an dem Plastikbezug des Sitzes kleben blieben. Während sie den Highway hinunterjagten, drehte er sich um und verfolgte die letzten Momente des Hotels, als es in die Höllengrube stürzte. Als sie einen knappen Kilometer zurückgelegt hatten, war das Hotel Pasadena völlig verschwunden. Jedem ahnungslosen Besucher wäre es vorgekommen, als hätte es nie existiert.

Sichtlich ernüchtert schaute er in den Innenspiegel am oberen Rand der Windschutzscheibe. Er konnte darin das Gesicht der Mystischen Lady erkennen. Sie lächelten einander an. Vielleicht war sie trotz allem doch nicht so übel.

»Sind Sie okay, Sanchez?«, erkundigte sie sich.

»Mir ging es schon mal besser.«

»Nun, wir sind jetzt alle in Sicherheit. Und in null Komma nichts zurück in Santa Moniega.«

»Solange nichts schiefgeht.«

»Das wird es nicht. Ich sehe uns ohne Zwischenfälle heimkehren.«

»In die Zukunft blicken zu können, zählt sich manchmal ganz gut aus, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte Annabel. »Ich habe beim Roulette ganz schön abgeräumt, wissen Sie.«

»Ja? Denn dieser Tipp, den Sie mir gaben, war nicht besonders gut. Ich habe ein Vermögen verloren, als Sie Rot vorhersagten.«

Annabel lächelte. »Das ist seltsam. Wissen Sie, das war das einzige Mal an diesem Tag, dass ich nicht gewonnen habe.«

»Wie bitte?«

»Ich habe am Roulettetisch heute fast einhunderttausend Dollar gewonnen. Ich habe mich nur ein einziges Mal geirrt, als Sie Ihr Geld verloren.«

»Vielen lieben Dank«, sagte Sanchez bitter.

Ein wissendes Grinsen huschte über das faltige Gesicht der Mystischen Lady. »Wenn Sie mir das nächste Mal etwas zu trinken anbieten, überlegen Sie es sich vielleicht zweimal, ehe Sie mir Pisse geben«, schlug sie vor.

Danach hätte er die Fahrt am liebsten im hinteren Teil des Wohnmobils so weit wie möglich von Annabel entfernt fortgesetzt. Unglücklicherweise brauchten Elvis und Janis ein wenig Privatsphäre. Sanchez gab sich alle Mühe, nicht zu neugierig zu sein, aber seine gelegentlichen Blicke nach hinten wurden durch das Bild von Janis belohnt, die auf der Schlafcouch kniete, während Elvis sie von hinten beglückte. Und Janis war auch keine ausgesprochen leise Bettpartnerin. Powersex milderte ihr Tourette-Syndrom so gut wie gar nicht.

Der Mond und eine Million Sterne standen leuchtend und funkelnd am Himmel. Sie erhellten die Wüste und das lange Band des Highways mit einem angenehmen Licht, das nicht auf das Böse an dem Platz schließen ließ, auf dem das Hotel gestanden hatte. Sanchez hatte für Mondlicht noch nie viel übrig gehabt, aber nach all dem, was er durchgemacht hatte, fand er bei seinem Anblick einen tiefen Trost. Es hatte während der vergangenen vierundzwanzig Stunden Momente gegeben, in denen er fest geglaubt hatte, natürliche Dinge wie das Leuchten des Mondes und das Funkeln der Sterne nie wieder zu sehen. Von seinem Platz hinter Annabel gestattete ihm der Lichtschimmer, eine Kreuzung bereits zu erkennen, ehe sie von den Scheinwerfern des Wohnmobils aus dem Dunkel gerissen wurde. Er konnte sich nicht erinnern, sie während der Fahrt zum Hotel gesehen zu haben, und da dort kein Hinweisschild mit genauen Fahrthinsen zu erkennen war, hoffte er, dass Annabel wusste, welche Straßen sie nehmen musste. Sie bremste den Van auf Schritttempo herunter, während sie sich der Kreuzung näherten. Dann lehnte sie sich

zurück und schaute Sanchez über die Schulter an.

»Wissen Sie, wie es von hier aus weitergeht?«, fragte sie.

»Ich habe nicht den leisesten Schimmer. Geradeaus ist wahrscheinlich ebenso gut wie jede andere Richtung.«

»Das weiß ich nicht«, sagte Annabel zweifelnd. Sie hatte sich immer noch halb zu Sanchez umgewandt und achtete nicht auf die Straße vor ihr. An ihr vorbei auf die Kreuzung blickend, der sie sich näherten, entdeckte Sanchez einen Mann, bekleidet mit einem schwarzen Anzug und einem Filzhut auf dem Kopf, der auf dem Mittelstrich der Straße dahinschlenderte. Er wäre sogar im grellen Scheinwerferlicht kaum zu erkennen gewesen, wenn er nicht einen langen weißen Wegweiser auf der Schulter getragen hätte.

»ACHTUNG!«, rief Sanchez laut.

Annabel wandte sich ruckartig wieder zur Windschutzscheibe um und rammte gleichzeitig den Fuß aufs Bremspedal.

»Mein Gott! Wer zur Hölle ist das?«, fragte sie.

Sanchez erhob sich und ging zu ihr nach vorne. Der Wegweiser, den der Mann schleppte, bestand aus vier Richtungsschildern, die rechtwinkelig zueinander angeordnet und jeweils mit einem Zielort beschriftet waren, die Sanchez jedoch nicht lesen konnte.

»Ich glaube«, sagte er leise, »das ist Robert Johnson.« Er dachte an den jungen Sänger, den er nur wenige Stunden zuvor als Jacko kennengelernt hatte. Irgendwie passte dieser Name nicht mehr zu ihm.

Annabel runzelte die Stirn. »Der Blues Man?«

»Ja.«

»Der Mann, der an der Wegkreuzung seine Seele dem Teufel verkauft hat?«

»Ja. Genau der. Wie zum Teufel hat er es geschafft, so schnell hier zu sein? Ich dachte, ich hätte ihn im Hotel getötet.« Als er ihren Gesichtsausdruck bemerkte, fügte er hastig hinzu: »Scheiße, das war ein Unfall.«

»Ich weiß nicht so recht, ob ich mehr darüber hören muss«, sagte Annabel spitz und schüttelte den Kopf. »Er war ein anständiger Kerl, dieser Robert Johnson.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, die Geister sagen mir, dass er uns den Weg nach Hause zeigen wird.«

Sanchez beobachtete, wie Robert Johnson den Wegweiser auf dem Erdboden absetzte und sich nach der geeigneten Stelle umsah, um ihn dort in den Boden zu rammen. »Ja, er stellt den Wegweiser wieder an der Kreuzung auf.«

»Genau.« Annabel wusste es offenbar längst.

»Ich frage mich nur, wo er ihn gefunden hat«, dachte Sanchez laut.

»Höchstwahrscheinlich dort, wo er ihn deponiert hat.«

»Meinen Sie, er hat ihn weggenommen?«

»Wie ich bereits meinte, er war ein guter Mann.«

»Wie zum Teufel kann das Entfernen von Wegweisern ihn zu einem guten Mann machen?«

Annabel seufzte. »Denken Sie doch nach, Sanchez. Dieser Wegweiser leitet Leute zum Hotel Pasadena. Indem er ihn immer zu Halloween von seinem Standort entfernt und irgendwo versteckt hat, dürfte Robert Johnson eine ganze Menge Leben gerettet haben. Und jetzt zeigt er uns den Heimweg.«

Sie deutete nach draußen, und sie konnten beide zuschauen, wie der schwarze Mann im Anzug den Wegweiser am Straßenrand, wo zwei Straßen der Kreuzung zusammentrafen, ins lockere Erdreich rammte. Nachdem er ihm sicheren Stand verschafft hatte, drehte er ihn. Annabel trat sacht aufs Gaspedal und der Van rollte langsam auf die Wegkreuzung zu. Als sie nahe genug herangekommen waren, um die Beschriftungen lesen zu können, sahen sie, dass der Mann, den

sie für Robert Johnson hielten, zu einem der weiß gestrichenen Richtungsschilder hinaufdeutete. In schwarzen Lettern standen darauf die Worte »NACH HAUSE«.

Annabel ließ das Fernlicht aufblitzen, um sich zu bedanken, und begann das Lenkrad nach rechts zu drehen. Während der Van herumschwang, winkte Sanchez dem Blues Man bedauernd zu, um sich dafür zu entschuldigen, dass er ihn in die Spalte im Fußboden des Hotels gestoßen hatte. Johnson winkte einmal zurück, dann zog er den Hut zum Zeichen, dass er keinen Groll gegen ihn hegte. Nach dieser letzten Geste verschwand er in der Nacht.

Der Van rollte eine weitere Stunde lang durch die Dunkelheit, ehe die Mystische Lady ihn vor dem ersten Motel parkte, das sie nach Verlassen des Devil's Graveyard erreichten. Sanchez hatte endlich einen sicheren Ort, wo er seinen müden Kopf zur Ruhe betten konnte.

Und er brauchte sich auch nicht mehr anzuhören, wie Janis Joplin ständig schrie: »Stoß mich fester, du verdammter Scheißkerl!«

VIERUNDSECHZIG ♦

Ein Frühstück in einem Motel war alles, was Sanchez sich hatte wünschen können. Er hatte sein Gepäck, sein Jackett und alles verloren, das er in seinem Zimmer im Hotel Pasadena zurückgelassen hatte. Da das Etablissement mittlerweile in den Tiefen der Hölle verschwunden war, bestand die berechtigte Chance, dass der Teufel und seine Lakaien mittlerweile in Sanchez' schönster Kollektion Hawaiihemden herumstolzierten. Daher gab er sich mit dem roten Hemd zufrieden, auch wenn es ein wenig verschwitzt war und muffig roch. Was seine Shorts betraf, so war er daran gewöhnt, sie wochenlang zu tragen, sodass es ihm nichts ausmachte, sie noch einmal anzuziehen.

Er saß an einem Tisch am Fenster des Motelrestaurants, ließ sich ein Frühstück mit gebratenen Eiern mit Speck schmecken und trank gelegentlich einen Schluck heißen Kaffee, der in einer Tasse dampfte. Dabei ließ er sich noch einmal alles durch den Kopf gehen, was am Vortag auf dem Devil's Graveyard vorgefallen war. Ihm gegenüber am Tisch saß sein guter Kumpel Elvis. Zumindest betrachtete Sanchez Elvis als seinen Kumpel. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden sie jedoch, sobald sie nach Santa Mondegga zurückgekehrt wären, nur noch wenig Kontakt miteinander pflegen, es sei denn, Elvis käme auf einen Drink ins Tapioca. *Aber, hey, dachte Sanchez, bei dem, was gestern geschah, sind wir uns doch ziemlich nahegekommen.*

Ebenso wie Sanchez trug Elvis dieselbe Kleidung, die er am Vortag getragen hatte. Aber im Gegensatz zu Sanchez sah er so cool wie eh und je aus, sodass sein ramponiertes Outfit um einiges weniger schäbig erschien als die Sachen des Barbesitzers. Sein Haar war noch immer glatt und geordnet trotz einer Nacht voll wildem Sex mit Janis. Er sah jedoch müde aus – so müde, als würde er jeden Moment einnicken, dachte Sanchez. Er trug seine obligatorische Sonnenbrille und hatte es sich auf der mit rotem Vinyl bezogenen Bank in der Nische gemütlich gemacht und streckte die Beine bis unter Sanchez' Bank auf der anderen Seite des Tisches. Vor dem King auf dem Tisch standen ein Teller mit einem Cheeseburger, den er noch nicht angerührt hatte, und ein Glas Orangensaft.

»Das war gestern ein ganz schön verrückter Tag, nicht wahr, Sanchez?«, meinte er.

»Ja. Nicht gerade das, was ich mir unter einem Vergnügungstrip vorstelle. Ich denke, nächstes Jahr bleibe ich in Santa Mondegga. Dort ist es auf jeden Fall erheblich sicherer.«

»Ja, Mann. Ein vernünftiger Entschluss.«

Sanchez verzehrte den letzten Happen auf seinem Teller und wischte sich den Mund mit einer Serviette ab, ehe er nach seiner Kaffeetasse griff.

»Meinst du, du siehst diese Janis-Joplin-Puppe wieder?«, wollte er von Elvis wissen, der aus dem Fenster auf den Parkplatz blickte, wo er anscheinend etwas entdeckt hatte.

»Ja, vielleicht. Sie ist ganz cool. Was das betrifft, Sanchez, solltest du mal mit dieser Annabel-Braut ausgehen. Sie ist total scharf auf dich, Kumpel.«

»Sie hat ganz sicher etwas Scharfes an sich«, knurrte Sanchez. »Ich kann es jedes Mal riechen, wenn sie in meine Nähe kommt.«

Elvis lachte höflich und blickte weiter aus dem Fenster. Sanchez konnte erkennen, wie er hinter seiner Sonnenbrille eine Augenbraue hob.

»Was ist los, Mann?«, fragte er.

»Yo, Sanchez«, sagte Elvis so leise, dass es fast wie ein Flüstern klang und niemand in ihrer Nähe es hören konnte. »Sieh dir mal den schwarzen Wagen da draußen an.«

Begleitet von einem Quietschen gequälten Vinyls wälzte Sanchez sein voluminöses Gesäß auf der Bank herum und sah aus dem Fenster zu dem Automobil. Und tatsächlich, vor einem der

Motelzimmer parkte ein schwarzer Pontiac Firebird. Er schaukelte heftig hin und her.

»Was meinst du, was da im Gange ist?«, fragte Sanchez.

Elvis grinste. »Ich schätze«, sagte er und dehnte jedes Wort auf seine typische lässige Art, »dass es dort gerade jemandem so richtig heftig besorgt wird.«

FÜNFUNDSECHZIG ♦

Invincible Angus hatte eine rundum unbefriedigende Nacht im Safari Motel verbracht. Nach den chaotischen Ereignissen des Vortags war er hier ohne einen Cent von dem Geld gelandet, das er gehofft hatte, abholen zu können. Er hatte es geschafft, die Judy-Garland-Imitatorin niederzuschießen, aber damit hatte er nichts verdienen können. Und er hatte sich auch nicht die zwanzigtausend Dollar von Sanchez geholt.

Als er am vorangegangenen Abend im Motel eingekcheckt hatte, war es ein wenig überhastet geschehen. Außer seiner Pistole hatte er auch einige persönliche Dinge, darunter eine Schachtel Patronen und seine Reservemagazine, in seinem neu erworbenen Pontiac Firebird zurückgelassen, den er auf dem reservierten Platz vor seinem Zimmer geparkt hatte. Auch in guten Zeiten nicht unbedingt die cleverste Entscheidung, aber ausgesprochen dämlich, wenn der Wagen auf der Fahrerseite kein Fenster mehr besaß, weil er es hatte zerschießen müssen. Aber Halloween war von Anfang bis Ende so hektisch und enttäuschend verlaufen, dass er keinen anderen Wunsch mehr gehabt hatte, als sich eine Nacht lang ungestört auszuschlafen. Nun, da er diesen Schlaf gefunden und ausgekostet hatte, war er wieder hellwach.

Das Motelzimmer, in dem er die Nacht verbracht hatte, war ziemlich einfach, aber es war auf jeden Fall besser, als die Nacht in der Hölle oder im Magen eines Zombies zu verbringen, was wahrscheinlich mehr oder weniger das Gleiche war. Er ging nach draußen und atmete tief die frische Morgenluft ein. Nach allem, was geschehen war, fühlte es sich ganz einfach gut an, unter den Lebenden zu weilen. Wenigstens das war etwas, wofür er dankbar sein konnte.

In diesem Moment entdeckte Angus etwas, das sich möglicherweise als Glücksfall entpuppen konnte. Auf der anderen Seite des Parkplatzes befand sich das Motelrestaurant. Und in einer Nische am Fenster sitzend und sich den Mund mit Bratwurst vollstopfend, saß dieser verdammte Sanchez Garcia. Und in seiner Gesellschaft befand sich sein Kumpel, dieser Elvis-Wichser. Vielleicht hatten diese beiden Mistkerle Angus' zwanzig Riesen noch. Und wenn nicht? Nun, dann würde es sich noch immer lohnen, sie zu töten.

Er schloss die Moteltür leise hinter sich, um sich nicht bemerkbar zu machen. Er brauchte nichts anderes zu tun, als sich zwei der geladenen Magazine zu holen, die er dummerweise am Abend vorher im Wagen liegen gelassen hatte. Dann würde er diese beiden Bastarde umbringen und in der Wüste verscharren. Und nicht einmal besonders tief, da die beiden sich ihr Grab selbst schaufeln würden.

Wenn man die Hitze am Vortag bedachte, dann war es an diesem Morgen überraschend kalt. Raureif bedeckte die Windschutzscheibe des Wagens, hervorgerufen durch die eisige Kälte der Wüstennacht. Während er zur Fahrertür ging, schaute Angus zur Sonne, die soeben über dem Horizont aufging. Ihre Strahlen blendeten ihn und er war dankbar für die dunkel getönten Fensterscheiben des Firebird.

Er öffnete die Wagentür und spürte unter den Fingern den Raureif auf dem Türgriff. Er hob die rechte Hand und hauchte warme Luft auf seine Fingerspitzen. Diese Finger mussten angewärmt werden, um den Abzug seiner Pistole betätigen zu können. Er blickte wieder zum Restaurant. Sanchez und Elvis hatten ihn anscheinend noch nicht entdeckt. Während er in den Wagen einstieg, behielt er Sanchez, der gierig sein Frühstück verschlang, wachsam im Auge. *Diesem diebischen Hurensohn würde es noch gründlich leidtun, sich jemals mit Invincible Angus angelegt zu haben.*

Der schwarze Ledersitz im Wagen war eisig kalt und er fröstelte, als er sich hineingleiten ließ und die Tür zuzog. Weiterhin seine beabsichtigten Opfer beobachtend, griff er blind nach dem

Handschuhfach, wo er die Patronen und die Reservemagazine am Vorabend deponiert hatte. Dabei berührte seine Hand etwas auf dem Beifahrersitz. Er fuhr erschrocken herum, um nachzusehen, was es war, und zuckte geschockt zurück. Neben ihm auf dem Beifahrersitz saß zusammengesunken eine Leiche.

Judy Garland.

Die Frau, die er in der vorangegangenen Nacht im Hotel erschossen hatte. Sie roch außerdem ziemlich übel. Die Vorderseite ihres blau-weißen Kleides hatte sich von einem dunklen Fleck getrockneten Blutes, wo seine Kugel in ihre Brust gedrungen war, nahezu schwarz verfärbt. Ihr Gesicht war grässlich, die Augen offen, aber völlig verdreht, sodass nur das Weiße zu sehen war. Ihr Haar war zerzaust und steif von getrocknetem Blut, und von den hübschen Zöpfen war nichts mehr zu erkennen. Im Tod hatten die Lippen sich verkrampft und bildeten eine schreckliche Fratze, die an ein zähnefletschendes Raubtier erinnerte.

Mein Gott!, dachte er. *Wie zur Hölle war diese Frauenleiche in seinen Wagen gelangt?* Sobald er sich diese Frage stellte, gefror Angus das Blut. Ein Blick in den Innenspiegel lieferte ihm die Antwort.

Hinter ihm auf dem Rücksitz saß eine dunkle Gestalt mit einer Kapuze auf dem Kopf.

ENDE (vielleicht ...)

